This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Aufl.	„	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„	M. 2.50.
—„— Menschenkinder. Novellencyklus.	„	M. 3.50.
—„— Ma. Ein Porträt.	„	M. 2.50.
Anzengruber, Ludw., Wolken und Sunn'schein. 2. Aufl.	„	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman.	„	M. 3.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman.	„	M. 3.50.
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl.	„	M. 4.—
—„— Um Helena. Roman.	„	M. 3.50.
Bülow, Frieda v., Kara. Roman.	„	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen.	„	M. 2.50.
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	„	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Margarete. 4. Auflage.	„	M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„	M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen.	„	M. 3.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage	„	M. 2.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	„	M. 3.50.
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Der König der Bernina. Roman. 9. Auflage.	„	M. 3.50.
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	„	M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 2. Auflage.	„	M. 1.50.
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	„	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Kaiser, Isabelle, Wenn die Sonne untergeht.	„	M. 2.50.
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen.	„	M. 2.50.
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	„	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen. Geheftet M. 3.—
—.— Vom heißen Stein. Roman. „ M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman. „ M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl. „ M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage. „ M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage. „ M. 4.—
—.— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck.) „ M. 4.—
Saltschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. „ M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman. „ M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe. „ M. 4.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman. „ M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—.— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage. „ M. 2.50.
—.— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Montblanc. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die ewige Burg. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.50.
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 57. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Geschwister. Zwei Novellen. 22. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Der Katzensteg. Roman. 44. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 26. Auflage. „ M. 2.—
—.— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 23. Auflage. „ M. 2.—
—.— Es war. Roman. 30. Auflage. „ M. 5 —
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten. „ M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage. „ M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. „ M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen. „ M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl. „ M. 2.50.
—.— Meister Amor. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage. „ M. 4.—
—.— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage. „ M. 4.—
—.— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—.— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage. „ M. 3.—
—.— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50
—.— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage. „ M. 3.—
—.— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Der Sänger. Roman. 4. Auflage. „ M. 4.—
—.— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Franz. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Das lebende Bild und andere Geschichten. „ M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 11. Aufl. „ M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman. „ M. 4.—
—.— Thoms friert. Roman. „ M. 4.—

An heiligen Waſſern

Roman aus dem ſchweizeriſchen Hochgebirge

von

J. C. Heer

Siebente Auflage

Stuttgart 1901
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

49598.50
HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1919.

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

I.

Dörfer und Flecken, ſelbſt eine kleine Stadt, deren Wahrzeichen zwei altersgraue Ruinen auf kahlem Felſen ſind, erheben ſich mit ſüdlichen Silhouetten am Strom, der ſeine grauen Wellen aus dem Hochgebirge wälzt.

Im Thalwind erzittern die ſchlanken Ruten der Silberweiden und die Blätter der Pappeln, welche die Waſſer ſäumen, über die Hütten neigen ſich der Kaſtanien- und der Feigenbaum, die Rebe klettert über das Geſtein, das Land iſt licht und üppig, als wär's der Traum eines italieniſchen Malers.

Von Stelle zu Stelle aber ſchaut durch grüne Waldeinſchnitte ein fernes, in ſonniger Schönheit aufleuchtendes Schneehaupt in die Stromlandſchaft und erinnert den Wanderer, daß er juſt da im Hochgebirge geht, wo es ſeine Zinken und Zacken am höchſten erhebt.

Emſige Wildwaſſer, die aus dunklen Schluchten hervorbrechen, reden von ſtillen Seitenthälern, die hinter träumenden Lärchenwäldern verſteckt bis an die ewigen Gletſcher reichen.

Faſt unvermittelt berühren ſich in dieſer Gegend Nord und Süd.

Vom alten Flecken Hofpel, auf den ein graues Schloß niederſchaut, führt eine ſchmale, doch fahrbare Straße in eines dieſer Seitenthäler, in das vier Stunden lange Glotterthal, aus deſſen Hintergrund die Krone, eines der erhabenſten Bergbilder des Landes, mit dem Licht ihrer Firnen bis zum Strome herniedergrüßt.

Ein heißer, brümelnder Junimittag. Auf dem Glotterweg, der ſich zuerſt in manchen Kehren durch die Weinbergterraſſen von Hofpel windet, fährt ein leichter Leiterwagen langſam bergan. Der Mann, der neben ihm geht, ein halb ſonntäglich gekleideter Vierziger, der für einen Gebirgsbauern zu vornehm ausſieht, trägt im glattraſierten Geſicht, das ein dunkler Filz überſchattet, und in der ganzen Erſcheinung doch das Weſen der Gebirgsbewohner dieſer Gegend: hünenhafte Kraft, Ruhe und eine gewiſſe Verſchlagenheit.

„Guten Tag, Preſi," rufen die Frauen, die mit umgeſchlagenen roten Tüchern im Sonnenbrand der Reben ſtehen. „Wohl, wohl, das langt wieder eine Weile!" Und ſie deuten lachend auf das Fäßchen, das auf einer Strohunterlage im Wägelchen liegt.

„Ja, es thut's!" erwiderte er den Gruß kurz, doch mit freundlichem Wort. Er bläſt die Rauchwolken einer Zigarre in die Luft und tätſchelt den Hals des Tieres: „Kleiner, es geht bergan, wehre dich, am Schmelzwerk wartet die Galta auf dich, wehre dich."

Als habe das ſtruppige zähe Pferd Verſtändnis für ſeine Zurede, reißt es mit jeder Liebkoſung ſtärker an den Strängen, aber von Zeit zu Zeit nötigt es der ſteile ausgewaſchene Weg, mit dem Wägelchen ſtille zu ſtehen und Atem zu ſchöpfen. Dann fliegt ein Zug der Ungeduld

über das Gesicht des Mannes, doch er faßt sich, legt einen Stein unter das Rad und wartet ruhig, bis das Tier von selber den mühsamen Zug wieder aufnimmt.

Langsam geht die Fahrt, doch wer ins Glotterthal fuhrwerkt, ist sich dessen gewöhnt.

„Am Schmelzwerk wartet die Galta auf dich," wiederholt der Führer. Aber von Hospel bis zum Schmelzwerk sind es drei Stunden zu Fuß, mit dem Fuhrwerk noch mehr, und dann ist es noch eine Stunde nach dem Dorfe St. Peter, das weltverloren unter den Firnfeldern der Krone liegt.

Der Weg windet sich, wenn er die Rebberge von Hospel verlassen hat, in eine Felsenschlucht, über der alte Föhren ihre blaugrünen Schirme halten, dann berührt er in dem sich weitenden Thal die Dörfer Fegunden und Tremis, die mit sonngedunkelten Holzhäusern auf grüner Wiesenhalde liegen, und wird eben.

Tief unter ihm gischtet der Fluß in der Felsenschlucht, die altersgrauen Lärchen neigen sich darüber und schwanken im Luftzug, Bergnelken hangen über die Ränder und verzieren den Abgrund mit blühendem Rot.

Nur das Rauschen der Glotter und das gleichförmige Ticktack der Merkhämmer einer großen Wasserleitung, die in entlegener Höhe dahinführt, unterbrechen die Stille des Thales.

Die Leitung heißt das „helige Wasser"[1]) und befruchtet die sonnenglühenden Weingärten, die Aecker und Wiesen Hospels und der fünf Dörfer, die um den Flecken liegen.

---

[1]) helig ist die ältere Sprachform für „heilig".

Wenn man drei Stunden bergauf und ebenhin über schmale Mattenstreifen gegangen ist, kommt man zu der alten verwitterten Kapelle der Lieben Frau, wo der Weg auf einem vielhundertjährigen vermooften Brückenbogen über die Schlucht nach dem Schmelzwerk St. Peter hinüberspringt.

Um die halb zerfallenen Gebäude des ehemaligen Bergwerkes dehnt sich des Teufels Garten.

Auf Hügeln alter verglaster Schlacken blüht der rote Mohn, die Königskerze reckt ihre goldigen Blütenschäfte, das Singrün spinnt seine blauen Blumenketten um die Scherben, allerlei blühender Wust und viele Brennesseln wuchern zwischen ihnen empor, stahlblaue Fliegen und Schmetterlinge gaukeln über die wilde Pracht.

An einem verkrüppelten Ahorn stand an jenem Nachmittage, wo Peter Waldisch, der Präsident von St. Peter, durchs Thal fuhr, eine Mauleselin angebunden. Sie schüttelte den Kopf, scharrte mit dem linken Vorderfuß und erhob trotz dem Schatten, den ihr die Ruine spendete, von Zeit zu Zeit ein klägliches Geschrei. Dann tauchte aus der wilden Ueppigkeit der bunt bekränzte Schwarzkopf eines Mädchens auf, das auf den bloßen braunen Armen ein übermächtiges Bündel von Blumen trug. „Ich komme, Galta, ich komme," rief sie dem Tier begütigend zu, dann verschwand die ganze Gestalt wieder in den Wogen des Sommerwustes, bis sie so viel Blumen an die Brust drückte, als ihr Arm fassen konnte. Da watete sie endlich aus der Wirrnis. Ihr kurzes Röckchen schützte sie nur bis wenig unter die Kniee, aber gewandt wie ein Wiesel wich sie den vielen Brennesselbüschen aus, die ihre nackten Füße und Waden bedrohten. Eine lebendig

gewordene Bronzefigur, Geſicht, Arme, Füße ſonnengebräunt, war ſie faſt ſo wild wie die Wildnis, die ſie durchſchritt, im Kopf ſtanden ein paar feurige Augen, wie die einer Zigeunerin; doch ſah man dem Mädchen gleich an, daß es kein Bauernkind war, dafür war alles an ihr zu zart und zu fein.

Sie eilte mit leichten Füßen über die Brücke zu der alten Kapelle, kniete nieder und ſteckte ihre Blumen in das hölzerne Vorgitter des kleinen Gotteshauſes, ſo daß es bekränzt war wie für ein Feſt.

„Das wird die Mutter Gottes freuen!“ ſagte ſie, ihr Werk betrachtend.

Plötzlich horchte ſie neugierig und verwundert in die blaue warme Luft. Ein Rollen wie von fernem Gewitter ging durch die Stille des Nachmittags. Es war Lawinendonner, den die Luft von den Bergen herniedertrug. Am ſchmalen Himmelsband über dem Thal waren weiße Föhnſtriche hingeweht, die Schläge der Frühſommerlawinen und kleinen Gletſcherbrüche lebhafter denn ſonſt.

Jetzt blickte ſie von der Kapelle den Weg hinab und legte die Hand zum Schutz gegen die brennende Sonne über die dunklen Augen.

Der Vater kam noch nicht, dafür zwei Kinder mit Tragkraxen, beide mit Bergſtöcken in der Hand.

„Broni! Joſi!“ Mit lebhaftem Ausbruch der Freude ſprang ſie ihnen entgegen.

„Haſt ſchwer, Broni? Haſt ſchwer, Joſi? Hättet ihr die Laſt meinem Vater auf das Wägelchen gegeben, er iſt heute nach Hoſpel gefahren, ich erwarte ihn hier mit Vorſpann.“

Joſi ſchüttelte nur den Kopf. Die beiden Geſchwiſter

ſtellten ihre Kraxen auf die hölzerne Bank vor der Kapelle, wiſchten ſich den Schweiß aus der Stirn und ſetzten ſich gelaſſen hin. Binia, die Blumenſucherin, betrachtete die beiden wohlgefällig. Broni, unter deren niedrigem altem Strohhut das Goldhaar hervorquoll und in glänzenden Fäden um die geröteten Wangen flog, war nur ein Jahr, Joſi, der kräftige Burſch, der einen ähnlichen Hut trug, zwei Jahre älter als ſie. Und ſie war zwölf.

„Sechzig Pfund hab' ich," ſagte Joſi, die Beine ſchlenkernd, an denen die ſchwergenagelten Holzſchuhe klapperten, „die Broni hat vierzig, ob ſo viel Mehl wohl reicht bis zur Ernte?"

„Es wird ſchon langen müſſen, aber dann wird's gut, das Aeckerchen trägt dieſes Jahr viel Korn," erwiderte Broni hausmütterlich froh.

Da ging wieder ein langhallender Donner durch die Ruhe des Thales. Joſi ſprang auf: „Ja, es iſt doch wahr. Die Wildleutlaue geht wieder los! Sieben Jahr iſt der Gletſcher zurückgegangen und ſieben Jahr gewachſen, das letzte Jahr war ein ſchlechter Sommer und jetzt iſt ein guter — da bricht der Eisſturz los!"

Binia ließ die Schwarzaugen funkeln, Broni mahnte ab: „Sage nichts Sündiges, ſchau' doch in die Kapelle, wie viel Marterkreuze von denen an den Wänden ſtehen, die in die Felſen haben ſteigen müſſen, wenn das helige Waſſer von der Wildleutlawine zerſtört worden iſt."

Die Kinder warfen einen ſchaudernden Blick in die Dämmerung der Kapelle. Ihre Wände waren mit hölzernen und eiſernen Täfelchen ganz bedeckt, auf denen die Namen von Verunglückten und fromme Sprüche ſtanden.

„O, wie traurig," ſagte Vroni, „da iſt es kein Wunder, wenn die Leute bei uns nicht ſo laut ſingen und lachen mögen, wie draußen im großen Thal und alle ſo ſtill und ernſt ſind."

Aber die anderen hatten keine Luſt, ihren Betrachtungen zu folgen.

„Du, Vroni, erzähl' uns doch wieder einmal die Geſchichte von den heligen Waſſern, du erzählſt ſie ſo ſchön," ſchmeichelte Binia, indem ſie ſich flink zwiſchen die Geſchwiſter drängte und an die Freundin ſchmiegte.

„Das iſt eine lange Geſchichte," warf Vroni ein, es war aber, als gehe von den dunklen Augen Binias ein Zwang auf ſie, ſie lächelte und ſtreckte die rote Schürze zurecht: „Ja, nun ſo, wir kommen ſchon noch heim."

Von ihrer Mutter hatte Vroni den Ruf einer geſchickten Erzählerin überkommen. Ihre blauen Augen gingen träumeriſch ins Weite, ſie überlegte, faltete die Hände über dem Knie und begann: „Alſo, das iſt ſo lange her, daß es nirgends in den Büchern aufgeſchrieben ſteht. Da gab es neben uns rechten Leuten im Glotterthal noch Wildmännlein und Wildweiblein, die in den Wäldern wohnten. Es geſchah nun, daß einer von den rechten Hirten ein Wildmädchen Namens Gabriſa, das mächtig ſchön war, lieb gewann. Ihr dunkles Haar reichte bis auf den Boden, ihr Geſicht war weiß und ihre Stimme tönte wie Glockenſpiel. Allein ihrem Geliebten mißfiel es, daß ſie jedesmal, wenn Vollmond war, zu den Ihrigen in den Wald verſchwand. Einmal brachte er nun am Tag vor dem Vollmond Wein von Hoſpel herauf. ‚Trink, Gabriſa,' ſagte er. ‚Iſt das güldenes

Wasser?' fragte sie, denn sie kannte den Wein nicht. Und er antwortete: „Ja, das ist güldenes Wasser.' Da trank Gabrisa und der Wein schmeckte ihr gut. Als sie in den Wald eilen wollte, trugen sie die Füße nicht, sie schwankte, fiel und schlief ein; als sie aber erwachte, sprang sie in den Wald, wandte sich noch einmal nach dem Geliebten um und sang ihm mit ihrer schönen Stimme zu:

‚Güldenes Wasser, das macht mir Pyn,
Ich darf nit mehr dine Liebste syn!'

Das Mädchen war verschwunden. Aus Zorn über den Schimpf, der Gabrisa und damit sie alle getroffen, bannten die Wildleute die Wolken, daß sie ihr Naß nicht mehr über Hospel und die fünf Dörfer ausleeren konnten, wo der Wein, den sie getrunken hatte, gewachsen war. Die Rebberge verdorrten, Aecker und Wiesen standen ab, es trat eine große Hungersnot und ein großes Sterben ein, das nicht mehr aufhören wollte."

Die Erzählerin ruhte einen Augenblick, als ob sie sich sammeln wollte, sie war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie nicht sah, wie Josi, ihr Bruder, die Augen unverwandt auf das blumenbekränzte Haupt Binias geheftet hielt, auch diese selbst spürte es nicht, denn sie hatte ihre Lebhaftigkeit gebändigt und hing mit ihren Blicken an Vroni.

Ehe diese den Faden ihrer Geschichte wieder aufnehmen konnte, schrie Galta, das arme Vieh, das die Kinder ganz vergessen hatten, so stark, daß die pflichtvergessene Binia aufsprang und über die Brücke zu ihr hinübereilte.

Da sagte Josi unvermittelt, als hätte er von der

Geſchichte ſeiner Schweſter gar nichts gehört: „Bini iſt aber ein ſchönes Mädchen!“

Broni ſah den Bruder erſtaunt an, erſt nach einer Weile antwortete ſie: „Siehſt du das erſt jetzt, das habe ich ſchon lange gewußt.“

Ihre Gedanken blieben bei der Erzählung haften, die Hände im Schoß, ſpann ſie die Geſchichte weiter und merkte nicht einmal, wie nun auch Joſi ſich leiſe von ihr weg über die Brücke zu Binia hinüberſchlich.

„Umſonſt flehten die Hoſpeler die Wildleute an, daß ſie den Bann löſen. Sie antworteten: ‚Das können wir nicht mehr, denn was geſchehen, iſt geſchehen und der Fluch gilt ewig. Als die ‚trockenen Dörfer‘ ſollt ihr bekannt ſein im Land zu aller Warnung.‘ Und ſie ſprangen in den Wald.

Zu jener Zeit nun kamen die Venediger ins Glotterthal, gründeten das Schmelzwerk und gruben Blei- und Silbererz, das ſie verſchmolzen, bis das pure Metall in die Kannen rieſelte.

Für ihre Feuer, die nie ausgingen, brauchten ſie gewaltig viel Holz. Als ſie aber den Arvenwald zwiſchen der Brücke und dem Dorf zu ſchlagen anfingen, gerieten die Wildleute in große Angſt, es würde die Zeit kommen, wo ſie nicht mehr genug ſüße Zirbelnüſſe, ihren liebſten Leckerbiſſen, fänden. Sie berieten lange hin und her, wie ſie die Leute von St. Peter bewegen könnten, ihnen ein großes Stück Wald zu ſchenken. Eines Nachts erſchien Gabriſa am Lager ihres ehemaligen Geliebten, lächelte und ſagte: ‚Ich will dich und alle in St. Peter reich machen mit güldenem Waſſer, das ihr gerne trinket, ſo ihr uns Wildleuten den Wald an der Thalhalde zwiſchen

dem Dorf und der Kapelle ſchenkt, wo die Zirbeln wachſen. Saget denen zu Hoſpel, daß wir Waſſer auf ihre verdorrten Reben, Felder und Wieſen führen wollen, wenn ſie euch gutwillig ein Dritteil ihrer Weinberge geben.

‚Uns Wilden den Wald, euch Zahmen den Wyn,
Das ſöll treulich und ewig gehalten ſyn!‘

Gabriſa verſchwand. Schon lange hätten die von St. Peter gern Weinberge gehabt, aber die Reben wachſen nicht, wo die Gletſcher ſind. Darum ging ihnen, was Gabriſa ſagte, zu Herzen, ſie redeten mit den Hoſpelern und den fünf Dörfern; mürbe von der langen Not, traten dieſe dem Handel bei, denn ihre Reben waren wertlos geworden. Wie Gabriſa geſagt, kam der Vertrag zu ſtande und wurde beim Bildhaus von Tremis von den Abgeſandten der Wildleute und der Dörfer beſchworen.

Nur wunderte man ſich, wie die Wildleute das Waſſer in die hohen Weinberge tragen oder führen werden, doch wußte man, daß ſie in vielen Künſten erfahren waren.“

Erſt jetzt merkte Vroni, daß ſie auch vom Bruder im Stiche gelaſſen worden war. Was verſchlug's? Er hatte ja die Geſchichte ſchon oft von der Mutter gehört, die ſie ſo ſchön wie niemand anders zu erzählen verſtand. Als ſie nun die treuloſen Zuhörer ſuchen ging, bot ſich ihr ein überraſchender Anblick.

Zur Seite der Ruine, wo die Mauleſelin Galta ſtand, lag Binia auf dem Haufen Grünfutter, den ſie oder Joſi dem Tier vorgeworfen hatte. Das wilde Kind lachte mit ſeinen ſchwarzen Augen und ſeinen weißen Zähnen den Burſchen an und er hielt vor ihr ſtehend

einen Strohhalm voll roter glänzender Erdbeeren, die erſten des Jahres.

„Mund auf und Augen zu!“ ſagte er zu der Daliegenden, die luſtig zu ihm emporſchielte.

„Aber nichts Wüſtes hineinthun!“ bat ſie.

„Was denkſt auch, Bineli,“ lachte Joſi.

Da ſchloß Binia die Augen zu, öffnete den Mund und Joſi zog die roten Erdbeeren lächelnd vom Halm und ſteckte dem Kinde eine um die andere zwiſchen die roten Lippen. Plötzlich aber beſann er ſich anders, ſtatt einer Beere drückte er ihr einen Kuß auf den friſchen Mund.

Binia wollte zappeln, Broni wollte rufen, das ſei das Spiel zu weit getrieben, aber beide lähmte die Ueberraſchung.

„Deus benedicat vos!“ klang tief und feierlich eine Männerſtimme aus dem Innern der Ruine, ein ſchwarzbärtiges hageres Geſicht ſchaute durch ein kleines Gitterfenſter der Mauer auf die Kinder.

„Der letzköpfige Pfaff!“ ſchrieen ſie wie aus einem Munde, ein großer Schrecken war ihnen in die Glieder gefahren. Binia ſchirrte das Maultier los, Joſi und Broni eilten nach der Kapelle zu ihren Kraxen, ſtülpten die an einem Baum hängenden Hüte auf den Kopf und alle drei wollten ihrer Wege gehen.

Als ſie ſich aber auf der Brücke eben wieder begegneten und haſtig aneinander vorübereilen wollten, trat der Mann von vorhin ſchlarpend aus der Ruine und mitten unter ſie. Er war barhaupt, an den Füßen trug er Holzſohlen, um die dunkle rauhe Kutte ſchlang ſich ein weißer Strick, von dem ein Roſenkranz niederhing.

Ganz verwildert ſah der bärtige Einſiedler aus, in deſſen bleichem Geſicht zwei unſtete Augen loderten.

„Pax vobiscum!“ grüßte er ſie. „Du biſt Binia, die Tochter des Preſi! Du biſt Joſua, der Sohn des Wildheuers! Kniet nieder ihr zwei!“

Er machte dazu mit ſeinen mageren Händen eine ſo feierliche Bewegung, daß die bekränzte Binia unwillkürlich gehorchte und auf die Brücke niederkniete.

Verwirrt folgte der Burſche.

Da legte er ihnen die Hände auf die glühenden Häupter und ſagte tief und getragen: „So wahr ich Kaplan Johannes heiße, liebet euch untereinander, Joſi und Binia.“

Er murmelte über ihnen einen langen lateiniſchen Spruch wie ein Gebet.

Broni, welche die ſtille Zuſchauerin war, kam das, was Kaplan Johannes that, unheimlich und ſchrecklich vor. Ihre Augen irrten hilfeſuchend thalauf, thalab, doch wagte die Zitternde keinen Einſpruch, dafür kam ihr das Gewand des Mannes zu heilig vor. Zuletzt ſagte ſie gepreßt: „Wir müſſen ja gehen!“

„So geht!“ grollte die Baßſtimme des Kaplans, er ſchleuderte Broni einen zornigen Blick zu, machte das Zeichen des Segens über den zweien und lief über die Brücke. Bald bimmelte das Glöckchen der Kapelle Veſper durchs Thal, aber die Kinder knieten bei den Klängen nicht, wie ſie's gewohnt waren, nieder. Ohne ſich zu grüßen, liefen ſie haſtig und mit roten Köpfen auseinander, Binia mit dem Tier über die Brücke thalaus, Joſi und Broni, mit ihren Holzſchuhen klappernd, die Kraxe auf dem Rücken, den Stutz empor, der mit ſeinem

Zickzack gleich hinter dem Schmelzwerk beginnt und nach St. Peter führt.

Da ragen, vom Weg nur durch die schreckliche, trichterartige Schlucht der Glotter getrennt, die Weißen Bretter, drei senkrechte und glatte Felswände, die aus der Tiefe der Schlucht wie weiße unbeschriebene Tafeln bis zum Gletscher und ewigen Schnee des Glottergrates ansteigen. Zwischen den drei Wänden ziehen sich zwei tiefe wilde Graben, in denen sich ausgewitterte Felsen, Klippen und Türme erheben, ebenfalls bis in die Höhe ewigen Winters, sie heißen die Wildleutfurren. In halber Höhe aber geht wie eine dunkle Linie die Leitung der heligen Wasser quer über die Felsen. Ein Rad, das oben klopft, sagt den Leuten im Thal, daß die Wasser ruhig die furchtbare Strecke fließen.

Schweigend waren die Geschwister eine Weile gegangen, da lehnte Josi die Kraxe an die Halde, die den Weg säumt, und schaute gespannt zu der Leitung empor.

Nein, höher noch hinauf, zu dem blauschillernden Gletscher, der mit einer Last reinen weißen Firnenschnees über die Wände hinausragte. An seinem Rand stoben immer kleine weiße Rauchwolken auf, ein Rieseln und Schäumen, wie das von Wasserfällen ging durch die Wildleutfurren abwärts, verlor sich in ihren Klüften und knatternder Widerhall der kleinen Lawinen füllte das Thal.

„Hast du das auch schon gesehen?“ fragte Josi.

„Nein,“ antwortete Vroni kurz und beklommen.

„Eben darum kommt die Wildleutlaue. In den letzten Wintern ist mehr Schnee auf den Gletscher gefallen, als die Sommer haben zu schmelzen vermögen;

der Gletscher ist gewachsen, er tritt über die Felsen hinaus, man sieht ihn, wo man ihn vorher nicht hat sehen können. Jetzt, wo es heiß wird, schmilzt der Schnee, das Wasser fließt in das hervorstehende Eis; die Last wird zu groß, der Gletscherbruch kommt, die Wildleutlaue!"

„Ums Himmels willen, Josi, laß uns gehen!"

„O, dem Weg schadet es nichts; wenn die Luft beim Sturz nicht so sausen würde, so könnten wir da ruhig zusehen, Eis und Schnee stürzen in die Schlucht, die ist ja groß. Aber es ist wegen der heligen Wasser!"

Vroni war unbekümmert um den Bruder, der ihr alles mit großen Worten vortrug, aufgestanden, er folgte, in einer halben Stunde hatten sie den Stutz, die Schlucht und die Weißen Bretter hinter sich, vor ihnen lag auf dem sanften Oval des ebenen Thalhintergrundes ihr Heimatdorf, St. Peter, das rings von hohen Bergen umsäumt ist.

Einen Augenblick schauten die Geschwister, die das letzte Wegstück schweigend zurückgelegt hatten, über die weißen Windungen des Sträßchens am Stutz hinab und nach dem Teufelsgarten zurück. „Lug' dort, Vini!" rief Josi. Das wilde Kind hatte sich hinter der Kapelle auf das Maultier geschwungen und sprengte nun, eben noch unterscheidbar, wie ein fliegender Schatten über die schmalen Matten des Thales gegen Tremis hinab. Vroni sah es wohl, wie sich das treuherzige Gesicht Josis verklärte, als er noch einen Schein der Gestalt erhaschen konnte.

Ueber ihr frohmütiges Antlitz flog ein Schatten.

„Du, Josi, was der Kaplan Johannes gethan hat, das ist schrecklich. Er hat dir und Vinia den bösen Segen

gegeben. Jetzt, wenn ihr auch wolltet, könnten du und Binia nie ein Paar werden."

Josi lachte trocken.

„Er ist kein Gottesmann," fuhr Broni fort, „er ist ein Teufelsmann. Die Mutter sagt's. Er ist nur ein davongelaufener Klosterschüler, er darf niemand die Beichte abnehmen; die Leute nennen ihn nur Kaplan, weil früher, zu Bergwerkszeiten, die Kapelle der Lieben Frau eine Kaplanei gewesen ist."

Josi hatte das Bedürfnis zu widersprechen.

„Aber hat er auf den Alpen mit seinen Tränken und Sprüchen nicht schon manchmal krankes Vieh gesund gemacht? Denk' nur an die zwölf Stücke des Bäliälplers. Sie hatten die Klauenseuche und man wollte sie schon töten, da segnete sie Johannes und sie wurden in drei Tagen gesund."

„Ja — und dafür starben dem Bäliälpler drei Wochen nachher die beiden schönen Kinder, die bis dahin kerngesund gewesen waren; er und seine Frau, die früher glücklich zusammen lebten, haben jetzt nichts als Zank und Streit, er ist wild über sie, weil sie den letzköpfigen Pfaffen ohne sein Wissen in den Stall geführt hat, und immer sitzt er zornig und traurig im Wirtshaus."

„Die Kinder sind vielleicht auch sonst gestorben," versetzte Josi kühl. „Wir lassen den Kaplan nie in unseren Stall, haben wir deswegen weniger Unglück mit dem Vieh als andere Leute? Nein, im ganzen Dorfe haben wir am meisten. Drei Jahre hintereinander haben wir Jungvieh aufgezogen, es wuchs und gedieh auf das schönste, aber jedesmal, wenn's bald hätte verkauft werden können, ist's umgestanden. Die Loba, die der

Vater am Samstag verkauft hat, ist seit vier Jahren das erste Stück, das geraten ist."

„Die Loba!" — Broni bückte sich tiefer unter ihrer Last; die Thränen, die sie vergossen hatte, als der Händler das schöne liebe Rind davongeführt hatte, drohten wieder zu kommen. Sie wurde traurig und still.

„Du erzählst der Mutter nichts von Kaplan Johannes, gelt, Broni," versetzte Josi schmeichelnd, als sie durch die mit großen Pflastersteinen besetzte Straße von St. Peter schritten. „Nein, gelt, du sagst nichts!"

„Ei, wie Josi betteln kann." Das Gesicht Bronis hatte sich gehellt. „Wenn du dich nie mehr mit dem Kaplan einlässest, will ich still sein."

Sie schritten durch die lose Reihe gebräunter Holzhäuser, Ställe und Städel[1]), die das Dorf bilden. Als sie am Gasthaus zum Bären vorbeikamen, einem alten, massiven Steinbau gegenüber der Kirche, die sich auf einem Felsenhügelchen erhebt, öffnete sich ein Fenster und eine Männerstimme rief: „Broni! — Josi!"

„Der Vater!"

Freundlich reichte ihnen der bärtige Wildheuer ein Glas voll Wein: „Ihr werdet wohl Durst haben!"

Broni nippte nur, Josi aber nahm einen tapferen Schluck.

„Sagt der Mutter, es könne, bis ich heimkomme, etwas später werden, als ich gemeint habe, der Presi ist nach Hospel gegangen und ich muß ihn erwarten."

So der Vater. Die Kinder verabschiedeten sich, schlugen einen Seitenweg ein, der durch Kartoffel- und

---

[1]) Stadel, schweizerdeutscher Ausdruck für Heuschuppen.

Roggenäckerchen an den sonnigen Hang hinüberführt, wo die Maiensäßen[1]) und Alpweiden der Leute von St. Peter liegen.

Da stand unter einem Felsblock ihr kleines Haus, auf dessen steinbeschwerten Schindeln eine große Steinbrech blühte, jene Blume, von der die Sage der Aelpler behauptet, daß sie nur auf den Dächern wachse, unter denen der Friede wohne. Freundlich schauten die kleinen Fenster, vor denen Stöcke roter Geranien prangten, gegen das Dorf.

„Ja, die Wildheuerfränzi versteht sich auf Blumen." So sprach man im Dorf. „Blumen und Geschichten sind ihr Sonnenschein."

Erschöpft ließ Broni die Kraxe auf die Bank vor dem Felsblock sinken, auch Josi stellte die seine mit einem Ausruf der Erleichterung ab.

Unter der Thüre erschien die Mutter, die Wildheuerfränzi, selbst in ihren abgetragenen Kleidern eine hübsche Frau, von kräftigem Wuchs, vollem, üppigem dunklem Haar, offenen Zügen und jenen großen, blauen, vielsagenden Augen, die Broni von ihr geerbt hatte.

„Da seid ihr ja," sagte sie erfreut, Josi aber rief: „Mutter, eine Neuigkeit, die Wildleutlawine kommt!"

Eine geraume Weile später sah man den Presi mit seinem Fuhrwerk gegen das Dorf fahren.

---

[1]) Maiensäßen sind Berghäuser zwischen den Dörfern und den Alpweiden, sie bilden beim sommerlichen Zug der Sennen und des Viehs auf die Hochweiden den Zwischenaufenthalt, wo gewöhnlich im Mai mehrere Wochen geruht wird.

II.

Der Gasthof zum Bären war ein Altertum des Dorfes St. Peter. Die Ueberlieferung berichtete, das aristokratische Haus sei, als noch ein Saumweg über die damals weniger vergletscherten Berge nach Welschland geführt habe, eine Sust, eine Warenniederlage, gewesen, wo die Maultiere gewechselt wurden. Man erzählte sich, die Knappen des Bergwerkes hätten, wenn sie ihr Silber und Blei über die Berge nach Welschland führten oder von dort mit dem Erlös zurückkamen, im Bären hart gezecht, aus silbernen Bechern getrunken, mit silbernen Kugeln gekegelt und manchmal sommerlang fröhliche Italienerinnen als Spielgefährtinnen in dem Haus einquartiert.

Nur als Nachklang lebte die Erinnerung an diese üppigen Zeiten in St. Peter fort, das Leben ging jetzt in Haus und Dorf den gemessenen stillen Gang der einsamen Alpendörfer. Seit zwei- oder dreihundert Jahren stand das Bergwerk still; so glänzend, wie es die Sage schilderte, mochte das Knappenleben nie gewesen sein. Das Schmelzhaus war eine Ruine und der alte Paßweg nach Welschland mit seinem Verkehr war verschollen, an den Erzreichtum der Gegend erinnerten nur noch die

schönen Druſen und Geſteinsblüten, die man da und dort als Schmuck hinter den Fenſtern der Wohnungen ſah.

Für den vielhundertjährigen Beſtand des Bären aber ſprachen ſeine maſſive Bauart und die Jagdtrophäen, die am Dachgebälk befeſtigt waren: gebleichte Steinbock- und Wolfsſchädel, beſonders ein eingetrocknetes mumienhaftes Bärenhaupt, das als Wahrzeichen des Hauſes an einer Kette gegen die Thüre und die Freitreppe hinunterhing, die mit ſchönem eiſernem Geländer zum Eingang emporführte. Die weißgrauen Zähne des Hauptes waren vermorſcht und verwittert; die Jagdzeichen reichten wohl bis in die Zeit der Venediger zurück, denn ſo lange ſchon gab es im Glotterthal weder Bär noch Wolf, und ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts ſind auf den Felſen und Firnfeldern der Krone die Steinböcke ausgeſtorben.

Ueber dem Fenſter neben der Treppe prangte als eine neuere Zuthat am alten Bau die Inſchrift „Poſtbureau St. Peter" und der eidgenöſſiſche Poſtſchild.

Die ſtattlichen Wirtſchaftsräume des Bären befanden ſich im erſten Stock; helles Arvengetäfel, aus dem die dunkeln Aſtringe wie Augen ſchauten, und alte geſchnitzte Wappenzier an den Decken feſſelten den Eintretenden. Der Hauptſchmuck der großen Stube war ein alter Leuchter, der ein Meerweibchen darſtellte, deſſen Leib in ein Hirſchgeweih auslief.

Am Eichentiſch unter dem Leuchter ſaßen der Bärenwirt Peter Waldiſch und Hans Zuenſteinen, der Garde[1]).

---

[1]) Garde (franzöſiſch garde, Hüter) nennt man in den Thälern, wo „Wäſſerwaſſerfuhren" beſtehen, dasjenige Gemeinderatsmitglied, das die Aufſicht über die Waſſerleitung hat.

Sie prüften das Fäßchen Eigengewächs, das jener gestern in Hospel draußen geholt hatte.

„Wie Feuer, meiner Treu!“ sagte der rauhbärtige Garde, das eine Auge zukneifend und durch das erhobene Glas blinzelnd, in dem der Weißwein sonngolden erglänzte — „aber, aber, Presi,“ seine Stimme wurde plötzlich sehr ernst, „die Abmachung mit Seppi Blatter ist nichts. Wenn der ganze übrige Gemeinderat dafür ist, so bin ich dagegen. Man dürfte ja Fränzi, Broni und Josi nicht mehr ins Auge sehen. Sagt mir einmal ehrlich, wie stark hat bei seiner Unterschrift der Hospeler die Hand geführt?“

Der Presi und Bärenwirt, der den rauhen untersetzten Garden um Kopfeslänge überragte und neben ihm wie ein rechter Bauernaristokrat erschien, lächelte verlegen und rückte auf dem Stuhl.

„Wollt Ihr lieber das Los entscheiden lassen?“ fragte er lauernd.

Der Garde knurrte wieder, nach einer Weile fragte er aufs neue: „War Seppi nüchtern?“

„Man macht keinen Handel, es ist ein Glas Wein zur Ermutigung dabei. Ich war grad in guter Laune, ich ließ ein paar Flaschen Hospeler fließen, Seppi aber war ziemlich nüchtern.“

Der Garde schüttelte bedächtig den Kopf, in den starken Furchen seines breiten Gesichtes spiegelte sich Mißbilligung und Sorge, erst nach einer Weile sagte er: „Das Ding ist nichts.“

Dem Presi lag augenscheinlich daran, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, lachend rief er: „Zum Wohl, Garde!“ Und als nun die Gläser zusammen-

klingelten, fuhr er fort: „Warum ich geſtern ſo hellauf war, Seppi Blatter, Bälzi und dem Bäliälpler ein Glas vom guten Hoſpeler ſchenkte, will ich Euch verraten. Es iſt eine Ueberraſchung —. Ich führe wieder eine Wirtin in den Bären.“

Da ſprang der ſchwerfällige Garde auf: „Was Ihr meldet, Preſi! Wer iſts?“ Die ehrliche Neugier ſtand ihm im Geſicht.

„Unter vier Augen und nur zu Euch — Frau Creſenz, die Schweſter des Kreuzwirtes in Hoſpel. Wir haben die Angelegenheit geſtern ins reine gebracht.“

„Ich wünſche Euch Glück,“ ſprach der Garde feierlich und ſchüttelte dem Wirt kräftig die Hand. Dann ſetzte er ſich und knurrte in einem Ton vor ſich hin, der nicht entſcheiden ließ, ob darin eine Zuſtimmung oder Mißbilligung liege.

„Was ſagt Ihr dazu?“ fragte der Preſi.

„Creſenz wird dem Bären ſchon wohl anſtehen, ſie hat ſich als Witwe gut erhalten, iſt mit ihren fünfunddreißig Jahren eine hübſche Frau, ſauber und flink, ſie verſteht das Wirten und den Umgang mit den Leuten wie keine andere, hat einen tadelloſen Ruf, kurz, ich meine, Ihr führt eine geſchickte Frau ins Haus. Aber —“

Der Garde ſtockte.

„Aber?“ — wiederholte der Preſi.

„Creſenz iſt aus einem ſo großen Gaſthof und an das Fremdenleben ſo gewöhnt, daß es ihr hier bei uns hinten, wo doch nur Bauern und Alpleute ſind, langweilig wird.“

Der Bärenwirt lachte: „Falſch, Garde, falſch! — Dafür iſt geſorgt. Ein ſchönes Stück wird ſchon ſein, Bini zu ziehen. Das Kind iſt verwildert; denkt nur,

geſtern kam ſie mir barfuß bis nach Tremis entgegen, es hat mich geſchämt vor den Leuten. Ich habe keine Zeit, mich mit ihr abzugeben, die kropfige Suſi, das Keifweib, wird nicht Herr über ſie, fahre ich aber einmal mit einem Donnerwetter dazwiſchen, ſo ſchilt ſie mich frank einen Rabenvater."

Die beiden Männer lachten herzlich — es ſchien, der Streit von vorhin ſei in lauter Freundſchaft aufgelöſt.

Da räuſperte ſich der Garde: „Haltet, wenn Ihr jetzt eine friſche, hübſche Frau bekommt, nur die Beth ſelig in Ehren und gutem Andenken."

Das Geſicht des Bärenwirts verfinſterte ſich.

„Aber das gebt Ihr doch zu," ſagte er mürriſch, „Frau Creſenz wird eine beſſere Wirtin als die arme ſelige Beth."

„Alle Leute im Dorf haben ſie geliebt und verehrt, nur Ihr nicht. Sie war eine Frau wie ein Engel, ſie hat nur das Unglück gehabt, da ſie Euern hochfahrenden Plänen nicht hat folgen können und nicht hat wollen. Sie war eine, wie wir alle im Dorfe ſind: einfach und fromm, ſtets auf den Frieden im Leben und die Seligkeit im Himmel bedacht, Ihr aber gleicht von jeher mehr den Leuten draußen in der Welt, haſtig und unruhig ſeid Ihr immer voll Pläne, habt Ihr immer eine ganze Menge Dinge umzutreiben. Da wird Euch allerdings Creſenz beſſer verſtehen als Beth!"

Der Preſi lächelte überlegen: „Handel und Wandel, mein' ich, giebt dem Leben das Salz und" — er klopfte dabei auf den Tiſch — „mit Frau Creſenz wage ich es. Der Bären ſoll ein Fremdengaſthof werden, ich nehm's mit dem Pfarrer und euch allen auf."

„Preſi!“ Das Blut war dem Garden in den Kopf geſchoſſen. „Preſi, das thut Ihr nicht!“

„Ihr werdet's ſchon erleben.“ Die Augen des Bärenwirtes blitzten übermütig und unternehmungsluſtig.

„Der Pfarrer wird Euch von der Kanzel angreifen und alle werden mit ihm gegen Euch ſein!“

„Der hochwürdige Herr ſoll das Geiſtliche beſorgen, das Weltliche beſorgen wir ſchon.“ Der Preſi lachte und fuhr dann fort: „Ich will Euch verraten, warum er keine Fremden will. Es ſind jetzt vierzig Jahre, daß er nach St. Peter gekommen iſt. Da ſtieg über die Schneelücke herunter der erſte Fremde, ein berühmter Naturforſcher, der mit ſeinen Führern die Krone erklettert hatte. Die Leute von St. Peter erſtaunten darüber ſo ſehr, daß ſie den Pfarrer riefen. ‚Vielleicht ſind's Geſpenſter!‘ ſagte er und ordnete eine Prozeſſion an, damit man ihnen entgegenziehe. Als der Bergſteiger, ſeine Führer und Träger kamen, ſpritzte er ihnen Weihwaſſer entgegen und ſchrie: ‚Apage, apage, Satanas!‘ Auf dieſes Zeichen trieben die von St. Peter die Fremden um das Dorf herum und jagten ſie den Stutz abwärts. Glaubt, Garde, wegen der Schande von damals will der Pfarrer nichts von Fremden wiſſen, er fürchtet, die Geſchichte, wegen der wir von St. Peter in den Büchern als ein rauhes und dummes Volk verſchrieen ſind, werde dadurch friſch!“

Der Garde hatte ſich beruhigt: „Der Pfarrer iſt gegen den Fremdenverkehr, weil er von ihm das Verderben des Dorfes fürchtet. Er hat recht. In Grenſeln, wo jetzt auch zwei Gaſthöfe ſind, hat erſt dieſen Frühling ein Mädchen, das im einen diente, ein Uneheliches bekommen. Denkt die Schande!“

„Ja, aber die Forellen aus meiner Fischenz in der Glotter und den Hofpeler aus meinen Bergen würde ich gern etwas beſſer verkaufen, als es bis jetzt geſchehen iſt.“

„Werdet nicht zum Fluch von St. Peter, Preſi, dafür hat Euch wahrlich die Gemeinde Euer Amt nicht gegeben. — Ich muß jetzt von etwas ſprechen, wovon man eigentlich nicht reden ſoll, ſo wunderbar heilig iſt es. Hat je eine Lawine das Dorf St. Peter getroffen? Nie! Und doch wohnen wir unter den Firnfeldern der Krone und ſie hätten freien Weg.“

„Ich weiß ſchon, wohin Ihr zielt, aber ich bin nicht abergläubiſch; die armen Seelen kommen in die Hölle, nicht auf die Gletſcher. Das ſagt ja der Pfarrer ſelbſt,“ höhnte der Wirt, „der wird's wiſſen!“

In dieſem Augenblick ſchaute ein etwa fünfzehnjähriger Junge blöd durch die halbgeöffnete Thüre.

„Nur hinein, Euſebi!“ Luſtig ſchob Binia den ungelenken ſchwächlichen Burſchen mit beiden Händen vom Flur in die Stube.

„Was willſt, Euſebi?“ fragte der Garde freundlich.

„S—ſ—ſollſt h—h—heim—k—k—ommen, V—v—vater. Ei— ein R—rind iſt k—k—kr—rank auf d—d—er Alp.“

Der Stotterer ſchämte ſich ſeines Uebels, er wußte nicht wohin blicken.

„Sei nur ruhig, Euſebi, ich komme!“ Der Garde ſtand auf und der Preſi gab ihm bis auf die Freitreppe das Geleit.

Dort ſäumten die Männer noch einen Augenblick.

„Alſo wir müſſen auf alles gefaßt ſein, die Wildleutlaue kann jede Stunde gehen,“ ſagte der Preſi ernſt

„Ja, aber noch einmal gesagt, die Machenschaft mit Seppi Blatter ist nichts," erwiderte der Garde. „Im übrigen hoffe ich, daß ich bei der Wasserströstung[1]) das Amt niederlegen kann. Ich bin der Geschichte satt."

„Das nicht, das nicht; über Seppi Blatter aber reden wir im Gemeinderat."

Die Männer schüttelten sich die Hände.

„Nichts für ungut!" sagte der Garde, „ich rede frei von der Leber, anders hab' ich's nicht gelernt."

Binia aber rief: „Nicht wahr, Eusebi darf noch bei mir bleiben."

„Gewiß," lächelte der Garde wohlgefällig, „ich habe nichts lieber, als wenn er bei anderer Jugend ist." Da riß die wilde Binia den scheuen Jungen mit sich.

Der Garde, der ganz aus Eisen zusammengesetzt schien, ging langsamen Schrittes durch die kleinen Aecker zur Hütte des Wildheuers Seppi Blatter. Er hatte schwer zu denken und wiegte den mächtigen Kopf: Was für ein merkwürdiger Mann ist doch der Presi! St. Peter ist zu klein für seine rastlose Betriebsamkeit. In allem hat er die Hand. Er hat seine Schuldscheine auf Aeckerchen und Alpen, er beherrscht als Vermittler zwischen den Sennen und den fremden Händlern den Käse- und Viehhandel, er ist Posthalter und hat damit den Einblick in allen Verkehr und nun will er noch Fremdenwirt werden.

Dazu die schlechte voreilige Anbändelei mit Seppi Blatter! — Was hat er für einen Zweck dabei? Keinen! Eine Laune ist's, ein Stück sträflichen Uebermutes.

---

[1]) Wasserströstungen nennt man die Gemeindeversammlungen, in denen Beschlüsse über die Wasserleitungen gefaßt werden.

Da war er bei der Hütte angekommen.

„He, fleißige Broni, wo ist der Vater?“

Broni saß auf dem moosüberwachsenen Block, der das Häuschen schirmte, sie flocht mit flinken Fingern an einem jener Strohbänder, woraus die Glotterthalerinnen die zierlichen Hüte machen, die sie tragen. Nebenbei überwachte sie die drei Ziegen, die, mit den Schellen klingelnd, zwischen hohen roten Enzianen und blauem Eisenhut sich ihr Futter naschten.

„Vater, Mutter und Josi wildheuen an den Bockjeplanken; kann ich dem Vater etwas ausrichten, Pate?“

„Er soll unter Licht[1]) bei mir vorbeikommen. Guten Abend, artiges Kind —“

Damit stoffelte[2]) er den Berg hinan. Broni hatte aber von ihm einen Blick aufgefangen, der ihr zu denken gab. In seiner Freundlichkeit war ein sorglicher Ton gewesen, der ihr in den Ohren nachklang.

Wie gestern rollte auch heute in einem fort Lawinendonner in stärkeren und schwächeren Schlägen vom Gebirg, und plötzlich fiel ihr der Vater ein. Sie wußte nicht warum. Doch! Er war am Morgen so blaß gewesen, er hatte gesagt, er habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen wegen des Donners.

Broni bemerkte es in ihrem Sinnen nicht, daß eine behende Gestalt wie ein Wiesel über die Felsen hinaufgeklettert kam, sie erschrak ordentlich, als Binia ihren Arm um sie schlang. Und dann sah sie den scheuen Eusebi unten stehen.

---

[1]) unter Licht, schweizerdeutsch, „in der Dämmerung“.

[2]) stoffeln, schwerfällig gehen.

„Komm, Sebi, komm!“ Er kletterte, ſetzte ſich zutraulich zu den zwei Mädchen, ſeine Augen glänzten in ſtiller Freude. „Broni und Bini wiſſen, daß ich nicht ſo einfältig bin, wie die Leute meinen,“ dachte er.

„Broni, wie geht die Geſchichte von den heligen Waſſern weiter, mir hat die ganze Nacht von der Wildfrau Gabriſa geträumt, ſie war aber nicht ſchwarz, ſondern blond wie du!“ ſcherzte Binia.

Broni lachte, dann mahnte ſie: „Du, von Joſi darfſt du keinen Kuß mehr bekommen!“

Euſebi riß die Augen auf: „K—k—kuß,“ ſtammelte er verwundert.

„So!“ Luſtig ſtellte Binia die weißen Zähne. „Erzähle jetzt nur, Broni. Joſis Kuß war ja nur Spiel.“

Da legte Broni, wie ſie es gewohnt war, die Hände über das Knie und ſah in die Weite: „Ich fange jetzt gleich an, wo ich geſtern zu überdenken aufgehört habe, ich mag das Gleiche nicht zweimal ſagen.“

„O, das macht mir und Sebi nichts, wenn du nur erzählſt,“ verſicherte Binia.

Da begann Broni:

„Man wunderte ſich, wie die Wildleute Waſſer in die Weinberge hinaufführen oder tragen werden und viele Leute gingen nach Hoſpel hinaus, um es ſelber zu ſehen. Die Wildleute fingen aber bei St. Peter zu arbeiten an, ſie hieben Bäume um und höhlten die dicken Stämme faſt ganz aus, ſo daß breite und tiefe Kännel entſtanden. Den erſten legten ſie an das Gletſcherthor, aus dem die Glotter ins Thal läuft, und dann viele Hunderte daran, den Anfang des einen in das Ende des anderen, immer faſt eben hin. Von Zeit zu Zeit prüften

sie, ob das Wasser hindurchfließe, und wenn es lief, so tanzten sie vor Freude und klatschten in die Hände. ‚Alleweil sanft, alleweil sanft,‘ riefen sie sich zu, und da ihnen der Boden des Thales zu rasch abwärts ging, zogen sie die Kännel den Berg entlang, so daß sie viel höher als der Thalboden zu liegen kamen und sich hoch am Berg dahinwanden. Die Thalleute wunderten sich, daß sich die Wildleute so viel Mühe gaben, sie wußten nicht, was werden solle. Die Wildleute aber riefen:

‚Sunneschyn, ja Sunneschyn
Macht die ruchen [1]) Wasser fyn!‘

„Wo ein Baum stand, der die Kännel beschattet hätte, fällten sie ihn. So zogen sie die Leitung der Sonnenseite des Thales entlang und hoch durch ihren eigenen Wald zwischen dem Dorf und dem Schmelzwerk, wo jetzt die Weißen Bretter sind:

‚Durefüehren, durefüehren,
Zirble [2]) aber nit anrüehren!‘

„So riefen sie sich ängstlich zu. Den Leuten kam es seltsam vor, daß die Wasserleitung im Wildmannliwald am Schatten gehen sollte, sie aber sagten:

‚E Wurzen [3]) git dem Berg den Halt
Und wenn sie bricht, so fallt der Wald!‘

„So bauten sie die Kännel, viele Kirchtürme hoch über Hospel kam das Wasser in die Weinberge, und vom langen Lauf an der Sonne war es ganz warm.

„‚Aber es ist ja trüb, was sollen wir mit trübem

---

[1]) ruch, rauh.
[2]) Zirble, Zirbelbaum, Arve.
[3]) E Wurzen git, eine Wurzel giebt

Waſſer anfangen?‘ murrten die Weinbergleute. Die Wildleute jedoch tanzten wie närriſch um die fertige Leitung und mahnten:

‚Trüebe Waſſer, güldige Wyn!
Grabend Gräben, laſſend's yn!‘

„Die Leute folgten dem Rat, ſie gruben Furchen zu den verdorrten Weinſtöcken und ſiehe, die Reben grünten und trieben Schoſſe, wo ein Tröpflein hinkam, ſproßte das Gras, die Bäume ſchlugen aus. Das ganze Land um Hoſpel wurde ſchön wie ein Garten und prangte in Fruchtbarkeit.

„Die Leute ſtanden da, die Eltern zeigten das Wunder den abgemagerten Kindern, die Greiſe weinten vor Freude und ſtreckten die Hände ins Waſſer, daß ſie merken, wie es rieſele.

„Da rief einer: ‚O du heliges Waſſer‘, und alle antworteten: ‚Ja, heliges Waſſer, heliges Waſſer!‘ Seither hat man die Leitung nie anders genannt.

„Die Dörfer des Thales, St. Peter, Tremis und Fegunden, und alle jene, die von dem Ueberfluß der Hoſpeler Waſſer erhielten, traten zu einer Landsgemeinde zuſammen. Sie beſchworen, daß niemand das helige Waſſer letzen oder damit Vergeudung treiben dürfe, ſie ſetzten Verbannung oder Tod darauf, ſie legten das Landbuch an, in dem jedes Grundſtück aufgezeichnet und ihm das Maß des Waſſers beſtimmt iſt, das ihm zur Tages- oder Nachtzeit zugeleitet werden darf, ſie beſtellten beeidigte Wächter, die nachſahen, daß keiner zu viel und keiner zu wenig vom Segen erhielt. Und alle drei Jahre legten die Leute den Finger auf das Landbuch, daß ſie ewig halten, was darin ſtehe. Von da an hatten die von

St. Peter Reben, die Wildleute aber zogen sich wieder tief in den Wald zurück."

Während Broni so sprach, schien es, als bewegten sich den steilen Alpenweg hinab drei Bündel. Zuerst waren sie nur wie dunkle Punkte gewesen, aber jetzt wurden sie größer und größer. Ihre Träger sah man nicht, aber die Erzählerin jubelte, sich selber unterbrechend, doch: „Sie kommen, schaut, wie viel Heu sie haben. Es ist das erste des Jahres."

„Bis sie da sind, erzähle noch ein wenig, Broni, es ist alles schön, was du sagst," schmeichelte Binia. Selbst der blöde Sebi nickte.

Broni, das sah man ihren glänzenden Augen an, war im Zug:

„Das dauerte lange, lange Zeit. Die Menschen kamen auf die Welt und starben, niemand wußte mehr etwas anderes, als daß die heligen Wasser Jahr um Jahr Segen und Fruchtbarkeit spendeten. Unterdessen betrieben die Venediger den Bergbau, sie lebten üppig und in Freuden, das fröhliche Leben ging im Bären nie aus. Die von St. Peter wurden durch den Wein, den sie an den Bergen von Hospel pflanzten und den Knappen verkauften, sehr reich. Allein es kam die Zeit, wo die Bergleute alles Holz, das an den Thalseiten wuchs, für ihre Feuer abgeschlagen hatten, und wegen der Lawinen und Steinschläge wuchs das neue nur langsam nach. Der Holzmangel war groß. Der Wald der Wildleute aber, der so nahe am Schmelzwerk lag, stand in Schönheit und Pracht. Da boten die Venediger denen von St. Peter so viel lötiges Silber, als sie in sieben Wochen gewannen, wenn sie diesen Wald schlagen dürfen. Da man schon

lange keinen Wildmann mehr gesehen hatte und die Leute glaubten, die Wildleute seien gestorben oder fortgewandert, so verkauften sie den Forst, der nicht ihnen gehörte, und die Venediger schlugen ihn. Manchmal, wenn die Bergknappen die Axt in einen der Bäume hackten, erscholl aber aus dem Wald ein Klagen, wie wenn Kinder weinen würden, und aus den Gebüschen hörte man das Geräusch der fliehenden Wildleute. Als die Knappen die Axt an die älteste Arve legten, überpurzelte der mächtige Baum, es klirrte, wie wenn im Boden eine Kette reißen würde, und ein Wildmannli, das erschreckt forteilte, rief:

‚Untrü, Untrü, du machst großes Weh,
Jetzt hebt[1]) der Wald am Berg nit meh!‘

„Das war der letzte Wildmann.“

Broni brach ab. Die Wildheuer, der Vater, die Mutter und Josi, mit ihren Lasten waren herangekommen. Sie warfen ihre Bündel ab, streiften die weißleinenen Kapuzen zurück, die ihre Köpfe vor dem Heustaub schützten, und wuschen sich am Brunnen, der neben der Hütte summt, die erhitzten Gesichter und die Hände.

Broni, die fast den ganzen Tag einsam gewesen war, begrüßte die Ankömmlinge mit lebhafter Freude, aber sie dauerte nur einen Augenblick. Warum zog sich die Stirne des Vaters so finster zusammen, als er Binias ansichtig wurde, was war das für ein fremder, schmerzlicher Zug, der über das braune Gesicht bis in den blonden Bart hineinzuckte?

Plötzlich schrie er wie aus wilder Qual heraus Binia an: „Fort mit dir, du Schlechthundekind!“

---

[1]) hebt = hält.

Die Erschrockene und Verwirrte, die das böse Wort wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, stand einen Augenblick fassungslos, dann flüchtete sie so schnell wie eine Gemse. Hinter ihr drein Eusebi, der aber weit zurückblieb.

Fränzi und die Kinder standen verdutzt; erschreckt, vorwurfsvoll sagte die Frau: „Seppi, Seppi! bist du letzköpfig geworden? Die Binia hat dir ja nichts gethan!"

Der verstörte Mann gab keine Antwort, er setzte sich auf den Dengelstein, mit verbissener Wut begann er die Sicheln zu rüsten, als ob sie in Stücke gehen müssen.

Fränzi ging beleidigt ins Haus, Vroni standen die hellen Thränen der Kränkung in den Augen, Josi machte sich mit dem Heu zu schaffen, damit seine tiefe Verlegenheit nicht zu auffällig sei.

„Vater, der Garde hat gesagt, Ihr sollt heute abend noch zu ihm kommen!" wagte Vroni schüchtern zu melden.

Da schnob Seppi Blatter: „Hole der, welcher hinkt, den Garden mit dem Presi!"

Weinend lief Vroni davon. Mutter und Kinder verstanden den Vater nicht mehr. Den ganzen Tag war er einsilbig gewesen und hatte gebrütet. Und jetzt war er so sinnlos wild, er, der Mann, der sonst immer von stiller Gemütsheiterkeit war und gern einen Scherz machte, wenn ihn die Sorgen nicht zu stark drückten.

Etwas mußte gestern abend im Bären vorgefallen sein.

Aber was? — Wenn er es nicht freiwillig sagte, erfuhren es Mutter und Kinder nicht. Das wußten sie schon.

Als die Haushaltung in der kleinen Stube beim Abendbrot, bei Wegwartekaffee, schwarzem hartem Roggen-

brot und Käſe, um den Tiſch ſaß, wollte Joſi das Geſpräch auf die Wildleutlaue bringen, aber da donnerte ihn der Vater mit einem „Halt 's Maul!“ an.

Und als Fränzi ſanft mahnte, er möchte doch zum Garben gehen, ſagte er ganz traurig: „Ich bin todmüde — gute Nacht, alle zuſammen.“

Beklommen ging der Haushalt zur Ruhe und die harte Tagesarbeit brachte Joſi wenigſtens bald den Schlaf.

Er wurde furchtbar daraus geweckt. Ihm war im Traum, als rüttelte der Wind am Haus, als knackte das Schindeldach — er wurde munter — das Getöſe dauerte fort, die Balken knarrten, die Ziegen im Stall begannen zu meckern. Im Dorf bellten die Hunde und von weit her hörte er das Vieh plärren. Er ſchlich ſich erſchrocken zur Luke, die von ſeinem Dachgemach ins Freie ging. Der Himmel über den Bergen war ſternklar, aber vom Stutz herauf ſchwebte es wie ein grauer Nebel und die Luft wogte. Feiner Schneeſtaub begann zu rieſeln, die Gegend verfinſterte ſich.

Da wußte er es: Die Wildleutlaue an den Weißen Brettern iſt gegangen.

Jetzt fingen die Glocken zu läuten an, wie es Brauch iſt in St. Peter, wenn eine Lawine, ein Gewitter oder ein Brand im Thale wütet. „Betet, betet!“ läuteten ſie.

Halb angekleidet ſtieg Joſi in die Stube hinunter.

Welch ein Anblick! Die Mutter ſaß totenblaß auf einem Stuhl, vor ihr auf dem Boden kniete, barfuß und nur halb bekleidet, der Vater, das Haupt in ihren Schoß geneigt, ſeine ſehnigen Hände um die ihrigen geſchlungen.

Der gewaltige Mann ſtöhnte, ſchluchzte und rang nach Worten, daß es einen Stein hätte erbarmen müſſen.

Broni ſaß am Tiſch vorgelehnt, durch die Hände, mit denen ſie das Geſicht bedeckt hielt, drangen die Thränen, ihre junge Bruſt bebte vor Leid.

„Was giebt's?“ fragte Joſi; als er aber von keiner Seite Antwort erhielt, fingen vor Angſt auch ihm die Glieder an zu zittern, die Zähne zu klappern.

Da kam's aus der Bruſt des Vaters, als würde ihm das Herz abgedreht und ſich im Leib auch eine Lawine löſen:

„O Fränzi — liebe Fränzi — ich habe es verſprochen — ich muß an die Weißen Bretter ſteigen.“

Ein Schrei drang aus der Hütte in die Nacht, er kam von Broni. Die Mutter ſaß entgeiſtert, ſie hatte willenlos ihre Hände aus denen des Vaters gelöſt und ſtrich ihm über den Scheitel. Sie flüſterte immer nur: „Mein armer Seppi — mein armer Seppi! Das alſo iſt's, warum du nicht haſt reden können. Gott! Gott!“

Ihr Streicheln und ihre Worte beruhigten den Knieenden, ſo daß er, wenn auch nur ſtoßweiſe, ſprechen konnte.

„Ich habe dem Preſi die drei Zinslein für das Aeckerchen bringen wollen. Der Bäliälpler mit der krummen Naſe hockte da — der Wildheuer Bälzi mit den wäſſerigen Augen und dem ſchwarzen Bocksbart. — Wir haben um eine Maß[1]) gehäkelt[2]). — Ich habe beide über den Tiſch gezogen. — Da fingen ſie an zu necken und zu hänſeln. — Ich ſei wohl ſtark, aber doch ein Haſenherz und wage mich nicht, wie ſie, auf die Kronen-

[1]) Die Maß iſt das ehemalige ſchweizeriſche Einheitsmaß für Flüſſigkeiten. Sie faßt anderthalb Liter.

[2]) Häkeln, ſo viel wie Fingerziehen, ein beliebtes Kraftſpiel der Aelpler.

planken. Ich höre eine Weile zu und sage nichts. Da kommt endlich der Presi und redet von der Wildleutlaue. Er lacht, er spricht so drum her, es könnte einer ein schönes Stück Geld verdienen, wenn er die Gemeinde nicht zum Los kommen lasse. Ich meine, es geht auf Bälzi. ‚Hast ja acht Kinder, laß dich auf den Handel nicht ein!‘ sage ich.

„‚He, es wird einer an die Bretter steigen müssen,‘ machte der Presi unwirsch, ‚er braucht ja nicht grad in die Ewigkeit zu fallen.‘ Ein Wort giebt das andere. Plötzlich sagt er zu mir: ‚Wenn einer noch drei Zinslein schuldig ist, braucht er den Mund nicht so weit aufzumachen, wie du, Seppi; gescheiter wär's, du stiegst an die Weißen Bretter.‘

„Ich bin wie vom Donner getroffen, ich rolle das Geld aus dem Sack auf den Tisch, da höhnt er: ‚Eben, eben, hast die Loba verkauft. Wenn ich's schon nicht hätte erfahren sollen, so weiß ich's. Hättest mir wohl vorher einen Deut thun können.‘ Ich darauf: ‚Es darf doch noch einer sein Rind verkaufen, ohne daß so und so viel Franken in den Fingern des Presi bleiben.‘

„Da schlägt er auf den Tisch, brüllt, es sei traurig, wenn einer an der Zahlung von vierhundert Franken sechs Jahre herumzerre. Und er kündigt mir den Brief auf Martini.

„Ich habe immer gehofft, er werde wieder gut zu mir, er ist sonst nicht ungrad und wir sind alte Schul- und Militärkameraden, drum bin ich in der Stube sitzen geblieben. Er ist auch wieder artig geworden, man redet, man trinkt, da lacht er auf einmal: ‚Wage den Streich, Seppi, steige an die Weißen Bretter. Auf deinem Aecker-

chen, das für vierhundert Franken verschrieben ist, steht noch eine Schuld von hundertachtzig Franken. Ich will nicht der Presi sein, wenn die Gemeinde dir nicht den Brief abnimmt, sofern du die heligen Wasser wieder herstellst; sage ja, und ich übernehm's auf meine Verantwortung, ich gebe dir gleich den Vertrag. Die Genehmigung durch die Gemeinde bleibt vorbehalten. Soll ich schreiben?'

„‚Nein, nein,' schreie ich und kann fast nicht reden, ‚kennst du das Vaterunser: Und führe mich nicht in Versuchung!'

„‚Ho,' meint er, ‚es ist ein schöner Verdienst, du kannst an einem Tag nicht mehr gewinnen. Du verdienst nicht so viel in einem Jahr. Und wenn ich das Briefchen kündige, kommst du auch in Verlegenheit.'

„‚Ein dummer Teufel bist,' sagte Bälzi.

„‚Ich trinke, die anderen lachen: ‚Den Schlotter hast, aber keinen Mut!' Da habe ich den Wein im Kopf gespürt, ich habe auf einmal den Acker deutlich vor mir gesehen, wie er schuldenfrei voll Aehren steht. — Hin und her hat es mich gezerrt, daß mir ganz taumelig geworden ist. — Der Presi schreibt, die anderen zwei schwatzen auf mich ein, ich sehe nichts, ich höre nichts. — Da liegen die Scheine vor mir, der Presi sagt: ‚Du mußt unterschreiben, — entweder den Empfang der Kündigung oder den Vertrag, daß du an die Bretter gehst.'

„‚Ich nehme die Kündigung, da schreit Bälzi: ‚Du Großhans, wo willst du zu Martini hundertachtzig Franken hernehmen? Da hast den anderen Schein!'

„‚Mir ist schwarz worden vor den Augen — ich habe nicht mehr gesehen, was ich unterschrieb — als der Presi

den einen Vertrag eingeſteckt hat, habe ich es gewußt, was ich gethan.

„Da iſt die Sünde!“ Der bleiche Mann zog aus der offenen Weſte ein zerknittertes Papier hervor und warf es auf den Tiſch. Dann neigte er ſein Haupt in den Schoß ſeines Weibes.

Lautes Weinen erfüllte die Hütte; mit dem rauchenden Kienſpanlicht, das ſeinen flackernden Schein über die Gruppe des Elends warf, kämpfte das Morgenrot.

chen, das für vierhundert Franken verschrieben ist, steht noch eine Schuld von hundertachtzig Franken. Ich will nicht der Presi sein, wenn die Gemeinde dir nicht den Brief abnimmt, sofern du die heligen Wasser wieder herstellst; sage ja, und ich übernehm's auf meine Verantwortung, ich gebe dir gleich den Vertrag. Die Genehmigung durch die Gemeinde bleibt vorbehalten. Soll ich schreiben?'

„‚Nein, nein,' schreie ich und kann fast nicht reden, ‚kennst du das Vaterunser: Und führe mich nicht in Versuchung!'

„‚Ho,' meint er, ‚es ist ein schöner Verdienst, du kannst an einem Tag nicht mehr gewinnen. Du verdienst nicht so viel in einem Jahr. Und wenn ich das Briefchen kündige, kommst du auch in Verlegenheit.'

„‚Ein dummer Teufel bist,' sagte Bälzi.

„‚Ich trinke, die anderen lachen: ‚Den Schlotter hast, aber keinen Mut!' Da habe ich den Wein im Kopf gespürt, ich habe auf einmal den Acker deutlich vor mir gesehen, wie er schuldenfrei voll Aehren steht. — Hin und her hat es mich gezerrt, daß mir ganz taumelig geworden ist. — Der Presi schreibt, die anderen zwei schwatzen auf mich ein, ich sehe nichts, ich höre nichts. — Da liegen die Scheine vor mir, der Presi sagt: ‚Du mußt unterschreiben, — entweder den Empfang der Kündigung oder den Vertrag, daß du an die Bretter gehst.'

„‚Ich nehme die Kündigung, da schreit Bälzi: ‚Du Großhans, wo willst du zu Martini hundertachtzig Franken hernehmen? Da hast den anderen Schein!'

„‚Mir ist schwarz worden vor den Augen — ich habe nicht mehr gesehen, was ich unterschrieb — als der Presi

den einen Vertrag eingeſteckt hat, habe ich es gewußt, was ich gethan.

„Da iſt die Sünde!“ Der bleiche Mann zog aus der offenen Weſte ein zerknittertes Papier hervor und warf es auf den Tiſch. Dann neigte er ſein Haupt in den Schoß ſeines Weibes.

Lautes Weinen erfüllte die Hütte; mit dem rauchenden Kienſpanlicht, das ſeinen flackernden Schein über die Gruppe des Elends warf, kämpfte das Morgenrot.

III.

Die Wildleutlaue iſt gegangen!

In der Nacht ſchon ſtanden die Leute in Gruppen vor den Häuſern des Bergdorfes, redeten miteinander, und als der Morgen kam, dachte niemand ans Tagewerk.

Im Bären ſaßen ſchon Gäſte. Ihre Zahl wuchs, als die, welche an den Stutz hinausgegangen waren, um die Größe der Verwüſtung zu ſehen, zurückkehrten. Sie brachten den Bericht, den man erwartete: die Lawine hatte die Leitung der heligen Waſſer von den Weißen Brettern hinuntergefegt und den Abgrund der Glotter mit Eis und Schnee gefüllt.

Alſo iſt heute Waſſertröſtung! Die Bauern erzählten ſich die Schrecken der Nacht: Die Scheiben klirrten, die Luft ſprengte die Thüren auf, die Betten wackelten, die Kinder ſchrieen, die Frauen riefen zu den Heiligen.

Die alten Sagen von den heligen Waſſern hatten freien Lauf. Binia, die der Lärm aus dem Bett geſchreckt hatte, und wie ein aufgeſcheuchter Vogel verwirrt und übernächtig von einem Gemach des Hauſes zum anderen flatterte und überall fortgeſchickt wurde, hätte in der großen Wirtsſtube nur zu horchen brauchen, um

den Rest der Geschichte zu vernehmen, den ihr Vroni schuldig geblieben war.

Nachdem die Venediger den Wildleutewald geschlagen hatten, kam an der Stelle, wo die große Arve gestürzt war, ein weißer Fleck, der Felsen, zum Vorschein und glänzte, als ob dort ein Stück Schnee nicht weggegangen wäre. Mit jedem Gewitter und jeder Schneeschmelze wurde der unheimliche Fleck größer, die Weißen Bretter wuchsen gespenstisch aus dem dunklen Erdreich, die Wasser wühlten die Furren[1]), schlechte Jahre machten die Gletscher groß und eines Tages wischte ein Gletscherbruch die Kännel der heligen Wasser, deren Befestigung immer schwieriger wurde, in die Glotter hinab.

Man sah darin die Strafe der Wildleute und nannte den Eisbruch — die Wildleutlawine!

Als die Wasser gebrochen waren, kehrte in Hospel und in den Dörfern wieder Dürre und Mangel ein. Der Zorn der Bewohner des großen Thales wandte sich gegen die Venediger und die Leute von St. Peter, da sie schuld an dem Unglück seien. Die Dörfer forderten sie durch Boten auf, daß sie die Leitung wieder herstellen, doch wagte es niemand, an die senkrechten Weißen Bretter hinaufzusteigen, Kännel darüber hinzuführen und sie zu befestigen. Da stellten die Hospeler und die Dörfer im Thal bei Tremis Wachen auf, sie ließen niemand weder nach St. Peter hinein, noch von dort nach Hospel hinaus. „Unglück über uns!“ klagten die von St. Peter, aus Mangel zogen die Venediger über die Schneelücke ab, das Bergwerk zerfiel und die Füchse wohnten in den

[1]) Furre = Furche, Runse, Steilschlucht.

Stollen. Die Not wurde immer größer, denn die kleinen Aeckerchen, welche die Leute um das Dorf hin anlegten, gaben nicht genug Brot, es fehlte das Holz und viele Bewohner erfroren im Winter. Der Pfarrer erlag der Seuche, die im Dorfe herrſchte, niemand verkündete mehr das Wort Gottes. Da ſagten die von St. Peter: „Ehe wir gottlos werden wie die wilden Tiere, ehe unſere Kinder ins Leben treten ohne Taufe, die Söhne und Töchter heiraten ohne Trauung, die Greiſe ſterben ohne Beichte und Sakrament, wollen wir uns mit Gewalt den Thalweg erzwingen.“ Mit Senſen und Gabeln fielen die Männer und Frauen von St. Peter über die Wachen bei Tremis und töteten ſie, aber in der zweiten größeren Schlacht, die beim Bildhaus an der Gemeindegrenze von St. Peter und Tremis geſchlagen wurde, erlagen ſie. Die Krieger aus dem großen Thal drangen bis ins Dorf vor, raubten und plünderten und die Bewohner mußten ſich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben.

Da kam ein großes Verſprechen zu ſtande, das für ewige Zeiten ins Landrecht aufgenommen wurde. Die von St. Peter ſollen die heligen Waſſer an den Weißen Brettern vorüberführen und ſie vom Gletſcher an bis zum Bildhaus bei Tremis unterhalten, wie es das gemeinſame Wohl forderte, dafür ſollen ſie ungehindert aus dem Thale verkehren können und ihre Weinberge zurückerhalten, die vorderen Dörfer aber ſollen die Leitung von der Brücke an beſorgen und Friede immerdar währen.

Jetzt wußten die von St. Peter, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als die heligen Waſſer, ſollte es auch alle Bürger koſten, an den Weißen Brettern vorüberzuleiten. Sie beſtimmten, daß das Los unter ihnen ent-

ſcheide, wer von ihnen die großen Eiſenringe, in die man die Kännel hängen wollte, hoch an den gräßlichen Felſen befeſtigen müſſe. Des Loſens war kein Ende, einer nach dem andern ſtieg hinauf, ſchon waren ſieben gefallen, das Wehklagen des Dorfes füllte das Thal, und viele, die das Los noch verſchont hatte, wanderten heimlich mit ihren Haushaltungen über die Schneeberge aus. Da war ein Ehrloſer, Matthys Jul mit Namen, der zu Hoſpel an einer Kette im Gefängnis lag, weil er einen andern Mann im Zorn erſchlagen hatte. Er anerbot ſich, die Leitung herzuſtellen, wenn er dadurch ſeine Freiheit und Ehre wiedererlange. Man führte ihn an die Weißen Bretter und ſiehe da — ihm gelang es, die Reifen feſtzumachen und die Kännel zu legen. Die Merkhämmer klopften, das Waſſer floß nach langem Unterbruch wieder fröhlich durchs Thal; da wurde beſchworen, daß jede Blutſchuld geſühnt ſei, wenn der Thäter die heligen Waſſer an den Weißen Brettern aus dem Verderben rette.

Alle zweimal ſieben Jahre, bald ein paar Sommer früher, bald ein paar Sommer ſpäter, ſauſt die Wildleutlaue über die Weißen Bretter herunter und zerſtört die Waſſerfuhre, immer muß dann ein Mann auf Leben und Sterben an die Felſen emporſteigen, daß er die Kännel wieder füge, und geheimnisvoll waltet, wenn ſich kein Freiwilliger meldet, darüber das Los.

Als vielhundertjährige, durch Brauch und Sitte, ja ſogar durch die kirchlichen Anſchauungen geweihte unablösbare Fron liegt die Inſtandhaltung der heligen Waſſer auf dem Dorf, der milde Segenſpender von Hoſpel iſt der Drache von St. Peter, der die blühende Mannſchaft des Dorfes verſchlingt. Dunkle Sagen melden von man-

chem Opfer, das unfreiwillig an die Weißen Bretter emporgezwungen worden ist; mit den Ueberlieferungen, die von den Unglücksfällen berichteten, welche an den schrecklichen Wänden geschehen sind, könnte man ein Buch füllen.

Auf einer der vielen Gedenktafeln im grauen Kirchlein an der Brücke, das einst den fröhlichen Bergknappen als Gotteshaus diente, sagt eine Inschrift, die auch schon halb verblaßt ist, kurz und schwer: „Welche Trauer! Der Totfäll' ist kein End'!"

Sollen die Opfer überhaupt nie enden? — Die Sage tröstete, einst würde ein Liebespaar St. Peter von der Blutfron an den heligen Wassern erlösen, aber eine Jungfrau müsse darüber sterben. Wann? — Ja, wohl erst, wenn sich die andere Sage erfüllte, daß auf den Bergen, auf denen jetzt die großen Gletscher liegen, Rosengärten blühen, der kreisende Adler sich des fallenden Zickleins erbarmt und es der Mutter bringt.

Heute ist Wassertröstung — Losgemeinde. Nur scheu und verstohlen wagt sich die Frage, die auf allen Herzen brennt, hervor: Wer wird an die Weißen Bretter steigen müssen? — Das Los — das blinde Los, wen trifft's? — Sie liegt wie ein Alpdruck auf den Gemütern, denn keiner weiß, ob nicht er aus der alten silbergetriebenen Urne des Dorfes, die noch an die Bergwerksherrlichkeit erinnert, sich die Verdammnis ziehen wird, als Bürger von St. Peter den Gang auf Leben und Sterben zu wagen. Er — oder wenn nicht er, sein Vater, sein Sohn oder sein Bruder. Auf jedem Herzen liegt die Furcht und gräßliche Spannung. Da ist kein Unterschied zwischen arm und reich, wer zwischen zwanzig und sechzig Jahren und im Besitze der bürgerlichen Ehren steht, der

muß dem Rufe folgen, wenn er aus der Losurne an ihn ergeht.

Auf die erste Nachmittagsstunde, nachdem die heligen Wasser gebrochen waren, sollten die Bürger zur Losgemeinde einberufen werden. So forderten es die alten Satzungen. Vom Fall der Lawine an bis zur Loswahl standen in St. Peter alle Rechtshandlungen, die sich nicht auf die heligen Wasser bezogen, Kauf, Verkauf, Taufe, Hochzeit und Begräbnis still. Beim Ehrenverlust durfte niemand das Thal verlassen, alle hatten dem Klang der Glocken zu folgen, die vom Mittag an eine Stunde lang zur Wasserröstung läuteten. Die Satzungen drängten auf rasches Handeln, und das war gewiß besser als die lange Ungewißheit; um so furchtbarer aber lasteten die kurzen Morgenstunden auf dem Dorfe, denn noch war die Abmachung zwischen dem Presi und Seppi Blatter nur wenigen bekannt, und die schwiegen.

Die einen, die im Bären saßen, stierten trübsinnig in das Glas und der Wein mundete ihnen nicht, die anderen tranken und johlten dazu.

St. Peter, das stille Dorf, wo die Leute kaum zu lachen und zu reden wagten, war heute laut und lebendig, der Hälfte der Bewohner hatte die Furcht und Spannung die Zunge gelöst.

„Hört! — hört!“ Alle drängten sich um den Tisch, wo der bocksbärtige Bälzi beim Schnaps hockte und prahlerisch wiederholte: „Ich weiß, was ich weiß — es kommt nicht zum Losen. Es meldet sich einer.“ Allein er blieb bei dunklen Andeutungen — enttäuscht wandten sich die anderen von ihm ab: „Er ist ein unzuverlässiger Lump. Gebt nichts auf den!“

Doch hatte sich's schon einigemal zugetragen, daß sich unverhofft und in den bittersten Nöten ein Freiwilliger für die gefahrvolle Arbeit meldete. Im Anfang des Jahrhunderts ein armer, braver Knecht, der umsonst beim harten Vater um die Hand der Meisterstochter gebeten hatte. Er legte die Kännel, und die Gemeinde trat für ihn als Freiwerber ein. Im Jahre 1819 fiel ein Freiwilliger, der geglaubt hatte, seinem toten Vater, der wandeln mußte, die Ruhe zu verschaffen. Und nachdem zweimal das Los gewählt, hatte sich vor vierzehn Jahren Hans Zuensteinen freiwillig als Helfer gestellt; sein Gang war die Lösung eines Gelübdes, das er für die glückliche Errettung seines Weibes aus dreitägigen Nöten bei der Geburt Eusebis gethan hatte.

Darauf hatte man ihm das Ehrenamt des Garden verliehen, das er musterhaft verwaltete.

Wunderbar wäre also nicht, wenn auch jetzt wieder einer, von den geheimen Mächten des Lebens getrieben, aufstehen und den Bann von der Gemeinde nehmen würde.

Susi, die alte Trottel von Haushälterin, und Mägde aus dem Dorf besorgten die Wirtschaft, der Presi ließ sich seit einer halben Stunde nicht blicken, aber wenn die Gäste gehorcht hätten, so hätten sie seine schweren Schritte durch die Decke über sich gehört.

„Gott's Maria und Sankt Peter — Räusche haben wir alle gehabt." — Jetzt stand er im Selbstgespräch still und stützte sich auf den Tisch. „Ich muß hinter sich machen." Er nahm ein beschriebenes Blatt Papier, er that, als wolle er es zerreißen. Er legte es aber wieder hin. „Was angefangen ist, muß man vollenden." Er lief und wiederholte: „Dumm" — „dumm" — „dumm."

Der Mann kämpfte gegen sich selbst, daß ihm die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen. Er hatte nichts Großes gegen Seppi Blatter; der war ein geplagter Mann, der mit seinem Fleiß ein besseres Fortkommen verdient hätte, und der Verkauf des Rindes war nicht von Wichtigkeit. Man durfte als Presi nicht kleinlich sein. Der ganze Handel war ein Streich des Uebermutes gewesen, in seiner Anheiterung hatte er, gereizt von Seppis Widerstand, prüfen wollen, ob er ihn nicht doch herumbringe. Ja, wenn die Sache zwischen ihm und Seppi geblieben wäre, dann hätte er schon rückwärts krebsen können, aber der Bäliälpler wußte davon, Bälzi — und der Garde. Ohne den offenen oder heimlichen Spott dieser herauszufordern, ging's nicht ab. Nun — und ob! Wieder griff er nach dem Papier.

Da klopfte es. Der krummmäulige, bogennasige Bäliälpler, der vorher ein rechter Mann gewesen war, aber seit dem Tod seiner zwei schönen Kinder den Halt verloren hatte, trat ein. Er zog den Hut: „Presi, mich drückt's — in die Geschichte will ich nicht gesponnen sein. Ich habe nichts gesehen und nichts gehört. Ich habe einen Rausch gehabt."

„Das war doch nur ein zu weit getriebener Scherz!" erwiderte der Presi heiter; „natürlich kann Seppi nicht behaftet werden, wir müssen halt losen!"

Er hatte sich im Augenblick entschieden, der Bäliälpler schien ihm wie ein Helfer der Vernunft und er begleitete ihn wie aus Dankbarkeit zur Thüre. Da hörte er Binias glockenhelle Stimme:

„Nein, nein, alte Susi, zu Fränzi lasse ich mich nicht schicken, Seppi Blatter ist ein wüster Mann, der

hat mir ‚Schlechthundekind' zugerufen und mich fortgejagt."

Der Presi traute seinen Sinnen nicht — horchte — schnob: „Binia, daher!" und zog das Kind, das, nichts Gutes ahnend, flüchten wollte, in sein Zimmer.

„Wie hat dich Seppi Blatter genannt?" — Die Kleine schwieg. Da rüttelte er sie zornrot und wiederholte keuchend die Frage.

„Schlechthundekind," weinte die Kleine leis.

„Schlechthundekind! Schlechthundekind! Schlechthundekind! Seppi, du mußt ans Brett!"

Wie ein wildes Tier lief der Presi hin und her, er stampfte, daß man es in der Stube unten hörte. Binia erspähte die Gelegenheit, um aus dem Zimmer zu wischen, wagte sich aber nicht an dem tobenden Manne vorbei, kletterte die kleine Ofentreppe empor, und als der Falldeckel, der auf den Estrich führte, wohl weil er durch Gerümpel verstellt war, dem Druck ihrer kleinen Hände nicht nachgab, verkroch sie sich in ihrer Angst auf den Speckfteinofen.

Da pochte es.

„Herein! — Ihr, Fränzi Blatter? Was wollt Ihr?"

Der wilde Mann meisterte seinen Zorn — er schob ihr einen Stuhl hin.

Fränzi war eine arme Wildheuerin, aber die Bauern, die ihresgleichen nicht aus dem Wege gingen, wurden kleinmütig vor ihr. Schon ihre Erzählkunst, die sie an langen Winterabenden im Kreise der Dörfer übte, gaben ihr etwas Geheimnisvolles, man betrachtete sie wie eine, die mehr erlebt hat, mehr weiß, mehr denkt, mehr fühlt als die andern. Ob sie gleich die Spuren schwerer Arbeit

an sich trug, so war sie doch ein Weib, dem der Wiederschein dessen, was sie reich in der Seele lebte, in Augen und Angesicht lag und einen eigenartigen Reiz verlieh. Und vor allem war sie eine rechtschaffene Frau.

Der Presi und sie maßen sich einen Augenblick, sie den Gegner in Bescheidenheit und tiefer Trauer.

„Gebt mir das gemeine Papier zurück, Presi!“ sagte sie, indem sie ihn mit ihren großen blauen Augen ruhig, fast freundlich anblickte.

„Geschrieben ist geschrieben, Fränzi!“ In barschem und bedauerndem Ton sprach es der Presi.

„Ihr besteht auf einer erschlichenen Unterschrift — — du bestehst darauf, Peter!“

Der Presi zuckte zusammen und krümmte sich, als sie ihn duzte, sein Gesicht wurde fahl. Eine Welt voll schöner und peinigender Erinnerungen stand in ihm auf.

„Peter! Es sind sechzehn Jahr', da hast du in der Nacht an mein Fensterchen gepocht. Du hast in meinem Kämmerchen geweint und auf den Knieen gefleht: ‚Fränzi, erhöre mich, ich bin verloren, wenn du mich nicht rettest, ich bin im Streit vom Vater gegangen, ich habe keinen guten Menschen als dich!‘ Wir verlobten uns heimlich und sechs Wochen warst du mir gut. Dann söhntest du dich mit dem Vater aus und nahmst auf sein Drängen Beth. Du warst treulos gegen mich, treuloser gegen sie, denn du hast sie nicht geliebt.“

„Wozu das, Fränzi?“ sagte der Presi dumpf und hilflos vor der Würde des Weibes, das vor ihm saß.

„Weil ich meinte, ich habe mit dem unendlichen Leid, das du mir damals zufügtest, das Recht erworben,

hat mir ‚Schlechthundekind' zugerufen und mich fortgejagt."

Der Presi traute seinen Sinnen nicht — horchte — schnob: „Binia, daher!" und zog das Kind, das, nichts Gutes ahnend, flüchten wollte, in sein Zimmer.

„Wie hat dich Seppi Blatter genannt?" — Die Kleine schwieg. Da rüttelte er sie zornrot und wiederholte keuchend die Frage.

„Schlechthundekind," weinte die Kleine leis.

„Schlechthundekind! Schlechthundekind! Schlechthundekind! Seppi, du mußt ans Brett!"

Wie ein wildes Tier lief der Presi hin und her, er stampfte, daß man es in der Stube unten hörte. Binia erspähte die Gelegenheit, um aus dem Zimmer zu wischen, wagte sich aber nicht an dem tobenden Manne vorbei, kletterte die kleine Ofentreppe empor, und als der Falldeckel, der auf den Estrich führte, wohl weil er durch Gerümpel verstellt war, dem Druck ihrer kleinen Hände nicht nachgab, verkroch sie sich in ihrer Angst auf den Speckstеinofen.

Da pochte es.

„Herein! — Ihr, Fränzi Blatter? Was wollt Ihr?"

Der wilde Mann meisterte seinen Zorn — er schob ihr einen Stuhl hin.

Fränzi war eine arme Wildheuerin, aber die Bauern, die ihresgleichen nicht aus dem Wege gingen, wurden kleinmütig vor ihr. Schon ihre Erzählkunst, die sie an langen Winterabenden im Kreise der Dörfer übte, gaben ihr etwas Geheimnisvolles, man betrachtete sie wie eine, die mehr erlebt hat, mehr weiß, mehr denkt, mehr fühlt als die andern. Ob sie gleich die Spuren schwerer Arbeit

an sich trug, so war sie doch ein Weib, dem der Wiederschein dessen, was sie reich in der Seele lebte, in Augen und Angesicht lag und einen eigenartigen Reiz verlieh. Und vor allem war sie eine rechtschaffene Frau.

Der Presi und sie maßen sich einen Augenblick, sie den Gegner in Bescheidenheit und tiefer Trauer.

„Gebt mir das gemeine Papier zurück, Presi!" sagte sie, indem sie ihn mit ihren großen blauen Augen ruhig, fast freundlich anblickte.

„Geschrieben ist geschrieben, Fränzi!" In barschem und bedauerndem Ton sprach es der Presi.

„Ihr besteht auf einer erschlichenen Unterschrift — — du bestehst darauf, Peter!"

Der Presi zuckte zusammen und krümmte sich, als sie ihn duzte, sein Gesicht wurde fahl. Eine Welt voll schöner und peinigender Erinnerungen stand in ihm auf.

„Peter! Es sind sechzehn Jahr', da hast du in der Nacht an mein Fensterchen gepocht. Du hast in meinem Kämmerchen geweint und auf den Knieen gefleht: ‚Fränzi, erhöre mich, ich bin verloren, wenn du mich nicht rettest, ich bin im Streit vom Vater gegangen, ich habe keinen guten Menschen als dich!' Wir verlobten uns heimlich und sechs Wochen warst du mir gut. Dann söhntest du dich mit dem Vater aus und nahmst auf sein Drängen Beth. Du warst treulos gegen mich, treuloser gegen sie, denn du hast sie nicht geliebt."

„Wozu das, Fränzi?" sagte der Presi dumpf und hilflos vor der Würde des Weibes, das vor ihm saß.

„Weil ich meinte, ich habe mit dem unendlichen Leid, das du mir damals zufügtest, das Recht erworben,

daß du meinen Mann und mein Haus in Ehren halteſt und ihnen unnötig nichts Leides anthueſt."

Der Preſi ſchluckte: „Ihr Frauen verſteht nichts von dem — und Fränzi — ich muß mein Geld und die Gemeinde einen Mann haben. Keiner iſt wie Seppi für das Werk geeignet. Es geſchieht ihm auch nichts dabei!"

„Ich will dir ſagen, warum Seppi gehen muß. Du haſt es ihm nie verziehen, daß er mein Mann geworden iſt. Du wollteſt mich, das arme Mädchen, nicht mehr für dich, aber du gönnteſt mich auch keinem anderen. Wie David den Urias in den Krieg geſchickt hat, ſchickſt du Seppi an die Weißen Bretter — nicht daß du mich, das ſchon faſt alte Weib, mehr möchteſt, aber du haſſeſt ihn!"

So ſprach Fränzi mit ihrer tiefen und ſchönen Stimme.

Der Preſi zitterte und mußte ſich halten. Zog ihm Fränzi Schleier von den Augen? — Ja! Vorgeſtern, wie er als Friſchverlobter von Hoſpel gegangen war, da war auf dem langen Weg die alte Zeit an ihm vorübergezogen. Beth hatte er nicht geliebt, in Frau Creſenz war er auch nicht recht verliebt, er nahm ſie, weil ſie eine tüchtige Wirtin war, die ſechs heimlichen Wochen mit Fränzi waren ſein einziges ſonniges, großes Liebesglück geweſen. Er, Tölpel, hatte das jahrzehntelange Glück, das vor ihm lag, verſcherzt. Und dann hatte der Wildheuerſepp, was er ſelbſt verloren, gefunden. Aus dieſem Gefühl war er Seppi auffäſſig geweſen. — Seit Fränzi geſprochen, wußte er es.

„Gieb mir den Vertrag, Peter!" ſagte Fränzi gütig.

Er reckte ſich, zauberte, dann donnerte er: „Ich laſſe mein Kind von euch nicht Schlechthundekind nennen!"

Fränzi fuhr zuſammen: „Peter, vergieb Seppi, er hat in ſeiner Qual nicht gewußt, was er ſagte!“

Sie war aufgeſtanden, ſie hatte ſeine Hände ergriffen, ſie ſank vor ihm in die Kniee, umklammerte ſeine Fäuſte: „Peter, Peter, ſei barmherzig!“

Seltſam! — In ihrer wilden Erſchütterung gefiel ihm Fränzi wieder — er mißtraute aber der Empfindung — er fürchtete eine Uebereilung — darum war er hart gegen ſie. Er ſchleuderte ſie röchelnd von ſich: „Das Greinen und Betteln kann ich ſchon gar nicht leiden. — — Und das ‚Schlechthundekind‘ muß geſtraft ſein!“

Als er ſie von ſich ſtieß, löſte ſich Fränzis prächtiges dunkles Haar, mit fliegender Bruſt ſtand ſie einige Schritte entfernt vor ihm; die Leidenſchaft hatte ſie um zehn Jahre verjüngt, aber ihre Stimme zitterte.

„Wenn nicht um meinet- und meiner Kinder willen, ſo ſei's um deinet- und Binias willen — ſei barmherzig gegen dich ſelbſt — und gegen dein Kind!“

Der Preſi blickte das leidenſchaftliche Weib begehreriſch an, wüſte Züge entſtellten ſein Geſicht und gaben ihm einen tieriſchen Ausdruck; die Augen traten hervor und funkelten. Mit erſtickter Stimme ſagte er: „Fränzi — ich will alles wieder gut machen, Fränzi — — aber gieb mir einen Kuß — wie einſt!“

Sie ſtarrte ihn verſtändnislos an; dann fragte ſie allen Ernſtes: „Biſt du wahnſinnig geworden, Peter, — ich habe ja einen Mann und Kinder!“

„Dann geh'!“ knirſchte er.

„Ich gehe, aber noch einmal: mache das Böſe gut — ſonſt — Peter — bei der ſeligen Beth — die vom Him-

daß du meinen Mann und mein Haus in Ehren halteſt und ihnen unnötig nichts Leides anthueſt."

Der Preſi ſchluckte: „Ihr Frauen verſteht nichts von dem — und Fränzi — ich muß mein Geld und die Gemeinde einen Mann haben. Keiner iſt wie Seppi für das Werk geeignet. Es geſchieht ihm auch nichts dabei!"

„Ich will dir ſagen, warum Seppi gehen muß. Du haſt es ihm nie verziehen, daß er mein Mann geworden iſt. Du wollteſt mich, das arme Mädchen, nicht mehr für dich, aber du gönnteſt mich auch keinem anderen. Wie David den Urias in den Krieg geſchickt hat, ſchickſt du Seppi an die Weißen Bretter — nicht daß du mich, das ſchon faſt alte Weib, mehr möchteſt, aber du haſſeſt ihn!"

So ſprach Fränzi mit ihrer tiefen und ſchönen Stimme.

Der Preſi zitterte und mußte ſich halten. Zog ihm Fränzi Schleier von den Augen? — Ja! Vorgeſtern, wie er als Friſchverlobter von Hoſpel gegangen war, da war auf dem langen Weg die alte Zeit an ihm vorübergezogen. Beth hatte er nicht geliebt, in Frau Creſenz war er auch nicht recht verliebt, er nahm ſie, weil ſie eine tüchtige Wirtin war, die ſechs heimlichen Wochen mit Fränzi waren ſein einziges ſonniges, großes Liebesglück geweſen. Er, Tölpel, hatte das jahrzehntelange Glück, das vor ihm lag, verſcherzt. Und dann hatte der Wildheuerſepp, was er ſelbſt verloren, gefunden. Aus dieſem Gefühl war er Seppi aufſäſſig geweſen. — Seit Fränzi geſprochen, wußte er es.

„Gieb mir den Vertrag, Peter!" ſagte Fränzi gütig.

Er reckte ſich, zauderte, dann donnerte er: „Ich laſſe mein Kind von euch nicht Schlechthundekind nennen!"

Fränzi fuhr zuſammen: „Peter, vergieb Seppi, er hat in ſeiner Qual nicht gewußt, was er ſagte!“

Sie war aufgeſtanden, ſie hatte ſeine Hände ergriffen, ſie ſank vor ihm in die Kniee, umklammerte ſeine Fäuſte: „Peter, Peter, ſei barmherzig!“

Seltſam! — In ihrer wilden Erſchütterung gefiel ihm Fränzi wieder — er mißtraute aber der Empfindung — er fürchtete eine Uebereilung — darum war er hart gegen ſie. Er ſchleuderte ſie röchelnd von ſich: „Das Greinen und Betteln kann ich ſchon gar nicht leiden. — — Und das ‚Schlechthundekind‘ muß geſtraft ſein!“

Als er ſie von ſich ſtieß, löſte ſich Fränzis prächtiges dunkles Haar, mit fliegender Bruſt ſtand ſie einige Schritte entfernt vor ihm; die Leidenſchaft hatte ſie um zehn Jahre verjüngt, aber ihre Stimme zitterte.

„Wenn nicht um meinet- und meiner Kinder willen, ſo ſei's um deinet- und Binias willen — ſei barmherzig gegen dich ſelbſt — und gegen dein Kind!“

Der Preſi blickte das leidenſchaftliche Weib begehreriſch an, wüſte Züge entſtellten ſein Geſicht und gaben ihm einen tieriſchen Ausdruck; die Augen traten hervor und funkelten. Mit erſtickter Stimme ſagte er: „Fränzi — ich will alles wieder gut machen, Fränzi — — aber gieb mir einen Kuß — wie einſt!“

Sie ſtarrte ihn verſtändnislos an; dann fragte ſie allen Ernſtes: „Biſt du wahnſinnig geworden, Peter, — ich habe ja einen Mann und Kinder!“

„Dann geh'!“ knirſchte er.

„Ich gehe, aber noch einmal: mache das Böſe gut — ſonſt — Peter — bei der ſeligen Beth — die vom Him-

mel auf dich sieht — bei den armen Seelen, die im Eise stehen — es kommt ein Schaden über dein Kind — und Beth — das weißt du — hat auf dem Totbett gesagt, ich möchte dich mahnen, wenn Unglück für Binia im Verzuge sei. Peter, Peter, richte dich nicht selbst!"

„Seit wann bist du unter die Bußpfaffen gegangen, Fränzi?" Und mit steigender, kreischender Stimme schrie er: „Jetzt mache, daß du fortkommst, sonst —"

Er hob den Stuhl zum Schlage gegen Fränzi.

Da wich sie der Gewalt des Wütenden.

In der Aufregung des Gesprächs hatten die beiden nicht bemerkt, wie zwei dunkle, glühende Kinderaugen, wie ein blasses, schmerzentstelltes Kindergesicht in fiebernder Spannung zwischen den Vorhängen des Ofens hervor jedem ihrer Worte gefolgt waren.

Als Fränzi gegangen war, sank der Presi auf einen Stuhl, hielt den Kopf mit der Hand und stöhnte: „Daß ich nie gelernt habe, rückwärts zu krebsen — daß ich diesen harten Kopf nicht brechen kann. Fränzi, du hast mehr als recht, — mit sehenden Augen renne ich ins Unglück." — Seine Lippen zuckten im Selbstgespräch.

Da kam Susi: „Presi, die Gemeinderäte sind da — es ist alles für die Sitzung bereit."

Er warf einen Blick ins Freie.

Rings von den Bergen herab stiegen die Sennen auf ihren Maultieren, sie trugen das sonntägliche Gewand, viele waren von ihren Angehörigen begleitet, die ebenfalls ritten, so daß jede Familie eine schöne Gruppe bildete. Aber zur vollen Wirkung des Bildes fehlte die Farbenpracht der Trachten, die an weltlich festlichen Tagen dem Glotterthaler Völklein eigen ist. Man sah

nur das schlichte Kirchenkleid, die Männer trugen die dunklen Kittel ohne den Schmuck der Seidenstickereien, den schwarzen Filz ohne Blumen, die Frauen hatten über die Büste dunkle Brusttücher gekreuzt und an den Hüten flatterten die Bänder in gedämpften Farben. Manche drehten im Reiten den Rosenkranz, kein Juchschrei tönte durch die Berge; von weitem sah man, daß die Leute nicht lachen mochten und das Wort im Herzen verschlossen. Wozu reden? Jeder und jede wußte, was die Gedanken des anderen bewegte; wer einmal im Scherz gesagt hatte, er würde den Gang an die Weißen Bretter wagen, trug heute ein doppelt bekümmertes Sündergesicht zur Schau. In feierlicher Ruhe strömte das Volk von allen Seiten ins Dorf und an den Häusern standen einzelne Maultiere angebunden, besonders viele an der langen Stange vor dem Bären.

Im letzten Augenblick sah der Presi den Garden mit Seppi Blatter kommen, beide waren sehr ernst und feierlich. Der Garde schien größer als sonst, er trug seine Amtstracht, einen Hut mit wallenden blauschillernden Hahnenfedern, das Schwert am Gurt, die Binde am Arm.

Da ging der Presi, mit sich selbst noch in Streit, wie er das Zünglein der Wage schwenken wolle, aus seiner Stube in die schwere Sitzung.

Früh am Morgen war der Garde in die Wohnung Seppi Blatters gekommen und hatte ihn in all seinem Kleinmut gefunden. „Begleitet mich zur Schau, wie die Lawine gegangen ist, und ob nicht noch Nachbrüche zu fürchten sind," redete er ihm zu. Seppi that es wohl, daß sich in dieser Stunde jemand um ihn kümmerte. Der Garde drang auf dem Weg in den Wildheuer, daß er

erzähle, wie der Vertrag mit dem Presi zu stande gekommen sei. Als er den Verlauf gehört hatte, zog er ein paar Banknoten aus der Brieftasche: „Da, Seppi, noch vor der Losgemeinde gehst du zum Presi und tilgst den Brief. Ich werde dir kein harter Gläubiger sein. Wenn er Haken macht, bin ich da! Die Geschichte ist nichts!“

Seppi, der gemeint hatte, kein Mensch auf der Welt sei ihm mehr gut, glaubte an ein Wunder. Alle Zerschlagenheit, die er zu Hause am Leib gespürt, war in Lebenslust verwandelt. Schon das Kommen des Garden hatte ihn aufgerichtet, das Angebot stimmte ihn fröhlich. „Darf ich es auch annehmen?“ fragte er glückselig, dann jubelte es in ihm: „Frei — frei!“ Seine Zunge war gelöst, der sonst stille Mann sprudelte die Worte nur so heraus: „O, Garde, glaubt nicht, daß es mir an Mut fehlt, an die Weißen Bretter zu steigen, ich bin ja als Wildheuer häufig genug am Seil gehangen und weiß wohl, daß mein Leben Tag um Tag an einem Faden hängt, aber ich habe es nicht verwinden können, daß ich auf eine so mißliche Art in die Pflicht gekommen bin, grad wie die Maus in die Falle — und ich habe es der Fränzi nicht sagen dürfen — gekrümmt und geklemmt hat es mich — sie ist ein so himmelgutes Weib.“

Die Männer waren auf die Unglücksstelle gekommen, mit dem Fernrohr musterte der Garde die Zerstörungen an der Leitung, die Abbruchstelle des Gletschers, und wohl eine Stunde lang tauschten die beiden ihre Beobachtungen. „Es ist wie vor vierzehn Jahren, die Kännel sind alle weg, ein weiterer Abbruch aber nicht zu fürchten.“ Der Garde begann behaglich aus seinen großen Erinnerungen

zu erzählen, was jede Stelle an den Weißen Brettern und in den Wildleutfurren für besondere Schwierigkeiten habe und mit welchen Vorteilen man sie am besten überwinde. Da wurde Seppi ganz still, sein braunes Gesicht rot und röter. „Garde!“ schrie er plötzlich, als sprengte es ihm die Brust, „ich steige an die Weißen Bretter. Freiwillig gehe ich.“

Der Garde maß ihn lange mit durchdringendem Blick; dann sagte er langsam und tief: „Gut, so geht! Ihr sagt's im Anblick der Gefahr, also ist's Euch ernst.“

„Weiß Gott!“ bestätigte Seppi. Der Garde reichte ihm die Hand: „Fränzis und Eurer Kinder wegen sollte ich Euch zurückhalten, aber die Fron liegt einmal auf der Gemeinde, und da hat der Presi recht, es ist keiner, der das Werk eher zu stande brächte als Ihr; Gott, der es Euch eingegeben hat, hinaufzusteigen, wird Euch schützen. Es liegt ein Segen auf der freiwilligen That — ich habe es erfahren.“

Stumm gingen die Männer ins Dorf zurück, der Garde sagte: „Jetzt laßt mich mit der Fränzi sprechen, wartet.“

Sie war eben vom Presi zurückgekehrt, schweigend und mit gefalteten Händen hörte sie die Rede des Garden.

In herzzerbrechendem Ton sagte sie: „Wohl, wenn ihn Gott berufen hat, so darf ich ihm nicht in den Arm fallen. Es wird schon ein Glück darauf sein!“

Der Garde erwiderte bewegt: „Ich danke Euch, Fränzi, — ich bin amtsmüde — ich lege heute die Stelle im Gemeinderat nieder, — Seppi Blatter mag der neue Garde werden.“

„O, Garde!“

Aber Hans Zuensteinen war schon gegangen. — —

Die Glocken erklangen, das Volk sammelte sich auf dem Kirchhof, der im Nelkenschmuck rot erglüht war.

Die Männer hatten die Hüte gezogen und standen in Gruppen, einzelne auch mit Weib und Kind an den Gräbern Eigener, über welchen die Blumen wogten. Wie war allen wohl, die im heiligen Boden ruhten. Aber auch in ihr Leben hatte die Wildleutlawine die bangen Tage gebracht. War eine Familie im Dorf, die in der Folge der Geschlechter nie ein Opfer der heligen Wasser zu beweinen gehabt? — Kaum eine!

Endlich verstummten die Glocken, die Männer nahmen Abschied von den Ihrigen — Seppi, der soeben gekommen war, sprach mit Fränzi und den Kindern — und wären die anderen nicht ganz im eigenen Kummer gefangen gewesen, so hätte ihnen die fahle, schmerzzerrissene Gruppe schon die Lösung eines Geheimnisses gebracht.

So blieben die Dörfler alle in dunkler Furcht und gräßlicher Spannung. Nur Bälzi, der wein- und schnapsselig unter seinen bleichen Würmern stand, hatte das Bild gesehen und lachte blöd.

Vom Bären herüber bewegte sich der Zug des Gemeinderates, vor ihm her trug der Weibel, der angedöselt war, so daß der Zweispitz auf seinem Kopfe schwankte, die silberne Losurne.

Hinter dem kleinen Zug schloß sich die Kirchenthüre.

Da warfen sich die Frauen und Kinder auf die Kniee, ins blühende Gras; das Gesicht gegen die Kirche gewendet, sandten sie die leidenschaftlichen Fürbitten für die Ihrigen zum Himmel, ihr heißes Murmeln schwoll wie Windes-

rauſchen an und ab. Manche weinten, dicht an die Mütter drängten ſich die Kinder, die noch kaum wußten, was ihre lallenden Gebete ſollten.

Fränzi, Broni und Joſi lagen mitten unter den anderen auf den Knieen und ihre Thränen ſtrömten reichlich. Nahe bei ihnen kniete Euſebi, das flammende Beten der drei bewegte ihn ſo, daß er ſeine Stotterzunge vergaß und mit Broni im Gleichtakt ſeine Bitten in den Himmel hinaufſchickte.

Am weißen Kirchturme, der eine etwas plumpe Nachahmung eines italieniſchen Campanile war, ſchlich der Uhrzeiger mit tödlicher Langſamkeit, ſo langſam, daß einmal eine Stimme ſchrie: „Die Uhr geht nicht!“ — Aber ſie ging. „Erſt eine halbe Stunde tagen ſie!“ jammerten die Weiber.

Plötzlich ſchrie die Frau des Fenkenälplers auf: „Ich halt's nicht mehr aus,“ ſie ſprang an die Kirchenthüre, ſie rüttelte am Schloß, ſie ſchlug wie beſeſſen die Fäuſte auf die Füllung der Thüre. Umſonſt, die Männer hatten ſich eingeſperrt.

Noch eine halbe Stunde! — Drei Weiber zugleich poltern an die Thür des Gotteshauſes, ein anderes liegt ohnmächtig in den Nelken, die Gebete rauſchen nicht mehr, ſie raſen zum Himmel.

Da knarrt das Schloß — der Weibel tritt hervor. — Tödliche Stille—„Seppi Blatter hat ſich freiwillig geſtellt!“ — Lautes Weinen bildet die Auslöſung der Spannung.

Aus der Kirche ergießt ſich die dunkle Schar der Männer. Die Weiber ſtürzen ſchreiend auf ſie zu und umhalſen ſie: „Jetzt wollen wir wieder friedlich zuſammen leben und arbeiten! — nie wollen wir zanken!“ Und

der Bäliälpler und sein Weib, die einander nicht mehr leiden mochten, versöhnen sich.

Bälzi schreit: „Es lebe Seppi Blatter, der neue Garde!“ und schwenkt den Hut.

Jetzt kommt Seppi Blatter selber, totenblaß, doch hoch aufgerichtet.

„Vater!“ — ruft Josi und hält ihn umschlungen, „ein Held will ich sein wie du — ich gehe mit dir.“

„Du bleibst bei der Mutter!“ sagt Seppi bewegt. Fränzi ist an seine Brust gesunken, sie schluchzt, als drehe sich ihr das Herz in der Brust.

„Du himmelgutes Weib!“ Er küßt ihr dunkles schwellendes Haar. „Kommt — kommt!“

Dicht aneinandergedrängt bewegt sich das Vierblatt von Eltern und Kindern am Bären vorbei.

Die Leute ziehen vor ihm ehrfürchtig die Hüte. Auf der Freitreppe steht der Presi. Wie er Seppi Blatter sieht, schwankt er ins Haus. Ihm ist nicht gut. Die Ueberraschung, daß das Aeckerchen bezahlt worden ist und Seppi Blatter freiwillig an die Bretter steigt, hat ihm einen großen Stoß gegeben.

Jetzt wallt das Volk in den Bären. Dem Schrecken darf ein Trunk im stillen folgen. Laut sein ist nicht schicklich, aber in gedämpftem Gespräch stoßen die Dörfler mit den Gläsern an:

„Auf Seppi Blatter, den Freiwilligen, mögen ihm Gott und die Heiligen fröhliche Wiederkehr schenken!“

IV.

Gegen Abend kam Hans Zuensteinen feierlich in die Wohnung Seppi Blatters. In stummer Fassung saß die Haushaltung da, Frau Fränzi wie ein Marterbild, Broni mit den Thränen kämpfend, Josi voll Neugier und freudiger Zuversicht.

„Seppi Blatter," sagte der Garde, „es ist alles geordnet, die bestellte Mannschaft mit den Reifen und den Känneln nach dem Glottergrat unterwegs. Sie übernachten in der oberen Balm[1]), die Führung der Posten übernehme ich selbst, wie's in meiner Pflicht liegt, und was von uns aus zu Euerm Dienste gethan werden kann, wird treulich und gewissenhaft besorgt. Und so Gott und die Heiligen wollen, Seppi Blatter, daß Ihr gesund zurückkommt, so gehen also der Gardenhut, Schwert und Binde in Eure Hand. Es sind Ehrenzeichen, die ich nicht jedem abtreten würde. Euch aber schon und gern. Vierzehn Jahre war ich auf dem Posten, fast zu lange, und ich habe Arbeit genug auf Acker und Maiensäße und im Weinberg."

Seppi Blatter errötete. Als Garde war er und

---

[1]) Balm bedeutet eine Stelle, wo der Felsen des Gebirgs überhängt.

ſein Haushalt jeder Not überhoben, aber beſcheiden ſagte er: „Ich werde das Amt wohl nicht verſehen können, ich habe ſchon die Hände, aber nicht den Kopf dafür.“

„Der findet ſich ſchon, wenn Ihr einmal dabei ſeid — im übrigen iſt's im Gemeinderat gut gegangen. Es wäre ungeſchickt geweſen, wenn der Vertrag der Losgemeinde hätte vorgelegt werden müſſen. So ſieht es beſſer aus, auch für Euch, noch mehr für den Preſi und dient dem allgemeinen Frieden. Der Preſi hat ſich mit Euch einfach verrannt, aber, wie er iſt, wenn die vorderen Räder des Wagens in den Kot gefahren ſind, ſo hat er die Gnade nicht, ‚Hüſt‘ zu rufen. Nein, wenn die heilige Jungfrau mit der ewigen Seligkeit auf dem Wagen ſäße, die Hinterräder müſſen auch hinein. Aber gewohlt hat's ihm, wie ein anderer an die Deichſel geſtanden iſt und kehrt gemacht hat.“

„Ihr, Garde!“

„Mich haben die hundertachtzig Franken nicht gereut. Nur eins. Ueber dieſe Vertragsgeſchichte muß Gras wachſen. Es iſt wegen des Preſi. Wenn ſie bekannt würde, ſo wäre ſie ein Fleck auf ſeiner Ehre. Ihr werdet, wenn Ihr einmal als Garde mit ihm zu verkehren habt, ſehen, daß er gar nicht ſo ungrad, nicht ſo hart iſt, wie er ſcheint, obgleich ihn von Zeit zu Zeit der Teufel reitet und dann nichts mit ihm anzufangen iſt.“

Der Garde ſtand auf: „Alſo um ein Uhr.“

Als Seppi und Fränzi Blatter ihm das Geleit unter die Hausthüre gaben, blies der Senn auf der Fenkenalp durch ſeinen Milchtrichter den Heligen-Waſſer-Segen:

„Die heligen Waſſer behüte uns, Gott,
Behütet ſie, ihr lieben Heiligen!

Sankt Peter nimm den Schlüssel zur Hand,
Thu' auf dem Seppi Blatter die Wand,
Führ' den Seppi auf dem bösen Weg,
Schließ' seinen Fuß fest an den Steg,
Du hast den Schlüssel und Gottes Gewalt,
Sorg', daß der Seppi Blatter nit fallt!
Die heligen Wasser behüte uns Gott,
Und ihr liebe Heilige alle!"

Das klang und wogte durch die geröteten Berge, die den Wiederhall zurückwarfen, als sängen Himmel und Erde. Und Fränzi umarmte ihren Mann.

Rückblickend sagte der Garde, der schon einige Schritte gegangen: „Wenn Ihr ein paar Stunden schlafen könnt, Blatter, so thut es!"

Und als er den anderen aus Hörweite gegangen war, knurrte er: „Das Wetter ist entsetzlich schön, kein Wölkchen am Himmel." — —

Mitternacht! Das Glöckchen von St. Peter läutet. Jetzt wissen die Bewohner, die vom Schrecken des Tages ausruhen, daß der Pfarrer und der Mesner mit den Sakramenten zu Seppi Blatter gehen. Nichts drängt die Gefahr, die an den Weißen Brettern lauert, so brennend vor die Augen, wie die Thatsache, daß selbst die allbarmherzige hoffnungsreiche Kirche den halb verloren giebt, der an die Felsen steigt.

Sie reicht ihm ihre Tröstungen.

Der Priester spricht zu Seppi Blatter: „Du hast gebeichtet und den Leib des Herrn gegessen. Du gehörst nicht mehr dieser Welt, lege ab die irdischen Gedanken und sinne auf deine Seligkeit. Giebt dich Gott in seiner grenzenlosen Güte der Erde zurück, so dank' es ihm ewiglich."

Da pocht es ans Fenſter. Joſi, der hinausblickt, ſieht drei große gelbe Augen, die gegen das Haus leuchten, die Windlichter für den Marſch durch den dunklen Wald. Er ſieht ein Trüppchen Männer.

„Vater, ich will mit dir gehen!“ fleht er.

„Biſt ein thörichter Bub[1]).“ Rauh ſagt es Seppi Blatter. Joſi weiß, es iſt nicht böſe gemeint, aber die Thränen treten ihm in die Augen.

Da pocht es zum zweitenmal ſcheu wie vorhin, als fehle denen draußen der Mut, ſtark zu klopfen.

Lautes Weinen erhebt ſich in der Stube — unter der Thür erſcheint der Garde, er zieht das dicke Nürnberger-Ei aus der Taſche. „Im Augenblick iſt es eins!“

Garde und Pfarrer ziehen ſich zurück, die Haushaltung Blatter iſt allein. Geduldig warten die Männer, da kommt vom Kirchturme herüber der ſchwere ſcharfe Einsſchlag.

Seppi Blatter tritt unter die Hausthüre: „Ich bin bereit!“ Feſt und mannhaft ſoll es klingen, aber es raſſelt, daß es den Männern ſchier die Bruſt zerreißt. Die Windlichter verſchwinden gegen den dunkeln, ſchauernden Alpenwald empor, ſie ſind nur noch winzige gelbe Punkte.

Halberſtickte Stimmen rufen in die Nacht: „Vater, behüt' dich Gott, Vater!“ — Und hoch aus dem Wald kommt noch einmal ſeine Stimme zurück.

„Er jauchzt, er hat Mut!“ verſetzt Joſi mitten in Thränen.

---

[1]) Bube, ſchweizerdeutſch, ſo viel wie Knabe ohne die Nebenbedeutung des Verächtlichen, die das Wort im Schriftdeutſchen angenommen hat.

„Fränzi! hat er geſchrieen — der Mutter hat er gerufen!“ Broni will's ſagen, aber ſie kann nicht ſprechen vor Weh.

Fränzi und die beiden Kinder ſitzen in der Stube, gelähmt und ſtumm — ſie weinen nicht mehr — ſie ſtarren vor ſich hin.

Der alte Pfarrer hockt auf der Bank nebenan, den Mesner hat er fortgeſchickt. Der flackernde Kienſpan beleuchtet die Strähnen weißen Haares und die hundert feinen Fältchen ſeines bäuerlich ehrwürdigen Geſichts. Er kann Fränzi jetzt nicht verlaſſen, aber er ſchweigt. Wozu reden?

Mit geſenkten Lidern, die mageren Hände ineinander gekrampft, ſinnt er. Indem er die Menge ſchwerer Gänge überdenkt, die ihm die Pflicht in vierzig Jahren überbunden, geht ſein eigenes Leben in traumhaften Bildern an ihm vorbei. Er hat gekämpft und gelitten. Als er im Uebereifer des unerfahrenen Vikars den fremden Naturforſcher für einen Abgeſandten des Teufels genommen hatte, da regnete es Hohn auf ihn und bitter erkannte er, daß man, um als Pfarrer durchzukommen, von der Welt ebenſo viel wiſſen muß, wie vom Himmel und der Hölle. Aus der Stadt, wo der Gelehrte hauſte, der ihn mit einer übertriebenen Schilderung der Ankunft in St. Peter der Lächerlichkeit preisgab, ließ er Bücher kommen. Er las ſie und wurde irre am Glauben. In der Verzweiflung verbrannte er die Schriften, bei dem alten Amtsbruder in Hoſpel ſuchte er Hilfe, kehrte in den Glauben zurück und ſeit dreißig Jahren war er von inneren Anfechtungen frei. Er pflegte ſein Amt, wie ihm von oben geboten war, nur mit einem Zuſatz: dem Teufel-

Da pocht es ans Fenster. Josi, der hinausblickt, sieht drei große gelbe Augen, die gegen das Haus leuchten, die Windlichter für den Marsch durch den dunklen Wald. Er sieht ein Trüppchen Männer.

„Vater, ich will mit dir gehen!“ fleht er.

„Bist ein thörichter Bub[1]).“ Rauh sagt es Seppi Blatter. Josi weiß, es ist nicht böse gemeint, aber die Thränen treten ihm in die Augen.

Da pocht es zum zweitenmal scheu wie vorhin, als fehle denen draußen der Mut, stark zu klopfen.

Lautes Weinen erhebt sich in der Stube — unter der Thür erscheint der Garde, er zieht das dicke Nürnberger-Ei aus der Tasche. „Im Augenblick ist es eins!“

Garde und Pfarrer ziehen sich zurück, die Haushaltung Blatter ist allein. Geduldig warten die Männer, da kommt vom Kirchturme herüber der schwere scharfe Einsschlag.

Seppi Blatter tritt unter die Hausthüre: „Ich bin bereit!“ Fest und mannhaft soll es klingen, aber es rasselt, daß es den Männern schier die Brust zerreißt. Die Windlichter verschwinden gegen den dunkeln, schauernden Alpenwald empor, sie sind nur noch winzige gelbe Punkte.

Halberstickte Stimmen rufen in die Nacht: „Vater, behüt' dich Gott, Vater!“ — Und hoch aus dem Wald kommt noch einmal seine Stimme zurück.

„Er jauchzt, er hat Mut!“ versetzt Josi mitten in Thränen.

---

[1]) Bube, schweizerdeutsch, so viel wie Knabe ohne die Nebenbedeutung des Verächtlichen, die das Wort im Schriftdeutschen angenommen hat.

„Fränzi! hat er geſchrieen — der Mutter hat er gerufen!“ Broni will's ſagen, aber ſie kann nicht ſprechen vor Weh.

Fränzi und die beiden Kinder ſitzen in der Stube, gelähmt und ſtumm — ſie weinen nicht mehr — ſie ſtarren vor ſich hin.

Der alte Pfarrer hockt auf der Bank nebenan, den Mesner hat er fortgeſchickt. Der flackernde Kienſpan beleuchtet die Strähnen weißen Haares und die hundert feinen Fältchen ſeines bäuerlich ehrwürdigen Geſichts. Er kann Fränzi jetzt nicht verlaſſen, aber er ſchweigt. Wozu reden?

Mit geſenkten Lidern, die mageren Hände ineinander gekrampft, ſinnt er. Indem er die Menge ſchwerer Gänge überdenkt, die ihm die Pflicht in vierzig Jahren überbunden, geht ſein eigenes Leben in traumhaften Bildern an ihm vorbei. Er hat gekämpft und gelitten. Als er im Uebereifer des unerfahrenen Vikars den fremden Naturforſcher für einen Abgeſandten des Teufels genommen hatte, da regnete es Hohn auf ihn und bitter erkannte er, daß man, um als Pfarrer durchzukommen, von der Welt ebenſo viel wiſſen muß, wie vom Himmel und der Hölle. Aus der Stadt, wo der Gelehrte hauſte, der ihn mit einer übertriebenen Schilderung der Ankunft in St. Peter der Lächerlichkeit preisgab, ließ er Bücher kommen. Er las ſie und wurde irre am Glauben. In der Verzweiflung verbrannte er die Schriften, bei dem alten Amtsbruder in Hoſpel ſuchte er Hilfe, kehrte in den Glauben zurück und ſeit dreißig Jahren war er von inneren Anfechtungen frei. Er pflegte ſein Amt, wie ihm von oben geboten war, nur mit einem Zuſatz: dem Teufel-

und Dämonenglauben, der ihn so genarrt, war er abhold, ebenso dem Aberglauben. Wo gab es dessen mehr als im Glotterthal? Er kränkte sich, daß seine Herde fast stärker als an die Heilswahrheiten der christlichen Religion an Vorstellungen festhielt, die heidnischen Ursprungs waren, so an der hartnäckigen Einbildung, daß die Abgestorbenen zur Sündenreinigung nicht ins Fegefeuer, sondern in den Schnee der Gletscher kommen, er ärgerte sich am Totenkult, der zu St. Peter in tiefer Heimlichkeit blühte, und an Johannes, dem falschen Kaplan, der, indem er sich an die Weiber hielt, das Dorf in einen immer tieferen Aberglauben stieß.

Das war sein Schmerz noch in alten Tagen, wo er doch gelernt hatte, Leute und Leben zu nehmen, wie sie sind, und, wenn ihm etwas über die Leber kroch, sich zu seinem Bienenstand zurückzuziehen.

Vroni war mit einer Thräne an der Wimper eingeschlafen, die Schrecken der gestrigen und heutigen Nacht forderten Auslösung.

Josi weckte den Pfarrer aus seinem Brüten: „Es tagt, jetzt sind sie schon über dem Wald.“

Der Pfarrer erwiderte: „Um sechs Uhr ist Heligen-Wasser-Prozession, wenn es euch recht ist, so gehe ich jetzt heim.“

Da hob Fränzi das schmerzlich verträumte Haupt: „O geht nur. Ich will wachen, ihr aber, Kinder, müßt noch etwas ruhen!“ Sie brachte die in einen bleiernen Schlummer gesunkene Vroni zur Ruhe.

Sie aber wachte.

Der Morgen war empfindlich kühl, der Himmel rein, die Felsen der Krone standen wie die Mauern eines

Münsters, ihre Firnen funkelten wie frischgegossenes Silber, im Thal hing der Tau an Baum und Strauch. Ueber den Stutz herauf erklang das Glöcklein der Lieben Frau an der Brücke.

Die Windungen des Stutzes hinab bewegt sich die Wallfahrt. Die alte Kirchenfahne, auf der St. Peter mit dem Schlüssel etwas ungeschickt hingemalt ist, knistert leise. Der Mesner führt sie. Die weißen kurzen Ueberhemden der paar Kreuzträger schimmern. Unter einem vom Alter gelblich angelaufenen Himmel, der sich mit dem stahlblauen Firmament nicht messen kann, und beim Zug über den Stutz hinunter manchmal bedenklich schief zu stehen kommt, schreitet der Pfarrer. Er trägt das Barett und ein langes Chorhemd, er schwingt den Rosenkranz und betet der Gemeinde mit lauter Stimme vor. Die vier Stangen des Thronhimmels werden vom Presi und drei Gemeinderäten gehalten, denn wenn jener schon ein verdächtiger Sohn der Kirche ist, erfüllt er aus Klugheit alles treulich, was sie nach Sitte und Brauch von ihm fordert. Hinter dem Thronhimmel trippelt die Jugend mit hellen Stimmen, unter ihr Josi, Broni, Eusebi und die zierliche Binia, die mit ihren dunklen Augen verfahren in die Welt blickt, dann die Frauen und Männer.

So geht die Wallfahrt immer, wenn ein Mann an die Weißen Bretter steigen muß.

Wie die Teilnehmer die Felsen sehen können, spähen alle einen Augenblick dort hinauf, aber an den hellschimmernden Wänden ist noch nichts weiter zu entdecken, als daß die Kännel fehlen. Das Wasser der Glotter hat sich durch die schauerlichen Eistrümmer gefressen, die in

der Schlucht liegen, und einzelne der niedergefegten Kännel ragen aus ihnen hervor.

Die Prozession zieht am Schmelzwerk vorbei über die Brücke zur Kapelle und kniet vor ihr nieder, aber die Gebete rauschen nicht so heiß wie gestern um die Dorfkirche. Es handelt sich heute nicht um den eigenen Mann, sondern um Wildheuer Seppi Blatter. Gewiß ist die Fürbitte für ihn heilige Pflicht, aber bis sein Werk gethan ist, bis das Glöcklein aufhört zu bimmeln und zu mahnen, kann man den Himmel noch genug anrufen.

Die Männer gehen oder schleichen sich hinweg und zurück gegen den Stutz, die Knaben folgen dem Beispiel, nach einiger Zeit besteht die Gruppe der Betenden vor der Kapelle nur noch aus einem Häufchen Weiber, die um Fränzi knieen, die Neugierigen aber sammeln sich im Teufelsgarten, oder etwas höher am Schmelzberg, und starren an die Weißen Bretter hinauf.

Der Presi trägt eine rote Fahne, seitwärts von den Weißen Brettern schimmert auch eine solche, eine dritte vermag man auf der mittleren Spitze der Felsen zu erkennen.

„Der Garde hält sie!" Josi, der, die Hände in den Hosensäcken geballt, unter den Männern steht, hat Zutrauen zu ihm.

Sonst sieht man noch nichts. Da regt sich die oberste Fahne. Es schwebt etwas von oben die gräßlichen Felswände hinab, das wie ein Strohhalm aussieht, der an Bindfäden hängt. „Sie sind am Werk!" Strohhalm um Strohhalm senkt sich aus der Höhe, manchmal bleibt einer zu hoch, manchmal kommt einer zu tief. Der Presi

schwingt je nachdem die Fahne, bald stark abwärts, bald fest aufwärts, und wenn sich die Halme verschoben haben, so schwenkt er die Fahne seitwärts. Oft entsteht Unordnung in den Halmen, dann schweben sie auf die Fahnenzeichen wieder aufwärts und kommen hübsch hinunter. Auf dem ersten Strohhalm bewegt sich ein kleines drolliges Wesen.

„Das ist der Vater!" denkt Josi und freut sich, daß er solch einen Vater hat. Die Augen des Knaben sind flehentlich auf den Glottermüller, der das Gemeindefernrohr in den Händen hält, gerichtet.

„Darfst einmal durchgucken!" quiekt der kahlköpfige Müller, der eine Stimme wie ein Weib hat, „schau nur, wenn ihr das Mehl schon lieber in Hospel holt als bei mir."

Jetzt hält es Josi! Durch das Glas scheinen die Bindfaden Seile, die Strohhalme Kännel, auf einem davon steht ein Mann. Man kann sein Gesicht nicht erkennen, aber man sieht jede Bewegung der Glieder, durch das Rohr scheint alles nah und man erkennt erst recht, was für fürchterliche Felsen die Weißen Bretter sind. Bis in alle Höhen keine Planke, nirgends eine Rinne, wo ein Büschel Gras hervorwachsen könnte. Senkrecht sind sie, kahl und nackt, entsetzlich glatt und hart. Nur in den Wildleutfurren ist weiches Gestein, da ragen wie von Geistern gesetzt die Klippen und Türme des harten Felsens, während der weichere Stein im Laufe der Jahrhunderte abgewittert ist.

Das alles sieht Josi mit klugem Auge, aber nun strecken sich die Hände anderer nach dem Glas. Er reicht es weiter. Das Bild seines Vaters hat er fest gefaßt,

seiner Lebtag wird es ihm in Erinnerung bleiben, wie der Mann dort oben zwischen Himmel und Erde auf den schwankenden Känneln steht und sich von einem zum anderen schwingt. Immer deutlicher wird übrigens auch ohne das Fernrohr seine Gestalt, sie tritt aus dem Schatten, den der Schmelzberg bis jetzt auf die Wand geworfen hat, in die Sonne, die auf die Weißen Bretter zu leuchten beginnt. Der Vater prüft die gewaltigen eisernen Kloben, die Matthias Jul so fest in die Felsen vermörtelt, verkeilt und verankert hat, daß sie jetzt noch Jahrhunderte halten werden. Sie sind alle gut. Viele der leichten eisernen Reife, die durch die kurzen verdickten Enden der Kloben gehen, sind von der Gewalt der Lawine zerrissen und müssen ersetzt werden, manche haben nicht gelitten, sondern die Kännel sind einfach aus ihnen herausgeschleudert worden. Mit einer Stange, an der ein eiserner Haken ist, holt Seppi die neuen Schlaufen ein, die an einem Seil an der Wand herniederhangen. Das Einpassen in die Kloben geht leicht, die Nietenköpfe des einen Endes passen in die Löcher des anderen Endes, mit einem einzigen Griffe schließen sich die Reife. Im Lauf der Zeiten hat man manche Vorteile gelernt, die Bearbeitung des Eisens und die Handgriffe beim Legen der Leitung sind eine besondere Wissenschaft der Leute von St. Peter, ein Stück bäuerlicher Ingenieurkunst. Und dafür, daß immer ein genügender Vorrat von Seilen, Känneln und Schlaufen da ist, sorgt der Garde; in Dingen, die das helige Wasser angehen, giebt es keine Knauserei und keinen Widerspruch.

Die Stunden wandern und die Spannung der Zuschauer ermattet. Seppi Blatter arbeitet sicher. Von

Zeit zu Zeit erneuert das Glöcklein der Kapelle sein Bimmeln, es mahnt: „Betet, betet für den Mann, der einsam an den Felsen schwebt!“ Bis am Abend darf die gemeinsame Fürbitte nicht aufhören. Die Frauen, die auch heraufgeschlichen sind, um an die Weißen Bretter zu sehen, eilen wieder zur Kapelle, einzelne Männer folgen: „Man darf nicht nachlässig sein in einer so ernsten Angelegenheit, wegen Seppi Blatter nicht und wegen seiner selbst nicht; man könnte einen Schaden auflesen, wenn man nicht aus vollem Herzen für ihn fleht.“

Der Presi, der die Signalfahne seit einiger Zeit dem Glottermüller übergeben hat, hält scharfe Ordnung; er jagt die müßigen Weiber zur Kapelle hinunter: „Plärrt doch lieber, als Maulaffen feilzuhalten!“ Den Männern, die auch jetzt ihr Pfeifchen anstecken wollen, schnauzt er zu: „Himmelsakrament, wer denkt ans Nebeln, solang einer da oben hängt!“ und Bälzi, der das Rauchen doch nicht läßt, schlägt er die Pfeife aus dem Mund.

Binia steht etwas verloren zwischen den Leuten. Sie ist nicht so behend wie sonst und ihr Gesichtchen blaß. Die dunklen Augen schauen auf den Teufelsgarten. Das ist nicht mehr der wilde unberührte Blumenjubel der letzten Tage. Die Männer haben ihn mit ihren schweren Schuhen niedergetreten, die Mädchen haben ihn abgerauft, die Buben haben den Königskerzen die Köpfe abgeschlagen und wälzen sich jetzt scherzend auf der verdorbenen Pracht.

Binia sieht Josi, Josi sieht sie; aber die beiden Kinder, die sich so gut waren, wissen nichts mehr miteinander anzufangen — es ist etwas zwischen ihnen, das vorgestern noch nicht war.

„Bini, was machst auch für ein barmherziges Ge-

ſicht?“ Sie ſchrickt zuſammen. Der Vater! Freundlich ſagt er: „Du wirſt gar verbrannt in der glühenden Sonne, geh ein bißchen an den Schatten!“

Folgſamer als je gehorcht ſie. Sie wandelt zur Ruine hinüber. Dort ſtehen und ſitzen Männer, der Kaplan Johannes, Bälzi, der Gemeindeweibel und andere. Die Schnapsflaſche geht in der Runde, die Männer eſſen einen Imbiß von der Hand, ſie plaudern und laſſen ſich's wohl ſein und ſehen die Augen Binias nicht.

„Heut' giebt's keine Tafel zu malen, Kaplan, Seppi ſchafft gut,“ ſagt der Weibel, der einen großen ſchönen Bart, aber einen ſchielenden Blick hat.

„Macht nichts — ich bin nicht gern der Unglücksrabe,“ antwortete der Kaplan mit ſeiner hohlen Stimme.

„Ich glaube beim Eid, Seppi Blatter fällt — die elende Hitze — und erſt dort oben — man wird da unten dumm, dort oben aber wird einer verrückt — die Männer, die ſtürzen, thun's, weil ſie vom Sonnenſtich wahnſinnig geworden ſind.“ Bälzi nahm einen Schluck.

„St. Jörg und einundzwanzig, das wär' ein Unglück — die Frau und die zwei Kinder!“ So der Weibel.

Bälzi darauf: „Der Preſi bekäme auch einen Schuh voll!“

„Wieſo?“ fragt Peter Thugi, der ein rechter Mann und der Aelteſte einer weitverzweigten Familie iſt.

Bälzi erwidert: „Das glauben doch nur Kinder, daß Seppi Blatter freiwillig an die Bretter gegangen iſt. Man hat der Gemeinde Sand in die Augen geſtreut. Iſt's nicht wahr, Weibel?“

Dieſer zwinkert zuſtimmend mit den Augen, aber er ſchweigt.

Bälzi, deſſen Blick vom Schnaps etwas verglaſt iſt, lacht. „Der Preſi hat mir die Pfeife zerſchlagen, auf die Garibaldi gemalt iſt. Sie war noch vom Vater ſelig. Aber jetzt ſchone ich ihn auch nicht mehr.“

Er erzählt den Lauſchenden das Geſpräch im Bären: „Und ich will ein brennender Mann werden, wenn's nicht wahr iſt, er hat dem ſchlafenden Seppi Blatter die Feder in die Hand geſteckt und ſie ihm geführt.“

Die Umſtehenden fahren zurück. „Kaplan, was ſagt Ihr dazu?“

Der Schwarze antwortet, da — ein gellender Schrei.

„Gott's ewiger Hagel, des Preſis Kind!“ So rufen ſich die Männer in peinlicher Ueberraſchung zu. Das Mädchen, das hinter einem abgeſtürzten Mauerteil gekauert iſt, ſpringt wie beſeſſen davon, es eilt am Vater vorbei, es keucht den Stutz empor, es rennt ins Dorf zurück.

Wie der Preſi nach ein paar Stunden nach Binia fragt, da ſagt man ihm: „Sie iſt heim zu Suſi!“ Da ſchüttelt er das Haupt und ſeufzt: „Sie iſt dieſer Tage ſo ſeltſam.“

Damit, was Bälzi über die Hitze ſagte, hatte er recht.

Die Sonne! die Sonne! Die Luft im Thal zwiſpert, von den Weißen Brettern herunter kommt ein ſo heißer Strom, daß ihn ſelbſt die erfriſchenden Schwäle, die aus der Schlucht aufſteigen, nicht zu kühlen vermögen. Wie Blei fließt er in die Glieder, wie Spinnweb legt er ſich um die ermattenden Sinne.

Der Mann, der über dem verſammelten Dorf zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt, ſteht im wachſenden Brand des Juninachmittags. Die Sonnenſtrahlen liegen

ſicht?“ Sie ſchrickt zuſammen. Der Vater! Freundlich ſagt er: „Du wirſt gar verbrannt in der glühenden Sonne, geh ein bißchen an den Schatten!“

Folgſamer als je gehorcht ſie. Sie wandelt zur Ruine hinüber. Dort ſtehen und ſitzen Männer, der Kaplan Johannes, Bälzi, der Gemeindeweibel und andere. Die Schnapsflaſche geht in der Runde, die Männer eſſen einen Imbiß von der Hand, ſie plaudern und laſſen ſich's wohl ſein und ſehen die Augen Binias nicht.

„Heut' giebt's keine Tafel zu malen, Kaplan, Seppi ſchafft gut,“ ſagt der Weibel, der einen großen ſchönen Bart, aber einen ſchielenden Blick hat.

„Macht nichts — ich bin nicht gern der Unglücksrabe,“ antwortete der Kaplan mit ſeiner hohlen Stimme.

„Ich glaube beim Eid, Seppi Blatter fällt — die elende Hitze — und erſt dort oben — man wird da unten dumm, dort oben aber wird einer verrückt — die Männer, die ſtürzen, thun's, weil ſie vom Sonnenſtich wahnſinnig geworden ſind.“ Bälzi nahm einen Schluck.

„St. Jörg und einundzwanzig, das wär' ein Unglück — die Frau und die zwei Kinder!“ So der Weibel.

Bälzi darauf: „Der Preſi bekäme auch einen Schuh voll!“

„Wieſo?“ fragt Peter Thugi, der ein rechter Mann und der Aelteſte einer weitverzweigten Familie iſt.

Bälzi erwidert: „Das glauben doch nur Kinder, daß Seppi Blatter freiwillig an die Bretter gegangen iſt. Man hat der Gemeinde Sand in die Augen geſtreut. Iſt's nicht wahr, Weibel?“

Dieſer zwinkert zuſtimmend mit den Augen, aber er ſchweigt.

Bälzi, deſſen Blick vom Schnaps etwas verglaſt iſt, lacht. „Der Preſi hat mir die Pfeife zerſchlagen, auf die Garibaldi gemalt iſt. Sie war noch vom Vater ſelig. Aber jetzt ſchone ich ihn auch nicht mehr.“

Er erzählt den Lauſchenden das Geſpräch im Bären: „Und ich will ein brennender Mann werden, wenn's nicht wahr iſt, er hat dem ſchlafenden Seppi Blatter die Feder in die Hand geſteckt und ſie ihm geführt.“

Die Umſtehenden fahren zurück. „Kaplan, was ſagt Ihr dazu?“

Der Schwarze antwortet, da — ein gellender Schrei.

„Gott's ewiger Hagel, des Preſis Kind!“ So rufen ſich die Männer in peinlicher Ueberraſchung zu. Das Mädchen, das hinter einem abgeſtürzten Mauerteil gekauert iſt, ſpringt wie beſeſſen davon, es eilt am Vater vorbei, es keucht den Stutz empor, es rennt ins Dorf zurück.

Wie der Preſi nach ein paar Stunden nach Binia fragt, da ſagt man ihm: „Sie iſt heim zu Suſi!“ Da ſchüttelt er das Haupt und ſeufzt: „Sie iſt dieſer Tage ſo ſeltſam.“

Damit, was Bälzi über die Hitze ſagte, hatte er recht.

Die Sonne! die Sonne! Die Luft im Thal zwiſpert, von den Weißen Brettern herunter kommt ein ſo heißer Strom, daß ihn ſelbſt die erfriſchenden Schwäle, die aus der Schlucht aufſteigen, nicht zu kühlen vermögen. Wie Blei fließt er in die Glieder, wie Spinnweb legt er ſich um die ermattenden Sinne.

Der Mann, der über dem verſammelten Dorf zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt, ſteht im wachſenden Brand des Juninachmittags. Die Sonnenſtrahlen liegen

ſo auf den Weißen Brettern, daß die Augen ſchmerzen, wenn man eine Weile hinſieht. Sie flimmern, als ſehe man, wie Licht und Hitze aus den Felſen ſtrömen.

Ja, bei bedecktem Himmel könnte Seppi Blatter ſein Werk wohl vollenden, aber in dieſer mörderiſchen Glut, die Augen und Gehirn ſengt. Der Sonnenſtich!

Man ſieht, daß er leidet. Seit einiger Zeit hat er die Kapuze ſeines Hirtenhemdes zum Schutze vor der Sonne um den Kopf gezogen. Die Aufregung wächſt, die Frauen vor der Kapelle beten lauter. „Er kann's nicht vollenden," hört man. „O, Seppi iſt zäh," antworten andere.

Jetzt iſt die Arbeit ſoweit gediehen, daß Seppi mit dem Einlegen der Kännel beginnen kann. Immer noch ſchweben ſie, einer um den anderen, viele Kirchtürme hoch, herab, und einen um den anderen ſtößt Seppi Blatter, auf ihm ſtehend, in die Reifen, löſt die Seile der eingehängten, ſchwingt ſich zum folgenden, und an den Felſen zeichnet die wieder erſtehende Leitung eine dunkle Linie. Oft aber verzögert ſich das Werk. Die ſinkenden Kännel verfangen ſich in den Seilen der nächſten, dann löſt ſie auf ein Zeichen aus dem Thal ein Zug aus der Höhe aus, und wenn ſich ein Kännel befreit, ſchwankt das ganze Werk, als müſſe es den Mann dort oben herunterſchütteln wie einen Apfel vom ſturmgerüttelten Baum. Oder Seppi Blatter löſt die Kännel, die ſich verfangen haben und ſich in ſeinem Bereich befinden, ſelber aus, dann fliegen ſie von der Felswand ab in die freie Luft und wieder ſchief zurück, daß er ſich blitzſchnell ducken muß, damit ſie ihn nicht durch einen Schlag an den Kopf von ſeinem ſchmalen Stande werfen.

Manchmal bei einem der entsetzlichen Schauspiele wagen die Zuschauer, die doch des Schreckens gewöhnte Bergleute sind, nicht zu atmen, die meisten Frauen, die das Schwanken des Gerüstes sehen, fliehen entsetzt zu der Kapelle zurück.

Selbst die harten Männer erliegen der furchtbaren Spannung. „Presi, gebt doch das Zeichen zum Abbruch. Morgen ist wieder ein Tag!"

Aber die Mehrheit ist der Ansicht, man solle, wenn Seppi Blatter nicht selber den Abbruch wünsche, in Gottes Namen mit dem Werk fortfahren, es sei auch mißlich, die Mannschaft auf dem Glottergrat im Freien übernachten zu lassen.

Dann und wann ruht Seppi Blatter eine Weile und stärkt sich an Speise und Trank. Besonders lang um vier Uhr des Nachmittags, ehe er die Führung der Leitung durch die größere Wildleutfurre in Angriff nimmt.

Josi, der vom frühen Morgen nicht von seiner Stelle gewichen ist, ist ins Gras gesunken und verbirgt sein Gesicht darin. Das starre Hinaufsehen, die Hitze, das Entsetzen! Der Taumel hatte sich seiner bemächtigt, ihm ist, glühendes Eisen senge sein Hirn, ruhelos wälzte er sich.

Fränzi und Vroni, die fast ununterbrochen vor dem Muttergottesbild gekniet sind, sehen das Leiden des Knaben und erbarmen sich seiner, obgleich das ihre nicht kleiner ist.

Eusebi, der scheue Stotterer, steht in der Nähe und schaut mitleidig auf ihn.

Seine Mutter, die stolze Gardin, will ihn mit zur Kapelle nehmen: „Man würde meinen, du gehörtest auch

so auf den Weißen Brettern, daß die Augen schmerzen, wenn man eine Weile hinsieht. Sie flimmern, als sehe man, wie Licht und Hitze aus den Felsen strömen.

Ja, bei bedecktem Himmel könnte Seppi Blatter sein Werk wohl vollenden, aber in dieser mörderischen Glut, die Augen und Gehirn sengt. Der Sonnenstich!

Man sieht, daß er leidet. Seit einiger Zeit hat er die Kapuze seines Hirtenhemdes zum Schutze vor der Sonne um den Kopf gezogen. Die Aufregung wächst, die Frauen vor der Kapelle beten lauter. „Er kann's nicht vollenden," hört man. „O, Seppi ist zäh," antworten andere.

Jetzt ist die Arbeit soweit gediehen, daß Seppi mit dem Einlegen der Kännel beginnen kann. Immer noch schweben sie, einer um den anderen, viele Kirchtürme hoch, herab, und einen um den anderen stößt Seppi Blatter, auf ihm stehend, in die Reifen, löst die Seile der eingehängten, schwingt sich zum folgenden, und an den Felsen zeichnet die wieder erstehende Leitung eine dunkle Linie. Oft aber verzögert sich das Werk. Die sinkenden Kännel verfangen sich in den Seilen der nächsten, dann löst sie auf ein Zeichen aus dem Thal ein Zug aus der Höhe aus, und wenn sich ein Kännel befreit, schwankt das ganze Werk, als müsse es den Mann dort oben herunterschütteln wie einen Apfel vom sturmgerüttelten Baum. Oder Seppi Blatter löst die Kännel, die sich verfangen haben und sich in seinem Bereich befinden, selber aus, dann fliegen sie von der Felswand ab in die freie Luft und wieder schief zurück, daß er sich blitzschnell ducken muß, damit sie ihn nicht durch einen Schlag an den Kopf von seinem schmalen Stande werfen.

Manchmal bei einem der entsetzlichen Schauspiele wagen die Zuschauer, die doch des Schreckens gewöhnte Bergleute sind, nicht zu atmen, die meisten Frauen, die das Schwanken des Gerüstes sehen, fliehen entsetzt zu der Kapelle zurück.

Selbst die harten Männer erliegen der furchtbaren Spannung. „Presi, gebt doch das Zeichen zum Abbruch. Morgen ist wieder ein Tag!"

Aber die Mehrheit ist der Ansicht, man solle, wenn Seppi Blatter nicht selber den Abbruch wünsche, in Gottes Namen mit dem Werk fortfahren, es sei auch mißlich, die Mannschaft auf dem Glottergrat im Freien übernachten zu lassen.

Dann und wann ruht Seppi Blatter eine Weile und stärkt sich an Speise und Trank. Besonders lang um vier Uhr des Nachmittags, ehe er die Führung der Leitung durch die größere Wildleutfurre in Angriff nimmt.

Josi, der vom frühen Morgen nicht von seiner Stelle gewichen ist, ist ins Gras gesunken und verbirgt sein Gesicht darin. Das starre Hinaufsehen, die Hitze, das Entsetzen! Der Taumel hatte sich seiner bemächtigt, ihm ist, glühendes Eisen senge sein Hirn, ruhelos wälzte er sich.

Fränzi und Vroni, die fast ununterbrochen vor dem Muttergottesbild gekniet sind, sehen das Leiden des Knaben und erbarmen sich seiner, obgleich das ihre nicht kleiner ist.

Eusebi, der scheue Stotterer, steht in der Nähe und schaut mitleidig auf ihn.

Seine Mutter, die stolze Gardin, will ihn mit zur Kapelle nehmen: „Man würde meinen, du gehörtest auch

der Wildheuerin Fränzi!" Der blöde Knabe sagt: „L=l=os[1]), M=m=mutter, ich w=w=will da=da bl=bleiben!"

Sie läßt ihn, sie kann gegen ihn nicht hart sein, obschon es sie gerade heute ärgert, daß sie so ein häßliches Kind hat und die anderen so blühende Jugend. Eben Fränzi.

Seppi Blatter ist wieder an der Arbeit. In der großen Wildleutfurre! An einem Seil schwingt er sich mit mächtigem Satz in das Innere der schrecklichen Kluft und hängt an ihren Klippen. Fahnenzeichen! — Mehrere Kännel senken sich in die Schlucht und schweben frei. Und mit mächtigem Schwunge holt er jeden einzelnen ein. Er verschwindet damit im Innern der Kluft, wo man seine Thätigkeit nicht sehen kann. Kännel um Kännel zieht er ein, jetzt wird die wachsende Leitung am Rand der Schlucht wieder sichtbar, das Fürchterlichste ist gethan. Aber je länger, je unsicherer werden Seppis Schwünge, zwei=, dreimal sieht man ihn ansetzen, bis er das Ziel erreicht.

Sechs Uhr! Erfrischende Kühle strömt durchs Thal, lebhafte Bewegung ist unter dem Volk.

Seppi Blatter hat über die ganzen Weißen Bretter hin die Kännel gelegt, der Rest, der ihm zu thun bleibt, ist leicht.

Da stupft Eusebi den daliegenden Josi: „Sch=sch=schau! f=f=fer=fertig!"

Josi schnellt auf, lächelt verträumt, sucht mit seinen rotgeschwollenen Augen die Höhe und sieht, wie der Vater eben das zierliche Wasserrad einsetzt, das den Merkhammer

---

[1]) „Los!" — schweizerdeutsch, „Höre!"

hebt und auf ein Brett fallen läßt, so daß sein Schlag das ganze Thal durchtönt.

Ein Fahnenzeichen gegen den Stutz empor, Männer, die am Eingang der Leitung stehen, öffnen die heligen Wasser. In wenigen Augenblicken werden sie durch die neuen Kännel fließen. Bald wird der Merkhammer das erste Zeichen geben.

Eine ungeheure Spannung hat sich des Völkleins bemächtigt, vor der Kapelle kniet niemand mehr als die Wildheuerin Fränzi und Broni.

„Wollt Ihr's nicht hören?" fragt eine Nachbarin, aber so lange Seppi an den Weißen Brettern ist, darf man in der Fürbitte nicht müde werden. Und Fränzi und Broni beten.

Da horch: „Tick tack, tick tack." Mit wachsender Schnelligkeit kommt's aus der Höhe, der Merkhammer schlägt, andere Hämmer, die weiterhin in die Leitung eingeschaltet sind, erheben ihr Spiel, das Echo ist erwacht, das Thal hat seine Musik wieder, eine einförmige Musik, die doch wie ein Psalm in die Ohren klingt. Sie bedeutet Erlösung aus dem Schrecken, Segen und Fruchtbarkeit.

Wie der Müller berauscht vor Freude aufhorcht, wenn nach langer Trockenheit sein Rad wieder klappert, so lauschen die Leute von St. Peter dem Hackbrettspiel der heligen Wasser und drücken sich vor Freude die Hände.

„Ja, Seppi Blatter ist ein Mann! — Es lebe der neue Garde!"

Der alte Pfarrer hebt segnend sein Kreuz gegen die wiederhergestellte Leitung empor, das Glöcklein, das einen Augenblick zu bimmeln aufgehört hat, setzt wieder ein,

der Wildheuerin Fränzi!" Der blöde Knabe sagt: „L=l=os[1]), M=m=mutter, ich w=w=will da=da bl=bleiben!"

Sie läßt ihn, sie kann gegen ihn nicht hart sein, obschon es sie gerade heute ärgert, daß sie so ein häßliches Kind hat und die anderen so blühende Jugend. Eben Fränzi.

Seppi Blatter ist wieder an der Arbeit. In der großen Wildleutfurre! An einem Seil schwingt er sich mit mächtigem Satz in das Innere der schrecklichen Kluft und hängt an ihren Klippen. Fahnenzeichen! — Mehrere Kännel senken sich in die Schlucht und schweben frei. Und mit mächtigem Schwunge holt er jeden einzelnen ein. Er verschwindet damit im Innern der Kluft, wo man seine Thätigkeit nicht sehen kann. Kännel um Kännel zieht er ein, jetzt wird die wachsende Leitung am Rand der Schlucht wieder sichtbar, das Fürchterlichste ist gethan. Aber je länger, je unsicherer werden Seppis Schwünge, zwei=, dreimal sieht man ihn ansetzen, bis er das Ziel erreicht.

Sechs Uhr! Erfrischende Kühle strömt durchs Thal, lebhafte Bewegung ist unter dem Volk.

Seppi Blatter hat über die ganzen Weißen Bretter hin die Kännel gelegt, der Rest, der ihm zu thun bleibt, ist leicht.

Da stupft Eusebi den daliegenden Josi: „Sch=sch=schau! f=f=fer=fertig!"

Josi schnellt auf, lächelt verträumt, sucht mit seinen rotgeschwollenen Augen die Höhe und sieht, wie der Vater eben das zierliche Wasserrad einsetzt, das den Merkhammer

---

[1]) „Los!" — schweizerdeutsch, „Höre!"

hebt und auf ein Brett fallen läßt, so daß sein Schlag das ganze Thal durchtönt.

Ein Fahnenzeichen gegen den Stutz empor, Männer, die am Eingang der Leitung stehen, öffnen die heligen Wasser. In wenigen Augenblicken werden sie durch die neuen Kännel fließen. Bald wird der Merkhammer das erste Zeichen geben.

Eine ungeheure Spannung hat sich des Völkleins bemächtigt, vor der Kapelle kniet niemand mehr als die Wildheuerin Fränzi und Broni.

„Wollt Ihr's nicht hören?" fragt eine Nachbarin, aber so lange Seppi an den Weißen Brettern ist, darf man in der Fürbitte nicht müde werden. Und Fränzi und Broni beten.

Da horch: „Tick tack, tick tack." Mit wachsender Schnelligkeit kommt's aus der Höhe, der Merkhammer schlägt, andere Hämmer, die weiterhin in die Leitung eingeschaltet sind, erheben ihr Spiel, das Echo ist erwacht, das Thal hat seine Musik wieder, eine einförmige Musik, die doch wie ein Psalm in die Ohren klingt. Sie bedeutet Erlösung aus dem Schrecken, Segen und Fruchtbarkeit.

Wie der Müller berauscht vor Freude aufhorcht, wenn nach langer Trockenheit sein Rad wieder klappert, so lauschen die Leute von St. Peter dem Hackbrettspiel der heligen Wasser und drücken sich vor Freude die Hände.

„Ja, Seppi Blatter ist ein Mann! — Es lebe der neue Garde!"

Der alte Pfarrer hebt segnend sein Kreuz gegen die wiederhergestellte Leitung empor, das Glöcklein, das einen Augenblick zu bimmeln aufgehört hat, setzt wieder ein,

es ruft zum Dankgottesdienst, und die Berge leuchten, vom Abendrot umspielt, wie Lichter der Andacht.

Am schönsten leuchtet Josis Gesicht!

Hoch an den Weißen Brettern sind nur noch zwei oder drei Stricke zu lösen und die Arbeit, die gefahrvolle, ist glücklich gethan. Bald wird man auf den Felsentafeln nur noch die Linie der Kännel sehen.

Der Gottesdienst geht seinen Weg, da gellt ein einzelner Schrei: „Seppi!"

Der Schrei verzehn- und verhundertfacht sich — ein dunkler Körper fällt und wird größer im Fallen, er gleitet wie ein Schatten die Weißen Bretter hinab.

Seppi Blatter ist am Ende seines Werkes abgestürzt. Der Gottesdienst schweigt.

Josi ist brüllend wie ein Stier aufgesprungen und will sich in die Glotter stürzen, in der sein Vater vor seinem Blick verschwunden ist. Da halten ihn im letzten Augenblick starke Arme zurück. „Gottloser Bub!" Er beißt, er kratzt, er schlägt um sich, aber die junge Kraft erlahmt, röchelnd liegt der Knabe im Gras.

Was war die Ursache des Sturzes? — Hunderte haben hinaufgeblickt, aber wenige wissen etwas Sicheres zu sagen. Der Glottermüller, der wieder das Fernrohr geführt hat, versichert, Seppi habe bis zum letzten Augenblick frei stehend gearbeitet, da schwankte er, faßte das Seil, das ihn in die Höhe ziehen sollte, es senkte sich ein wenig, er ließ es los, im gleichen Augenblicke aber wurde es von der Mannschaft, die den Ruck Seppis für ein Zeichen genommen, in die Höhe gezogen, die Schleife am Ende des Taues legte sich dabei um das Bein, das er in die Luft gestellt hatte, die Arme des müden Mannes

ſuchten den oberen Teil des Strickes zu ſpät, da ſchleuderte ihn das ſteigende Seil, das ihn am Fuß gepackt hatte, in die Tiefe.

Von allen, die Zeugen des Unfalls geweſen waren, war keiner ſo blaß wie der Preſi.

Der Schein an den Bergen war erloſchen, nur noch die letzten Streifen der Abendröte beleuchteten die traurige Heimkehr der Leute von St. Peter. Sie führten eine an Gott und Menſchen irre Familie in ihrer Mitte, und im Schimmer der Mitternachtsſterne kam ein zweiter dunkler Zug, dem Kaplan Johannes mit einem Kienſpanfeuer, das auf einer Pfanne brannte, den Weg erleuchtete.

Dieſer Zug trug die Leiche Seppi Blatters, des Helden der heligen Waſſer.

V.

Die Waſſer rauſchten und die Merkhämmer ſchlugen.

Mit herzlicher Teilnahme wurde Seppi Blatter beſtattet. Vom Morgen an ſtand der Sarg neben der Thüre des Häuschens, wo der Verunglückte mit den Seinen friedlich gewohnt hatte. Auf dem Totenbaum lag der Federhut, das Schwert und die Binde des Garden. Ein ſilberner Becher ſtand auf dem Sarg. Als die Leidtragenden kamen, hob ihn jeder, trank einen kräftigen Schluck und ſprach: „Lebe wohl, Seppi Blatter, möge es dir wohl thun in der Ewigkeit!“ Und wenn zwei oder drei aus dem Becher getrunken hatten, ſo füllte ihn der Weibel wieder mit goldenem Hoſpeler nach.

O, man durfte ſich den Hoſpeler ſchon mit andächtigen Sinnen zu Gemüte führen. Die Begierde nach eigenem Wein hatte St. Peter in die Fron der heligen Waſſer gebracht. Im Feuer des Trunkes kreiſte das Blut der Geſtürzten.

Als der Preſi erſchien und zum Becher griff, ſchielten alle mit verhaltener Neugier nach ihm. Sie meinten, es müßte ſich etwas Beſonderes begeben. Aber der ſtolze, kraftvolle Mann hob den Becher mit Würde und feſter Hand und trat mit ruhiger Gelaſſenheit in ihren Kreis.

Der Garde war viel bewegter; die nervige eiſerne Hand bebte, als er Seppi Blatter Lebewohl ſagte. Ihm war, er müſſe ſich die grauen Haare zerraufen, weil er ihn nicht von ſeinem plötzlichen Entſchluß zurückgehalten hatte.

Man brachte die Gedenktafel, die Kaplan Johannes im Auftrag der Gemeinde gemalt hatte, und legte ſie auch auf den Totenbaum. In friſchen Farben leuchtete die Inſchrift:

„An den heligen Waſſern iſt bei Reparatur erfahlen und wohl verſehen mit den hl. Sakramenten gleich tot geweſen der ehrſame Seppi Blatter von St. Peter. Gewählt worden zum Garden. Hat aber nicht angetretten. Sein Lebenslauf iſt 40 Jahr und 7 Tag. R. I. P.

Mein lieber Freund, ich bitte dich,
Geh nicht vorbei und bett' für mich."

Jetzt trug man Seppi Blatter zu Grabe. Als ſich die Gemeinde vom Kirchhof verlief, gingen nur wenige, die an der Beerdigung teilgenommen hatten, in den Bären. Dem Preſi war's recht. Er wollte noch nach Hoſpel hinausreiten und ſattelte eben das Maultier. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, Frau Creſenz recht bald als Hausfrau in den Bären zu führen. Mit der alten Suſi war's nicht mehr gethan, ihr Kropf wurde ihr je länger je hinderlicher bei der Arbeit, ſie pfiff daraus wie eine ungeſchmierte Säge und ob ſie faſt nicht zu Atem kam, keifte ſie gleichwohl an einem Stück.

Er wollte mit Creſenz über den Hochzeitstag reden.

„Suſi, wo ſteckt denn Bini wieder?" rief der Preſi.

„Sie hat ſich wieder irgendwo verſteckt. Verhext iſt das Kind — verhext!" jammerte Suſi, „und ſie war

sonst ein so liebes, artiges Vögelchen, das den ganzen Tag gehüpft ist. Wer hat es ihm nur angethan?"

„Ihr seid ein Kalb; Susi, bringt mir Binia nicht mit dem Hexenzeug ins Geschwätz, sonst seid Ihr den letzten Tag im Haus!"

Damit ritt der Presi davon, Susi heulte: „Nichts mehr sagen darf man, nichts! Wie ein Schuhlumpen ist man geachtet. Gewiß bleib' ich nur wegen des Kindes."

Schon ein paar Tage aber versteht sie Binia nicht mehr. Seit der Wasserströstung sitzt das Mädchen irgendwo in einem Winkel des Hauses, immer da, wo man sie nicht sucht, zerrt mit den Fingern der einen Hand an den Fingern der anderen, beißt in die Fingerspitzen und starrt mit den großen dunklen Augen ins Leere, wie wenn sie etwas sehen würde, was nicht ist, etwas Grauenhaftes, Entsetzliches! Susi hatte sie mit der Wallfahrt zur Lieben Frau an der Brücke geschickt, aber am Mittag kam das Kind in der warmen Sonne schlotternd zurückgelaufen, nicht in die Stube, nein, es rannte die Treppen hinauf bis unter das Dach. Als Susi es suchen ging, da saß es mitten unter altem Gerümpel des Estrichs, einen zerlumpten Rock seiner Mutter selig um das eigene Kleid gelegt. Es wimmerte leise, leise. Nur etwas verstand Susi, was das Kind immer wieder vor sich her stammelte:

„Die Hand wird ihm aus dem Grab wachsen!"

„Sage, Vögelchen, du unglückliches, wem wird die Hand aus dem Grab wachsen. Wer sagt es?"

Da warf die Kleine das Köpfchen mit dem ganzen Jähzorn zurück, den sie vom Presi geerbt hat: „Susi, das ist schlecht von dir, daß du horchst, was ich rede."

Sie fürchtete ſich vor dem Kind; es war, als wolle es wie ein wildes Tier aufſpringen und ſie zerreißen.

Binia, die nicht ſchlief, hörte am Abend ſpät noch auf dem Flur von dem ſchrecklichen Ausgang des Tages reden. Im Hemd kam ſie in die Küche gelaufen, klammerte ſich an Suſi und ſchrie: Verzeih mir, Suſi, — bleibe bei mir — ich fürchte mich — ich fürchte mich gräßlich."

Da wachte die Magd am Bett der Kleinen. Als Binia die Augen ſchon einige Zeit geſchloſſen hatte, ſchlug ſie ſie wieder auf und flüſterte: „Wenn mich der Seppi Blatter ſchon ‚Schlechthundekind' gerufen hat, ſo muß ich, wenn ich groß bin, Joſi Blatter doch heiraten."

Die entſetzte Suſi ſchmeichelte: „Schlafe, ſchlafe, Schäfchen; wenn du groß und ein ſchönes Mädchen ſein wirſt, kommen um dich viele Burſchen fragen."

Drauf Binia: „Ich liebe aber nur Joſi! Weil der Vater Fränzi nicht genommen hat, muß ich halt den Joſi nehmen."

Seither war Suſi überzeugt, das Kind ſei beſprochen und verhext.

Dem wollte ſie ſchon auf den Grund kommen. Als der Preſi fortgeritten und die letzten Gäſte gegangen waren, ſuchte ſie das Kind. In ſeinem Kämmerchen kniete es am Bett.

Sie war wohlwollend zu ihm. Es aber ſtellte ſehr ſonderbare Fragen: „Du, Suſi, hat mein Vater meine Mutter ſtark lieb gehabt?" — Wie kam es auf dieſe Frage? Seit drei Jahren war die ſelige Beth tot. Als das Kind in ſie drang, antwortete Suſi: „Natürlich, du Närrchen, hat der Vater die Mutter lieb gehabt."

Das Kind fuhr mit dem Köpfchen aus dem Kissen, richtete mit unaussprechlicher Verachtung die Augen auf sie: „Du lügst, Susi, er hat sie gar nicht geliebt. Ich frage dich nichts mehr!"

Susi ging im Bewußtsein, daß sie gelogen habe, schamrot aus dem Kämmerlein.

Aber die Neugier trieb sie zu Binia zurück. Sie fuhr das Kind barsch an: „Binia, wer hat dich besprochen — du bist besessen."

„Laß mich," schreit Binia, „ich bin krank — geh!"

Susi läßt sich nicht abweisen: „Der Kaplan Johannes schlarpt eben mit dem Bettelsack durchs Dorf, der soll dich heilen. Ich rufe ihn!"

„Nein, — nein" — kreischt die Kleine und zittert am ganzen Leib, und wie Susi eine Bewegung gegen die Thüre macht, fällt sie ihr um die Kniee.

„Ums Himmels willen rufe den Kaplan nicht."

Susi drauf: „Gelt, der ist's, der dich besprochen hat! Jetzt haben wir's schon — dich und Josi. Ist Josi bei dir gewesen?"

„Ja, wir sind auf der Brücke gekniet — das war aber nur Scherz. — — Nein, dir, erzähl' ich's nicht, du lügst und bist so dumm."

Und das Kind hat wieder den Trotzkopf aufgesetzt.

Da bekreuzt sich die abergläubische Magd und geht: „Aber dem Presi darf man nichts sagen — nichts!"

Wie sie fort ist, schluchzt und röchelt Binia. Niemand hat ihr etwas zu leide gethan, sie hat nur gehört, was Fränzi und der Vater geredet, sie hat nur gehört, was Kaplan Johannes zu den anderen Männern sagte: „Die Hand wird ihm aus dem Grabe wachsen."

Alles das ist aber so schrecklich für ihr kleines, feuriges Herz. Sie hat gemeint, einen so trefflichen Mann wie ihren Vater gebe es nicht mehr. Ob er sie schon manchmal anschnauzte, war sie stolz gewesen auf ihn, sie hatte ihn so unendlich lieb und wenn er nur einmal ein wenig freundlich mit ihr redete, — o, dann hätte sie am liebsten die kleinen Arme um seinen Hals geschlungen und ihn vor Freude und Seligkeit in die Wange gebissen. Und jetzt weiß sie so Entsetzliches von ihm. Er hat die tote Mutter nicht geliebt, er hat Fränzi einen Kuß geben wollen, der Schämdichnicht.

Dann das Gräßliche, wie die Unterschrift Seppi Blatters entstanden ist, die Unterschrift, wegen der dem Vater die Hand aus dem Grab wachsen soll!

Das ist zu viel für ihr Köpfchen, es hämmert darin, als sollte es zerspringen. Ja, ja, die Fränzi hat recht, es ist ein Unsegen auf sie gekommen. Darüber möchte sie mit jemand reden, aber nicht mit Susi, die lügt, weil sie ihr alles ausreden will. An eine liebe Brust möchte sie sich lehnen und weinen. Sie denkt an Fränzi, die mit ihrer Mutter gut befreundet gewesen ist, Fränzi hat auch sie lieb, Fränzi lügt nicht. Ja, mit Fränzi will sie reden.

Aber sie darf nicht zu Fränzi gehen! Warum nicht? Sie weiß es im Wirrwarr ihrer Gedanken nicht, es ist ihr aber, wie wenn Blut und Feuer zwischen ihr und Fränzi, zwischen ihr, Broni und Josi lägen.

Und aus dem Gefühl tiefer Hilflosigkeit schreit sie: „Mutter — Mutter — liebe tote Mutter!“ — —

Mit einigem Herzklopfen ritt der Presi auf seinem Wege nach Hospel über die Unglücksstätte, sein kluger

Verstand sagte ihm wohl, die Kaufbriefgeschichte sei damit, daß an den Weißen Brettern der Hammer wieder töne, noch nicht erledigt. War er mit Blindheit geschlagen gewesen, daß er die tolle Angelegenheit nicht sofort am anderen Morgen geordnet hatte?

Nun zuckte und wühlte sie im Dorf, er hatte es aus den verlegenen Mienen der Männer gelesen, die an der Beerdigung Seppi Blatters teilnahmen.

Er schwitzte — er sehnte sich nach Hospel, die Welt schien ihm dort freier — hier legte sich etwas wie Zentnerlast auf die Brust — es war zum Ersticken. Gut, daß er jetzt die Weißen Bretter, den Teufelsgarten mit den zertretenen Blumen, das Schmelzwerk und die Kapelle hinter sich hatte.

Der hundertstimmige Schrei beim Sturz Seppi Blatters gellte ihm noch in den Ohren.

„Ta-ta-ta. Ich bin der Presi!" denkt er.

Er kommt in das Kreuz nach Hospel, aber Frau Crescenz zeigt sich gar nicht und der stolze Kreuzwirt, der behäbigste Gastwirt am Weg von der Stadt bis zum Hochpaß, sein zukünftiger Schwager, empfängt ihn frostig.

„Was hast, Kreuzwirt, warum magst mir nicht recht die Ehre geben?"

„Von dir läuft ja die Schande auf allen Straßen. Und Seppi Blatter ist so ein braver Mann gewesen. Ist's wahr, daß du ihm, wie er betrunken gewesen ist und geschlafen hat, die Feder geführt hast?"

Da schlägt der Presi die Faust auf den Tisch, springt auf: „Vor Gericht müssen mir die räudigen Hunde — Wer hat's gesagt?"

„Von rechtschaffenen Leuten ist's hier im Kreuz ver-

handelt worden, aber, daß ich dir die Namen nenne, giebt's nicht."

„Es ist eine elende Verleumdung. Horch, Joch, wie's zugegangen ist. Man hat einen Mann haben müssen, mit dem Losen ist's gar eine mißliche Sache." Der Presi erzählte und schloß mit der Frage: „Was sprichst jetzt?"

„Ich sage, daß die Geschichte nicht sauber ist! Geplagt hast du Seppi, das giebst ja selber zu. Wo hast du dir das Herz hergenommen, ihn grad an dem Tag, wo du dich mit der Cresenz verlobt hast, mit dem Kaufbrief zu kreuzigen? Das gefällt uns nicht. Wenn du Seppi Blatter die hundertachtzig Franken aus Anlaß deiner Verlobung geschenkt hättest, so hätte es mich und die Cresenz gefreut. Man hätte dann aus dir etwas Glück gespürt. Jetzt aber kränkt sich Cresenz."

Der Presi wurde ganz klein — das traf. Er wußte wohl, daß er sonst der Gescheitere war als der vornehme hohle Kreuzwirt. Aber jetzt hatte der recht! Und er murrte verlegen und stoßweise.

Der Kreuzwirt fuhr fort: „Warum fragst du nicht, wo sie bleibt? Weil du dich schämst, weil du weißt: es ist ein Schandfleck auf deiner Ehre!"

„Ein Schandfleck auf meiner Ehre!" wiederholte der Presi. Sein Gesicht war blutleer und seine Hand langte mechanisch nach dem Zündhölzchenstein.

„Laß den Stein liegen," sagte der Kreuzwirt ruhig, „es ist jetzt genug an Gewaltthätigkeit. Cresenz aber will sich besinnen, ob sie Bärenwirtin von St. Peter werden will. Sie schreibt dir darüber in den nächsten Tagen."

Als der Presi heimritt, kam er sich vor wie ein vom Hagelwetter erschlagener Baum. Die Wut über die Verleumdung tötete ihn fast. „Die schlechten Hunde — die elenden Tröpfe — — Ist die Wahrheit nicht genug?“ stammelte er vor sich hin.

Er sah die blauen, großen, vorwurfsvollen Augen Fränzis, die schönen und guten Augen. O, wie er sie jetzt haßte!

Schweißgebadet ritt er durch die Dämmerung. Jetzt sah er Seppi Blatter, aber nicht den geringen Wildheuer, der gequält am Wirtstisch saß. Nein, den Wasserstreiter, der freiwillig an die Bretter gestiegen war. Der schaute ihn herausfordernd an, immer als hätte er die Frage auf den Lippen: „Presi, wollen wir zusammen einen Hosenlupf[1]) machen?“

„Ich hab's nicht durchgezwungen — das weißt — bist ja selber gegangen,“ schnauzte der Presi.

Und als ob er mit einem anderen im Zwiegespräch wäre, sagte er nach einer Weile: „Ja, das gebe ich zu — ich habe dich geplagt — es ist dumm gegangen an jenem Abend.“

Bei der Kapelle stieg er nicht ab, um ein Gebet zu verrichten, wie es die fromme Sitte heischt; er sah die frische Tafel Seppis, die während seines Aufenthaltes zu Hospel in das kleine Gotteshaus gestellt worden war, ihre Goldfarbe glänzte frisch — frech, dachte der Presi und im Vorbeireiten rief er: „Daß du mich nicht gar zu stark klemmst, Seppi Blatter, sonst —! Weißt, ein wenig leid' ich's schon, hab's auch verdient — aber wenn

---

[1]) Hosenlupf, ein beliebter Ringkampf der Aelpler.

du mich zu stark schuhriegelst — du weißt, Fränzi, Broni und Josi sind noch nicht in der Ewigkeit."

„Halt 's Maul, räubiger Pfaff!" schrie er, als er am Schmelzwerk vorüberjagte und den Kaplan Johannes singen hörte. Unaufhaltsam vorwärts, den Stutz hinauf drängte er das arme Tier mit seinen Flüchen und kam früher, als ihn jemand erwartet hatte, nach Haus.

Im Bären saß tiefbekümmert der Garde. Er wartete nicht lang mit seinem Bericht. Das Amt war auf ihn zurückgefallen — für einstweilen, hatte man im Gemeinderat gesagt — das bedeutete aber in St. Peter für Lebzeiten.

„Presi, ich hab's zum Guten leiten wollen, aber die Sache steht bös. Die Geschichte der Unterschrift Seppis geht vertrübelt und verdreht durchs Dorf. Es sind darum auch keine Leute im Bären."

„Die Gemeinde wird nicht die ganze Zeit saufen müssen, ich verlange es gar nicht," höhnte der Presi, „wenn sie wildeln und wüst thun wollen über mich, so ist es mir schon lieber, sie erledigen es draußen, als mir unter der Nase. Das könnte unlustig werden."

„Möchtet Ihr in diesen Tagen nicht einmal die Fränzi aufsuchen und mit ihr im guten reden?"

„Damit die Leute mit den Fingern auf mich weisen und sagen: ‚Den hat das Gewissen gedrückt!'"

„Wir haben jetzt gewiß allen Anlaß, gegen den Haushalt rücksichtsvoll zu sein."

„Aber ich nicht — ich nicht! Lieber werde ich ein brünniger Mann[1])." Der Presi wischte sich den Schweiß,

[1]) **Brünniger Mann**, in der Volksvorstellung ein Mann, der nach seinem Tod des Nachts brennend umherwandelt.

der immer noch auf seiner Stirn perlte, er war so müde wie lange nicht mehr: „Ueber diese Geschichte wird schon Gras wachsen!"

„Lange keines," knurrte der Garde, stand auf und ging. —

„Endlich Ruhe." — Auf der Straße verlor sich der schwere Schritt des Garden und der Presi stützte den Kopf in beide Hände und ließ nachdenklich die Lider auf die Augen fallen.

Aber er brachte das Bild nicht weg. „O, es ist entsetzlich, einen Mann einen ganzen Tag kämpfen zu sehen — das geht nicht fort. — Du bist ein schlechter Hund, Seppi Blatter, daß du mir das angethan hast und, wie du schon fertig warst, noch herunterflogst."

Der Presi ging in seine Kammer. — —

Ueber den Unglücksfall an den heligen Wassern und die ihn begleitenden Umstände wuchs lange kein Gras. Durch alle Gespräche zitterte der Nachhall, weniger die Klage um Seppi Blatter selbst, als die Neugier, wie er veranlaßt worden sei, an die Weißen Bretter zu steigen. Allein nachdem es einige Wochen bös über den Presi gegangen war, so daß er es für gut fand, mit den Leuten so herzbeweglich artig zu reden, wie nur er es verstand, schlug die Stimmung um. Die Geschichte sei vielleicht doch nicht so schlimm. Bälzi habe sie im Anfang nur aus Wut so ehrenrührig für den Presi erzählt, und er sei ja ein ganz unzuverlässiger Mensch, der Presi aber sei, wenn er die Laune habe, ganz gutherzig und habe schon manchem, der sich nicht mehr zu raten und sich zu retten wußte, aus der Klemme geholfen. „Und," gaben

die Leute zu, „er ist halt doch der Gescheiteste unter uns allen.“

Am meisten Beruhigung fanden die von Sankt Peter in der Sommerarbeit, die sie schwer ins Joch schlug und sie auf Aecker, Alpen und in die Weinberge zerstreute.

Der Stimmungsumschlag erstreckte sich bis nach Hospel. Von Frau Crescenz kam eines Tages ein Briefchen und am folgenden Tag ritt sie, vom Kreuzwirt begleitet, den Silberschild der Hospelertracht vor der Brust, das kokette Filzhütchen auf dem Haupt, vor den Bären.

Der Presi empfing den Kreuzwirt und seine Schwester nicht zu freundlich, denn die Beleidigung vom letzten Besuch saß ihm noch wie ein Dorn im Fleisch, aber mit einem Scherzwort zog Frau Crescenz den Stachel heraus, und gegen liebenswürdige Frauen war der sonst unbeugsame Mann nachgiebig.

Und Frau Crescenz war hübsch. Aus ihrem vom Ritt leichtgeröteten Gesicht schauten muntere graue Augen, sie hatte kluge und angenehme Züge, eine kühle Sprechweise und war in ihren Bewegungen, obgleich ihr Körper fast zu stattlich war, von unleugbarer Anmut.

„Die steht dem Bären wohl an,“ schmunzelte der Presi in sich hinein und zeigte den beiden das Haus.

„Ja, da muß vieles anders und ordentlicher werden, da gehört wirklich wieder eine Hausmutter hin.“ Und die hübsche Frau Crescenz lächelt dem Presi gutmütig verständnisvoll zu.

Etwas beschämt sagt er: „Wir haben bis jetzt halt nur ein Bauernwirtshaus geführt. Das muß natürlich für die Fremden alles anders eingerichtet sein!“

Als die drei die Treppe aufwärts in den zweiten

Stock stiegen, trat die alte Susi, die Röstpfanne, aus der der Kaffeeduft aufstieg, in den runzeligen Händen, neugierig unter die Küchenthüre und sah ihnen nach. Da machte Frau Cresenz am Geländer der Treppe einen Fingerstrich und zeigte den Staub hinter dem Rücken des Presi dem Kreuzwirt.

Nun war die Alte teufelswild und faustete hinter der kleinen Gesellschaft her: „Nein, bei der bleibe ich nicht.“

Der Presi hatte mit seinen Gästen den Estrich erreicht. Plötzlich ertönte schallendes Gelächter der Frau Cresenz. Aus einem von allerlei Gerümpel gebildeten Winkel starren sie zwei große Kinderaugen an, ein ängstliches Gesicht schaut aus einem alten zerrissenen Tuch, das malerisch über den Kopf geworfen ist.

„Ist das Binia? Ach, das Kind habe ich ganz vergessen. — Komm, du artiger Fratz.“ — Die Kleine sieht die Augen des Vaters aufmunternd auf sich gerichtet und kriecht hervor. Da reißt ihr Frau Cresenz lachend das Tuch ab: „So, jetzt siehst du menschenähnlich aus, nun gieb mir die Hand.“

Sie sagt es mit kühler Freundlichkeit, aber der erschrockene scheue Wildling rennt an ihr vorbei und wirbelt die Treppe hinunter. Die alte Susi ruft ihr zu: „Hast die neue Mutter gesehen, die hochmütige?“

„Die neue Mutter!“ Nun muß sie auch darüber denken. Und das kleine Köpfchen brennt doch schon von allem anderen, worüber ihm niemand Auskunft giebt. Der Vater hat mit der Frau so lieb geredet. Nie, nie hat er so mit der seligen Mutter gesprochen und auch nicht mit ihr. Doch, aber es ist schon so lange her. Sie

schleicht sich auf den Zehenspitzen in ihr Kämmerchen empor. Denken — denken will sie.

Gegen Abend hört sie die Fremden fortreiten, das fröhliche Lebewohl, das der Vater Frau Crescenz zugerufen hat, tönt ihr in die Ohren. Ihr aber thut der Kopf so weh, ihre Zähne klappern, sie kriecht ins Bett.

Da hört sie die Tritte des Vaters. Gewiß kommt er sie zu züchtigen.

Sie mochte seine Absicht erraten haben, aber in den Zorn mengte sich die Vatersorge. Binia war zwar immer ein eigenartiges Kind gewesen, oft nachdenklich, oft ausgelassen lustig, aber seit einiger Zeit war sie so blaß und scheu und allen ein Rätsel.

Wäre er abergläubisch gewesen, er hätte geglaubt, die Drohung der Fränzi sei schon in Erfüllung gegangen, Unsegen sei auf dem Kinde.

Wie er sie nun am hellen Tag mit gläsernen Augen im Bette liegen sah, entwaffnete die Sorge den letzten Zorn.

Er setzte sich ans Lager, nahm die fiebernde Hand der Kleinen ganz vorsichtig in seine Pratze und als sie, sich von ihm abwendend, leis wimmerte, legte er ihr die andere Hand auf das seidenweiche dunkle Haar. Das Kind zuckte zusammen.

„Was machst du für Streiche, liebe Maus? Du hast eine heiße Stirn, bist ja ganz krank. — Binia — Gemslein — liebes Gemslein, schau mich einmal an.“

Sorge und Bangigkeit sprachen aus seinem Ton.

Als das Kind die sanften und lieben Worte des rauhen Vaters hörte, die es wie ein Klang aus fernem schönem Traum umwarben, überließ es ihm das heiße

Stock ſtiegen, trat die alte Suſi, die Röſtpfanne, aus der der Kaffeeduft aufſtieg, in den runzeligen Händen, neugierig unter die Küchenthüre und ſah ihnen nach. Da machte Frau Creſenz am Geländer der Treppe einen Fingerſtrich und zeigte den Staub hinter dem Rücken des Preſi dem Kreuzwirt.

Nun war die Alte teufelswild und fauſtete hinter der kleinen Geſellſchaft her: „Nein, bei der bleibe ich nicht.“

Der Preſi hatte mit ſeinen Gäſten den Eſtrich erreicht. Plötzlich ertönte ſchallendes Gelächter der Frau Creſenz. Aus einem von allerlei Gerümpel gebildeten Winkel ſtarren ſie zwei große Kinderaugen an, ein ängſtliches Geſicht ſchaut aus einem alten zerriſſenen Tuch, das maleriſch über den Kopf geworfen iſt.

„Iſt das Binia? Ach, das Kind habe ich ganz vergeſſen. — Komm, du artiger Fratz.“ — Die Kleine ſieht die Augen des Vaters aufmunternd auf ſich gerichtet und kriecht hervor. Da reißt ihr Frau Creſenz lachend das Tuch ab: „So, jetzt ſiehſt du menſchenähnlich aus, nun gieb mir die Hand.“

Sie ſagt es mit kühler Freundlichkeit, aber der erſchrockene ſcheue Wildling rennt an ihr vorbei und wirbelt die Treppe hinunter. Die alte Suſi ruft ihr zu: „Haſt die neue Mutter geſehen, die hochmütige?“

„Die neue Mutter!“ Nun muß ſie auch darüber denken. Und das kleine Köpfchen brennt doch ſchon von allem anderen, worüber ihm niemand Auskunft giebt. Der Vater hat mit der Frau ſo lieb geredet. Nie, nie hat er ſo mit der ſeligen Mutter geſprochen und auch nicht mit ihr. Doch, aber es iſt ſchon ſo lange her. Sie

schleicht sich auf den Zehenspitzen in ihr Kämmerchen empor. Denken — denken will sie.

Gegen Abend hört sie die Fremden fortreiten, das fröhliche Lebewohl, das der Vater Frau Crescenz zugerufen hat, tönt ihr in die Ohren. Ihr aber thut der Kopf so weh, ihre Zähne klappern, sie kriecht ins Bett.

Da hört sie die Tritte des Vaters. Gewiß kommt er sie zu züchtigen.

Sie mochte seine Absicht erraten haben, aber in den Zorn mengte sich die Vatersorge. Binia war zwar immer ein eigenartiges Kind gewesen, oft nachdenklich, oft ausgelassen lustig, aber seit einiger Zeit war sie so blaß und scheu und allen ein Rätsel.

Wäre er abergläubisch gewesen, er hätte geglaubt, die Drohung der Fränzi sei schon in Erfüllung gegangen, Unsegen sei auf dem Kinde.

Wie er sie nun am hellen Tag mit gläsernen Augen im Bette liegen sah, entwaffnete die Sorge den letzten Zorn.

Er setzte sich ans Lager, nahm die fiebernde Hand der Kleinen ganz vorsichtig in seine Pratze und als sie, sich von ihm abwendend, leis wimmerte, legte er ihr die andere Hand auf das seidenweiche dunkle Haar. Das Kind zuckte zusammen.

„Was machst du für Streiche, liebe Maus? Du hast eine heiße Stirn, bist ja ganz krank. — Binia — Gemslein — liebes Gemslein, schau mich einmal an.“

Sorge und Bangigkeit sprachen aus seinem Ton.

Als das Kind die sanften und lieben Worte des rauhen Vaters hörte, die es wie ein Klang aus fernem schönem Traum umwarben, überließ es ihm das heiße

Händchen, das es ihm hatte entziehen wollen, und halb freudig, halb ängstlich blinzelte es mit den großen Augen nach ihm.

„Hast du mich nicht mehr lieb, Bini?"

„O doch — doch — Vater," klang das feine Stimmchen, „aber — —" Sie schauerte.

„Rede nur, Maus!"

„Ich habe dich so viel zu fragen. Thust du mir nichts, wenn ich etwas frage?" Der zarte Körper zitterte.

„Nein, frage nur — bist ja meine Maus!"

„Warum bist du auch so lieb und gut jetzt, Vater?" Das tönte so fein und scheu und ein bleiches Lächeln flog über die Lippen des Kindes.

„Ich habe dich ja immer lieb gehabt, Gemslein. Weißt nicht mehr, wie ich dich auf dem Arm getragen habe? Und weißt noch, wie ich dir manchen Kram von Hospel mitgebracht habe?"

An diesen Gedanken spann das Kind weiter.

„Ja, die Mutter und ich haben jedesmal auf dich gewartet, bis du am Abend heimkamst. Und dann hast du mich noch ein wenig auf die Kniee genommen und ich habe darauf reiten dürfen. Die Mutter hat mich dann zu Bett gebracht und hat meine Hand genommen wie du jetzt und wir haben gebetet: ‚Lieber Gott, lieber Herr Jesus Christus! Erhalte den lieben Vater gesund.' Und dann hat sie die Kissen an mein Köpfchen gedrückt: ‚Schlaf, schlaf, du liebes Engelchen.' Und manchmal ist eine Thräne auf meine Wange gefallen, aber am Morgen, wenn ich sie gesucht habe, war sie fort."

Rührend, als ob das fiebernde Kind gegen das

Weinen kämpfte, klang das Stimmchen, der Presi hatte den Kopf gesenkt, und als er nichts antwortete, fuhr das Kind fort:

„Seit die Mutter tot ist, besucht sie mich jede Nacht. O, sie ist so schön, sie ist ganz weiß und hat Flügel an den Schultern. Und wenn sie sieht, daß ich ihr altes Sonntagsbrusttuch bei mir im Bett habe, so lächelt sie wunderschön. Nur das Tuch muß ich haben, dann kommt sie. — Aber, Vater, warum hat die Mutter auch so viel geweint, als sie lebte?"

Der Presi war unruhig geworden, die Zärtlichkeit des Fiebergeplauders regte ihn auf.

Das Mündchen aber lief und lief: „Wie ist es schön gewesen, als ich noch klein war. Josi und Broni sind immer gekommen, er hat mich dann auf dem Rücken getragen, und dafür hast du ihnen Kirschen vom Baum gerissen."

„Was hast vorhin fragen wollen, Bini?" unterbrach der Vater barsch das plaudernde Kind.

„Thust du mir nichts?"

„Dumme Maus, du!" Sein Ton war wieder freundlich.

Die Augen des Kindes öffneten sich — es richtete sich im Bettchen halb auf und zitternd, traumhaft kam's:

„Du, Vater, wenn ich groß bin, darf ich dann die Frau Josi Blatters werden?"

Da verzerrte sich das Gesicht des Presi. — Der Zug hoffnungsvollen Zutrauens auf dem fiebergeröteten Kindergesicht erlosch, es stopfte den Mund mit dem gekrümmten Finger, die Augen wurden schreckhaft groß,

und ſeine Gedanken taumelten nach einem Rettungsanker — es ſchlang das Aermchen um den Vater, es ſchrie:

„Ich hab' nicht das ſagen wollen, Vater — nein — ich habe fragen wollen: Iſt es wahr, daß dir die Hand aus dem Grab wachſen wird?"

Da verglaſen ſich auch die Blicke des Preſi, er ächzt — und ächzt. Plötzlich brüllt er: „Wer ſagt das? — Sagt es Fränzi?"

Vor Furcht weiß das Kind nicht mehr, was es ſprechen ſoll, was es ſpricht.

„Fränzi — Broni — nein — Joſi — oder nein —" Es will weiter reden.

Aber der Preſi ſchlägt ein ſo ſchauerliches Lachen an, wie wenn etwas in ihm riſſe. Das Kind ſchweigt.

„Und den willſt du heiraten! — Da alſo packſt du mich, toter Seppi Blatter. Deinem Buben will ich's eintränken."

Er fauſtet ſinnlos gegen die Wände: „Jetzt wollen wir ſehen, ob ein lebendiger Preſi nicht über einen toten Wildheuer Meiſter wird." Er will ſein krankes Kind ſchlagen, aber es hat ſich tief unter die Decke verkrochen und hält ſie mit krampfhaften Händen feſt.

Unter der Thür ſteht Suſi, die irgend etwas berichten will; und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen.

Der Preſi ſchwankt aus der Kammer.

Ein Riß war von dieſer Stunde zwiſchen Vater und Kind. Binia lag einige Tage krank, der Preſi kümmerte ſich nicht um ſie; als ſie mit blaſſen Wänglein wieder in der Stube erſchien, überſah er ſie und vermied lange

Wochen ſie anzureden, als er es endlich wieder that, da war es nur in Gegenwart Dritter und ſeine Worte beſchränkten ſich auf kurze Befehle und gleichgültige Dinge.

Daran änderte auch die Hochzeit mit Frau Creſenz, die im Herbſt ſtattfand, wenig.

VI.

St. Peter ruht mit seinen Holzhäusern halb versunken im Schnee, wie die Federkissen eines Brautfuders liegt er auf den Dächern, die Glotter gurgelt unter dem Eis. Am Mittag stechende Sonne, blauer Himmel, ein Licht von den Bergen, daß man die Hand über die Augen decken muß, triefende Dächer und sonnenwarme Luft, des Nachts bittere Kälte, so daß der Schnee im Flimmern der Sterne wie Millionen erbarmungslose Glassplitterchen funkelt.

Die Lichter leuchten freundlich aus den kleinen Fenstern ebenhin in den Schnee. Von Haus zu Haus huscht es und eilt es. Burschе und Mädchen, jung und alt sitzen um die Lewatöllampe zusammen, die Frauen spinnen den Flachs, die Mädchen flechten mit raschen Fingern Strohbänder und nähen Hüte, die Männer schnitzen an Holzschuhböden herum und nebeln mit den Pfeifen.

Man redet nicht viel, die von St. Peter sitzen gern still und feierlich im Kreis. Am häufigsten noch hört man das Weib des Fenkenälplers, das von Zeit zu Zeit von ihrem Mann einen Zug aus der Tabakspfeife bettelt.

„Fenkenälpler, kauft der Vre doch ein artiges Klöbchen," lacht der krummmäulige Bäliälpler. „Wenn die

Weiber rauchen, so schadet's dem Hausfrieden nichts — das meine raucht jetzt auch schon ins siebente Jahr."

„Es ist halt doch nicht schön," meinte die fröhliche Bertha Thugi, eine Neunzehnjährige, die neben ihrem jüngeren Bruder Peter, dem Enkel des alten Peter Thugi, sitzt, „daß bei uns so viele Weiber rauchen wie Kamine. Mir gefallen Fränzi und die Gardin — sie rauchen nicht."

„Jetzt will die das Rauchen der Weiber abschaffen, wie die neue Bärenwirtin den Schnaps."

Die fromme, geizige Glottermüllerin, die den Mühlknecht hungern läßt, mault: „Recht ist's. Zuerst haben die Männer gar nicht gewußt, wie die neue Frau Presi genug rühmen. Schön und leutselig sei sie. Jetzt hat man's. Nicht einmal ein Gläschen Gebranntes mag sie ums gute Geld den Leuten gönnen. Sie meint wohl, in St. Peter seien alle vergüldet wie der Presi."

Der Bäliälpler mit der Bogennase und dem krummen Maul aber brummt: „Was mir gar nicht gefällt, sind die Handwerksleute von Hospel, die jetzt die ganze Zeit im Bären lärmen. Er war doch von jeher ein schönes Haus. Aber wißt ihr? Fremde Weltleute, Deutschländer, Franzosen, Englische und Hispaniolen, wie's seit ein paar Jahren zu Grenseln, Serbig und im Oberland sommers über hat, sollen mit ihren Weibern, Hunden und Katzen in den Bären kommen und darein sitzen. Was meint ihr? Wozu ist an der Straße eine Thür ausgebrochen worden und wird eine Stube gemacht? In diese Truhe können die von St. Peter hocken und oben, wo wir bis jetzt gesessen sind, in der schönen großen Stube, rutschen die fremden Maulaffen herum, die den Unter-

ſchied zwiſchen einem Gemsbock und einem Kalb nicht kennen."

„Proteſtieren ſoll man! — Aber die Gemeinderäte, der Garde ausgenommen, haben's wie unſere Maultiere, ſie machen ſo." Der glatzköpfige Glottermüller, der eine Stimme hat wie ein Weib, aber ſelbſt ſchon lange gern Gemeinderat geworden wäre, nickt mit dem Kopf, bis alles lacht. Und plötzlich ruft er, daß alle aufblicken:

„Die Gemeinde ſoll man anfragen, ob wir Fremde in St. Peter dulden wollen oder nicht. Das behaupte ich." Wichtig blickt er um ſich.

„Der Pfarrer iſt dagegen. Eine Todſünde ſei's, Fremde nach St. Peter zu rufen. Anſtecken mit großen Fehlern und Sünden würden ſie uns und Schaden bringen an der heiligen Religion."

So der Bockjeälpler, der zwiſchen dem Reden immer ſchnalzt.

„Hört! — hört!"

„Es iſt nicht bloß deswegen!" meint der alte großbärtige Peter Thugi, der bisher fleißig an ſeinen Löffeln und Kellen herumgeſchnitzt, den Abend noch kein Wörtchen geſagt hat und mit ſeiner tiefen Stimme ſehr langſam ſpricht, „es iſt wegen der Dinge, von denen man nicht unnötig reden ſoll — wegen der armen Seelen!"

Das Wort bringt eine merkwürdige Bewegung hervor.

Alle Arbeit ruht, ſchweigend und feierlich ſchaut man nach dem alten Manne und wer raucht, legt die Pfeife weg.

„Wenn nur Fränzi da wäre," fährt er fort, „ſie könnte es beſſer erzählen als ich, wie an den Firnen der Krone tauſendmal tauſend abgeſchiedene Seelen im Eiſe ſtehen und ſehnſüchtig auf ihre Erlöſung warten. Um

ihre Gebete zu verrichten, brauchen sie Frieden und Ruhe. Vom Thal herauf mögen sie nichts hören als das heilige Glockengeläute. Lachen, leichtfertiges Reden und großer Lärm thut ihnen weh. Namentlich beleidigt es sie, wenn die Leute neugierig auf die Gletscher und Firnen steigen. ‚So weit die Welt grün ist, ist Lebendigenland, wo sie weiß ist, ist Totenland.‘ Das haben sie schon manchem Gemsjäger gesagt, der sein Tier ins weiße Revier verfolgte. Wenn nun aber die Fremden, die nichts von den armen Seelen wissen, alle Tag tanzen und Sonntag machen? Ich will's euch sagen: Es kommt ein mächtiges Unglück über St. Peter.“

Der Erzähler schweigt; alle erwarten, daß er wieder beginne — niemand redet, der Bäliälpler nur mahnt: „Erzählt, Peter Thugi!“

Da fährt Peter Thugi geheimnisvoll fort:

„Es hat eine Zeit gegeben, wo es in St. Peter so weltlich zuging, wie es wieder geschehen wird, wenn die Leute aus den Weltländern kommen. Alle Tage waren Lustbarkeiten, sündiges Reden und Wollust. Das war, als noch die Knappen im Schmelzwerk saßen. Da hat im Bären jeden Abend eine Musik aufgespielt und immer war mit lustigen Weibsbildern Juhe und Juheien. Als nun die von St. Peter, die solche Weltlichkeit duldeten, zu Pfingsten in die Kirche kamen, saßen in den vordersten Bänken auf der Weiberseite zwölf weiße Vorstehbräute[1]), die niemand erkannte. Wie der Gottesdienst vorüber war, schritten sie hinauf durch die Alpen zu den Firnen der Krone. Vor einer Hütte, die jetzt schon lang nicht

[1]) Vorstehbräute, Kommunikantinnen.

mehr steht, begegneten sie dem frommen Sennen Sämi, der nicht mehr gehen konnte und auf der Bank bei der Thüre saß. Da fragten sie ihn ängstlich, ob wohl die Leute von St. Peter aus ihren betrübten und traurigen Gesichtern gemerkt haben, warum sie zur Kirche gekommen seien. Der alte Sämi spürte aus ihrem Ton, daß es etwas sehr Ernstes sei und meinte, ihm können sie es schon verraten. Sie seien arme Seelen von der Krone, antworteten sie, und haben die von St. Peter warnen wollen, daß sie das tolle Leben im Dorf nicht länger dulden. Wenn sie es aber weiter litten, so würde St. Peter von Lawinen verschüttet, denn die vielen tausend armen Seelen, die jetzt mit ihren Leibern dem Firn Halt geben, würden auswandern und dann stürze der Schnee der Krone aufs Dorf. Sie hätten auf ihre Bitten die Erlaubnis bekommen, daß sie die von St. Peter warnen dürfen, er möge es ihnen sagen, wenn es die Leute sonst nicht gemerkt haben. Sie dürfen doch nie mehr kommen und die Mahnung gelte für ewig. Erleichtert gingen die armen Seelen ihres Weges und sangen vor Freude, daß sie die Botschaft einem so braven Manne wie Sämi hatten ausrichten können. Sämi aber schickte Bericht ins Dorf über das merkwürdige Erlebnis, und siehe da — alle die in der Kirche gewesen, erkannten die Vorstehbräute. Es waren gestorbene Mädchen von St. Peter. Die Leute trieben die Musikanten und die leichten Weibsbilder fort, und seither weiß man in unserem Dorf, was geschieht, wenn Wohlleben und Ueppigkeit wieder kommen."

Der Kreis der andächtigen Zuhörer und Zuhörerinnen schauderte.

„Der Presi bringt noch über uns alle gleiches Un-

glück wie über Seppi Blatter!" unterbrach die böse Zunge des Glottermüllers das Schweigen.

„Pst!" klang eine Weiberstimme aus dem Hintergrund durch den blauen Tabaksnebel, „Bälzi weiß, wie der Presi den Leuten ein Schloß an den Mund legt, die etwas wider ihn sagen."

Die Gesellschaft hätte lieber noch mehr Geschichten von den Toten gehört und neigte nicht mehr zum Schwatzen.

Bertha Thugi, die von der Erzählung ihres Großvaters bewegt war, meinte: „Laßt uns doch die Wildheuerfränzi holen, sie weiß alle Geschichten des Gebirges, die von den Lebendigen sowohl wie die von den Toten, sie weiß die Ueberlieferungen und Sagen, sie hat manchmal bis um die Mitternacht erzählt, so daß alle zitterten und man fast nicht mehr heimgehen durfte."

„Fränzi ist aber nie ungebeten erschienen, sie hat aus ihrem Erzählen immer eine Kunst gemacht, die geehrt sein wollte. Und jetzt lehnt sie alles Erzählen ab. Sie habe keine Lust mehr zum Reden. Ich verstehe es nach dem großen Unglück wohl."

So der alte Peter Thugi, und schweigend lichtet sich allmählich der Kreis, die Totensagen summen in den Köpfen, die Sagen Fränzis.

Würdig erträgt sie den Tod ihres Mannes. Als er stürzte, hatte sich ihr wohl ein Schrei entrungen, ein entsetzlicher Schrei, als müßten auch ihr Leib und Seele auseinanderbrechen. Und in den ersten Tagen lebte sie in dumpfem Brüten dahin. Dann aber erhob sie sich plötzlich und ging an ihre Arbeit wie sonst. Niemand hat sie je weinen gesehen, niemand je klagen gehört. Nur die Strähnen gebleichten Haares in der dunklen Fülle

verrieten, daß sie gelitten hatte. Den Schmerz hatte sie in den unergründlichen Tiefen des Glaubens begraben.

„Broni und Josi, tragt niemand etwas nach, es hat im Leiden und Sterben eures Vaters eine höhere Hand gewaltet, und grübeln ist sündhaft.“ So mahnte sie, wenn die Kinder vor Beelendung über den Tod des Vaters fast zerflossen.

Ihrem kleinen Haushalt ging es seit dem schrecklichen Ende Seppi Blatters nicht schlechter als zu seinen Lebzeiten. Es war, als hätte das Unglück des Vaters Josi, den vierzehnjährigen, mit einem Schlage um viele Jahre gereift. Das freundliche Knabengesicht mit den klugen dunklen Augen war ernst und trotzig geworden, um ein Lächeln gab der früher gesprächige Bursche nicht viel, menschenscheu vermied er das Dorf. Ohne daß ihm jemand die Notwendigkeit klar gemacht hätte, schleppte er im Lauf des Sommers genug Wildheu von den Planken, um die paar Ziegen durch den Winter zu bringen, so daß die Mutter manchmal mahnte: „Ueberthu dich nicht, du zäher Bub.“

Der Acker hatte reichlich Frucht getragen. Als man Anfang Winter das Korn im großen Backofen des Garden gleich fürs ganze Jahr verbuk, da ergab es so viel große Laibe, daß die Kinder bis zur nächsten Ernte nicht nach Hospel hinauszuwandern brauchten, um Mehl zu holen.

Das war gut, woher das Geld nehmen?

Es waren drollige Mahlzeiten, die Mutter und Kinder hielten. Josi, der die Stelle des Hausvaters übernommen hatte, zertrümmerte mit Hammer und Hackmesser das vom langen Liegen steinharte Brot. Die dunklen Splitter stoben nur so davon, und ebenso stoben

sie vom Käse, den noch der Vater bereitet hatte. Broni fing die Brocken auf, indem sie die offenen Arme ausbreitete, und lachend knusperten die Kinder an den braunen Stücken, die dem Gestein des Gebirges zum Verwechseln glichen.

„Beiße dir keinen Zahn aus, Broni!“ scherzte Josi. Dann wies sie ihm ihre Perlenreihe zwischen kirschroten Lippen, er zeigte als Antwort sein blitzblankes Gebiß und zum Schluß der Mahlzeit nahm er die Tessel, einen Holzstab, der auf dem Tisch lag, und schnitzte einen Kerb hinein, bald auf Bronis, bald auf seiner, bald auf der Mutter Seite, damit man wisse, wer das Tischgebet verrichtet hatte.

Ein kleines, inniges Glück, dem die Trauer, die es durchbebte, Bestand verbürgte. So hätte man den Haushalt Fränzis nennen mögen. Die Geschichten, die sie nicht mehr in die Kreise der Burschen und Mädchen tragen mochte, erzählte sie Josi und Broni. Dann geschah es wohl, daß Josi müde vom Tag einschlief, während Broni gespannten Ohres lauschte.

Oft sangen die drei das einzige Lied, zu dem sie eine Melodie wußten, den einzigen weltlichen Gesang, den es im Glotterthal gab. Fränzi hatte ihn zur Zeit, als sie mit Seppi selig verlobt war, auf dem Markt zu Hospel von einem fahrenden Spielmann gehört und gekauft. Sie nannte ihn „das Kirchhoflied“. Der Sang lautete:

„Es liegt das Dorf im Abendstrahle,
Die Berge glühen Dom an Dom,
Im Frieden steh'n des Kirchhofs Male,
In wilden Wellen rauscht der Strom

An ihm dahin zur weiten See,
Wie klingt die Flut vor Wanderweh!

Das Steingenelk, die Königskerzen
Erblüh'n voll Pracht im heiligen Rund,
Sie steigen aus gebroch'nen Herzen
Und jede Blume ist ein Mund.
O, wie das weint, o, wie das lacht,
Dem Flüstern horcht die Sommernacht!

Des Dorfes Abgeschied'ne reden,
Es reden toter Bursch und Braut,
Man kennt und nennt im Ringe jeden —
Da klagt ein Knöspchen frischbetaut:
‚Wir sind im Thal — nur einer fehlt,
O, wie sich der in Heimweh quält.'

Gebräunter Bursch ist fortgezogen,
Den Mund so rot, den Blick so hell,
Dahin mit Wellen und mit Wogen
Gewandert ist der Frohgesell,
Doch, als er stand an blauer See,
Da schrie sein Herz nach Berg und Schnee.

Du armer Knabe! Schlaf am Meere!
Sieh, Gottes sind so Flut wie Firn,
Sieh, Gottes sind die Sternenheere,
Er schickt den Tropfen, der die Stirn
Mit frischem Gletschergruß umspült,
Der dir das heiße Heimweh kühlt!"

Hatte Broni ihr Kämmerlein aufgesucht, so hörte sie die Mutter noch eine Weile in der Stube hantieren. Das letzte war immer, daß Fränzi die Thüre oder ein Fensterchen öffnete und irgend einen Bissen auf den Tisch stellte. Wenn am Morgen die Kinder kamen, waren die Fenster verschlossen, der Bissen verschwunden.

„Wozu das, Mutter?“ fragte Vroni ahnungsvoll.

„Für die armen Seelen, für den Vater, wenn er unter ihnen ist.“

„Der Vater ist ja mit den heiligen Sakramenten in den Tod gegangen.“

„Wer ist sicher, daß er an den heligen Wassern nicht doch noch etwas gedacht oder gethan hat, was er büßen muß. Ein Tag hat tausendmal tausend Augenblicke und in jedem können wir zur armen Seele werden. Gäbe es sonst so viele Abgeschiedene, die in die Gletscher eingefroren sind, daß man nicht über das Eis gehen kann, ohne daß man ihnen auf die Häupter tritt? Die Krone ist voll Wehklagen der Frierenden, in den Gletscherspalten hört man sie weinen und diejenigen, die hoch auf den Bergen armen Seelen begegnet sind, werden nimmer froh, sie verlieren das Lachen und die roten Wangen. Ihr habt Abrahämi nicht mehr gekannt. Er war ein Gemsjäger. Einmal, als er hinter einem Felsblock auf eine Gemse lauerte, sah er plötzlich zwei arme Seelen. Die eine kämmte ihr welliges Haar, die andere sang, denn beide waren bald erlöst und freuten sich der warmen Sonne. Es waren vornehme Mailänderinnen, die in ihrem Leben vor vieler Weltfreude vergessen hatten, Armen Gutes zu thun. Sie erzählten Abrahämi ihr verfehltes Leben so beweglich und ihre Schönheit war so groß, daß er vor Mitleid und Liebe fast verging. Sie baten ihn, er möge im Thale nicht erzählen, daß sie so schwer büßen, denn es könnte sonst die Nachricht davon bis nach Mailand zu ihren Verwandten gelangen, und das wäre ihnen nicht lieb. Als aber Abrahämi, der Gemsjäger, ins Thal kam, konnte er es nicht verschweigen,

was für ſchöne Frauen er auf dem Gletſcher geſehen habe. Da wurden ſeine Füße und ſeine Zunge lahm und viele Jahre ſaß er ſo auf dem Dengelſtein vor ſeinem Hauſe und ſchaute in Sehnſucht nach den Firnen der Krone, ob er die ſchönen Frauen nicht erſpähen möchte. Eines Tages flogen zwei ſchneeweiße Tauben über das Thal. Das waren die erlöſten Seelen. Abrahämi mochte wieder aufſtehen und reden, doch lachen hat er nie mehr mögen, ſondern immer geſagt: ‚Kränkt keine arme Seele.‘“

So erzählte Fränzi und in Broni erklangen die Glocken des Glaubens, daß ihr ganzes Weſen erfüllt würde mit den Ahnungen der Sage. Und war Joſi trotzig und finſter, ſo blühte in ihrem friſchen, von blondem Haar umſpielten Geſicht ſtillinniges Leben auf.

Wenn in der Nacht der Wind durch die Felſen weinte, die weißen Nebel am mondbeſchienenen Berghang ſchwebten, dann glaubte auch ſie die Züge jener Toten zu ſehen, die von den Gletſchern ins Thal ſteigen und es durchwandeln.

„Mutter, aber haben ſie ſchon am Brot oder an der Milch gerührt?“

„Nein, Broni, die armen Seelen eſſen nicht und trinken nicht; wenn ſie nur den guten Willen ſehen, ſo ſind ſie ſchon ſatt und freuen ſich, daß ſie nicht vergeſſen ſind, denn nichts auf der Welt thut ihnen ſo weh, wie wenn niemand ihrer gedenkt.“

Einmal, als Broni ſchon ſchlief, kam über den hohen flimmernden Schnee wahrhaftig eine arme Seele durch die Nacht geſchwebt und gewandelt, eine leichte, ſchlanke Kindergeſtalt, doch ſtieg ſie nicht den Alpweg herab, ſondern huſchte herüber von der ſchlafenden Kirche, die

ihren Turm gespenstisch in die nächtliche Winterlandschaft reckte.

Fränzi erschrak. Wenn man eine arme Seele sieht, soll man nicht neugierig sein, es kann sie kränken. Sie zog sich vor der Wandelnden tief in ihr Stübchen zurück und betete den Segen.

Da horch! Vor dem Fensterspalt bittet und bettelt ein süßes, feines Stimmchen: „Fränzi, liebe Fränzi. Darf ich zu Euch hereinkommen?“

Einen Augenblick staunt Fränzi, dann sagt sie überrascht: „Weiß Gott, das ist Binia!“ Sie öffnet die Thüre und zieht das schlotternde Kind, das zum Schutz vor der grimmigen Kälte den Kirchenmantel der seligen Beth um die Glieder geschlagen hat, in das Stübchen.

„Ums Himmels willen, Bini, was willst du bei dem harten Frost und bald um Mitternacht. Hat es im Bären ein Unglück gegeben?“

Da lächelt Binia leise und schalkhaft, setzt sich dicht zu Fränzi auf die Bank, nimmt mit einer scheuen Liebkosung ihre Hand, schlägt den Blick nieder und sagt: „Nein, im Bären schläft alles, nur ich habe noch gewacht und an mein seliges Mütterchen gedacht. Wie ich den Schlaf nicht habe finden können, bin ich still aufgestanden, die Treppe hinuntergetappt, durch das Fenster des Untergadens[1]) hinausgeklettert und bin zu Euch gekommen.“

„O Gott und alle Heiligen! Nicht einmal recht angezogen bist du, könntest dir ja den Tod holen in dieser Nacht. Warum kommst auch nicht am schönen Tag?“

---

[1]) Untergaden, schweizerdeutsch, Vorratskammer im Erdgeschoß.

was für schöne Frauen er auf dem Gletscher gesehen habe. Da wurden seine Füße und seine Zunge lahm und viele Jahre saß er so auf dem Dengelstein vor seinem Hause und schaute in Sehnsucht nach den Firnen der Krone, ob er die schönen Frauen nicht erspähen möchte. Eines Tages flogen zwei schneeweiße Tauben über das Thal. Das waren die erlösten Seelen. Abrahämi mochte wieder aufstehen und reden, doch lachen hat er nie mehr mögen, sondern immer gesagt: ‚Kränkt keine arme Seele.‘“

So erzählte Fränzi und in Broni erklangen die Glocken des Glaubens, daß ihr ganzes Wesen erfüllt würde mit den Ahnungen der Sage. Und war Josi trotzig und finster, so blühte in ihrem frischen, von blondem Haar umspielten Gesicht stillinniges Leben auf.

Wenn in der Nacht der Wind durch die Felsen weinte, die weißen Nebel am mondbeschienenen Berghang schwebten, dann glaubte auch sie die Züge jener Toten zu sehen, die von den Gletschern ins Thal steigen und es durchwandeln.

„Mutter, aber haben sie schon am Brot oder an der Milch gerührt?“

„Nein, Broni, die armen Seelen essen nicht und trinken nicht; wenn sie nur den guten Willen sehen, so sind sie schon satt und freuen sich, daß sie nicht vergessen sind, denn nichts auf der Welt thut ihnen so weh, wie wenn niemand ihrer gedenkt.“

Einmal, als Broni schon schlief, kam über den hohen flimmernden Schnee wahrhaftig eine arme Seele durch die Nacht geschwebt und gewandelt, eine leichte, schlanke Kindergestalt, doch stieg sie nicht den Alpweg herab, sondern huschte herüber von der schlafenden Kirche, die

ihren Turm gespenstisch in die nächtliche Winterlandschaft reckte.

Fränzi erschrak. Wenn man eine arme Seele sieht, soll man nicht neugierig sein, es kann sie kränken. Sie zog sich vor der Wandelnden tief in ihr Stübchen zurück und betete den Segen.

Da horch! Vor dem Fensterspalt bittet und bettelt ein süßes, feines Stimmchen: „Fränzi, liebe Fränzi. Darf ich zu Euch hereinkommen?"

Einen Augenblick staunt Fränzi, dann sagt sie überrascht: „Weiß Gott, das ist Binia!" Sie öffnet die Thüre und zieht das schlotternde Kind, das zum Schutz vor der grimmigen Kälte den Kirchenmantel der seligen Beth um die Glieder geschlagen hat, in das Stübchen.

„Ums Himmels willen, Bini, was willst du bei dem harten Frost und bald um Mitternacht. Hat es im Bären ein Unglück gegeben?"

Da lächelt Binia leise und schalkhaft, setzt sich dicht zu Fränzi auf die Bank, nimmt mit einer scheuen Liebkosung ihre Hand, schlägt den Blick nieder und sagt: „Nein, im Bären schläft alles, nur ich habe noch gewacht und an mein seliges Mütterchen gedacht. Wie ich den Schlaf nicht habe finden können, bin ich still aufgestanden, die Treppe hinuntergetappt, durch das Fenster des Untergadens[1]) hinausgeklettert und bin zu Euch gekommen."

„O Gott und alle Heiligen! Nicht einmal recht angezogen bist du, könntest dir ja den Tod holen in dieser Nacht. Warum kommst auch nicht am schönen Tag?"

---

[1]) Untergaden, schweizerdeutsch, Vorratskammer im Erdgeschoß.

Da verzieht sich das Gesichtchen des Kindes schmerzlich, zögernd sagt es: „Ich meine, der Vater hätte es nicht gern, wenn er's wüßte. Und ich weiß nicht, habt Ihr's gern, wenn ich zu Euch komme und Vroni und Josi? Ich habe Euch vieles zu fragen, Fränzi."

„Närrchen, du liebes, warum sollten wir uns nicht freuen, wenn du kommst?" Fränzi fuhr dem schüchternen Kinde liebkosend durchs dunkle fliegende Seidenhaar. „Aber wenn's dein Vater nicht gern hat, so ist's doch gescheiter, du gehst gleich wieder heim."

Da glitt das Kind hinab von seinem Sitz zu den Füßen Fränzis, umschlang ihre Kniee und flehte weinerlich: „Nein, Fränzi, nein, sterben müßt' ich und den Kopf würde es mir zersprengen, wenn ich jetzt nicht mit Euch reden könnte."

„Nun, so laß es heraus, was so in dem armen Köpfchen brennt, daß es gar nicht mehr schlafen kann," sagte Fränzi mild und zog Binia zu sich empor.

Es war aber, als blieben die Worte der Kleinen im Halse stecken.

„Ist's denn etwas so Schreckliches, Bini?"

„O Fränzi, wie Ihr an der Wassertröstung so ernst mit meinem Vater auf seiner Stube geredet habt, da saß ich auf dem Ofen, ich habe alles gesehen und gehört."

Wunderfein erbebte das Stimmchen.

Nun war's an Fränzi, zu erbleichen. Sie sah das Kind nicht mehr, sie sah nur das furchtbare Erlebnis jener Stunde — entgeistert blickte sie vor sich hin. Sie bat: „Kind, armes Unglücksvögelchen, rede, — rede! Gott und die Heiligen mögen mir helfen, daß ich dir recht Antwort stehe. Vielleicht ist's gut, daß du gekommen bist."

Da rann das Geständnis des gepreßten und geklemmten Kinderherzens, erst scheu und zögernd, gleichsam nur in Tropfen hervor, strömte dann heiß und leidenschaftlich und unter vielen Thränen. Nur von Josi sagte Binia nichts, sonst alles.

„Du süßer, lieber Vogel, so böse Dinge klopfen in deinem Herzchen."

Fränzi hatte genug zu thun, um ein klein wenig Ordnung in die verwirrte Kinderseele zu bringen. Sie löste Binia alle Fragen auf, nur eine konnte sie ihr nicht lösen: Wie es möglich ist, daß ein Kind Vater und Mutter gleich heiß liebt, daß der Vater die Mutter aber nicht gut leiden mag.

„Ihr seid sicher, daß dem Vater die Hand nicht aus dem Grabe wachsen wird, wie der wüste Kaplan gesagt hat?"

Feierlich nahm Fränzi die Hand des Kindes und ihre Augen begegneten dem dunklen Sternenpaar Binias: „Ja. Nicht die böse Unterschrift hat meinen seligen Seppi an die Weißen Bretter geführt, als ein Freiwilliger ist er gegangen. Es hat sich alles gewandt und dein Vater ist unschuldig an seinem Tod."

Binia dankte mit einem innigen Aufleuchten des Blicks: „Es ist kein Unsegen auf mir?"

„Deine selige Mutter wacht vom Himmel über dir und jede Nacht bin auch ich in Gedanken bei dir."

Da küßte Binia die arbeitsharten Hände der mütterlichen Trösterin mit brennendem Mund.

Noch hatte das neugierige Kind viele Fragen, die Antwort forderten.

„Ihr denkt, der Vater habe mich doch lieb? — O, Fränzi, wenn Ihr wüßtet, wie ich ihn liebe."

„Natürlich, du kleine Ungläubige — jeder Vater hat in ſeinem Herzen ein Plätzchen für ſein Kind, und wenn es zu tiefinnerſt verſteckt wäre! Sei liebevoll und demütig gegen den Vater; auf Kindern, die gegen ihre Eltern ehrfürchtig ſind, ſteht die Verheißung, daß es ihnen wohl ergehe.“

„Ich demütig — das iſt ſchwer. — Wohl, wohl, ich will demütig ſein!“ flüſterte Binia mit feinem Stimmchen und geſenkten Lidern, „aber —“

„Was für Rätſel haſt du denn noch, du grübleriſches Kind?“

„Ich habe jetzt zwei Mütter, eine tote, die mir lieb über alles iſt — und eine lebendige. Wie ſoll ich's da halten? Kränke ich die tote nicht, wenn ich gut zu der lebendigen bin?“

„Richte in deinem Herzen einen Altar auf für die tote, ſchmücke ihn mit Blumen der Liebe; der lebendigen aber diene als gutes Kind, denn, Binia — Frau Creſenz iſt eine wackere Frau.“

Binia ſchwieg mit geſenktem Kopf.

Da drang von der Kirche herüber der Einuhrſchlag, er mahnte Fränzi an die ſchwere Stunde, wo Seppi für immer Abſchied genommen hatte.

„Und nun ſollte ich auch dich herzlich um etwas bitten, Vögelchen. In grenzenloſem Leid hat dich der ſelige Seppi beſchimpft. Vergieb ihm, Binia!“

Statt jeder Antwort preßte das Kind das Köpfchen an die Bruſt der Frau, nicht anders, als wäre ſie die Mutter.

„O, Fränzi, ich höre Euer Herz — das iſt ſo ein liebes, warmes Herz.“

„Ja, aber jetzt geh' — jetzt geh', du Nachtwandlerin, ich kann dein Bleiben nicht mehr verantworten." Als Fränzi schon die Thüre aufschließen wollte, bettelte Binia: „Zeigt mir doch noch Broni, wie sie schläft — o, wie manchmal hat's mich an der ganzen Seele und am ganzen Leib zu ihr gezogen."

Fränzi lächelte, sie führte die Bettlerin zu Bronis Lager, und Binia preßte einen Kuß auf die roten Wangen der Freundin, die tief atmend auf den gelösten Strähnen ihres Goldhaares ruhte.

Die Schlafende regte sich, leise traten die beiden nächtlichen Besucherinnen aus dem Kämmerchen zurück.

„Willst Josi auch noch sehen?"

„Ja, gern," hauchte Binia und eine Blutwelle ergoß sich über ihr feines Gesichtchen. Sie stiegen die schmale Treppe empor. Im Licht, das Fränzi durch die Finger auf den Schläfer fallen ließ, sah Binia die Furche der Willenskraft, die sich von der Stirne zur Nase Josis zog und das junge Gesicht schon halb männlich erscheinen ließ. „Aber schön," dachte Binia bei sich selber, „ist Josi doch, so schlank, so braun."

Da fiel ihr plötzlich schwer aufs Gewissen, wie sie den arglosen Schläfer wider ihren Willen, doch ohne die Fähigkeit, den Widerruf vorzubringen, bei ihrem Vater verleumdet hatte; sie zitterte und sagte kleinlaut: „Fränzi, ich muß gehen! Ich dank' Euch tausendmal, liebe Fränzi."

Und über den mondbeschienenen Schnee lief Binia flink wie eine Gemse dem unter schweren Winterlasten seufzenden Dorfe zu.

„Ob ich's wohl noch erleben und sehen werde, wohin dich dein Weg führt, du Kind mit den vielfragenden

Augen und dem Rätſelherzchen?“ Mit dieſem Gedanken ſah Fränzi der ſchlanken Geſtalt nach, die in den ſchweren nächtlichen Schlagſchatten der Häuſer verſchwand.

Als Broni am nächſten Morgen ſich zu Tiſche ſetzte, erzählte ſie mit ſtrahlendem Geſicht, ſie habe ſo lebhaft von Binia geträumt, wie wenn ſie ſelber bei ihr am Bett geſtanden hätte. Mutter Fränzi lächelte, ſie weihte die Kinder ſo ſtark in das Geheimnis des nächtlichen Beſuches ein, als ſie für gut fand. Joſi aber ſagte: „Das iſt mir alles gleichgültig, wenn mir die Giftkröte nur nie mehr über den Weg läuft.“

Broni lachte und drohte mit dem Finger: „Joſi, Joſi, ich erzähle es der Mutter, was draußen im Teufelsgarten geſchehen iſt.“

Mit zornrotem Geſicht ſtand er auf: „Ich will nichts mehr wiſſen vom Kind eines ſchlechten Hundes, dem Vater ſelig bin ich's ſchuldig.“ Er ſchlug die Thüre ins Schloß und ging die Ziegen füttern. Fränzi war neugierig, was draußen im Teufelsgarten geſchehen ſei, als ihr aber Broni gebeichtet hatte, ſagte ſie kein Wort.

Die Geſchichte machte ihr einige Tage ſchwer.

Für Broni blieb der unerwartete nächtliche Beſuch Binias das große freudige Ereignis des Winters, ſie hoffte, die Freundin würde wieder kommen, und erwartete ſie mit wachenden Augen Abend für Abend.

Binia kam aber nie wieder, Broni und die Mutter bemerkten es jedoch wohl, wie ſie manchmal aus der Ferne ſehnſüchtig nach ihnen und ihrem Häuschen blickte, wie ſie dann aber die Angſt, ſie würde vom Vater bemerkt, fortjagte.

Um Joſi ſtand's nicht gut.

Wenn er Holz im Walde sammelte, so setzte er sich oft auf die fertige Bürde, stützte den Kopf in die beiden Hände und im winterlichen Walde, der unter der Schneelast knackte, zogen mit furchtbarer Lebendigkeit die Bilder noch einmal vorüber, wie sein Vater an den Weißen Brettern gelitten hatte und gestorben war. Der Gram um den Vater machte ihn je länger je mehr zu einem düsteren Groller. Der verbissene Arbeiter war zuweilen hart und grob gegen Broni, finster gegen die Mutter, und das kleine, innige Glück des Haushaltes erhielt durch ihn manchen Stoß.

„Sie sind alle, alle schuld, die von St. Peter, am meisten der Presi," grollte er.

Eines Tages ging er doch durchs Dorf und stand plötzlich vor dem verhaßten Mann. Da schrie der Presi ihn an. „Wie darfst du dich noch unter rechten Leuten zeigen, du Lausbub, du!" Jetzt war Josi im Innern mit dem Presi und mit denen von St. Peter fertig.

„Besser ungerecht leiden als ungerecht thun," erwiderte Fränzi mit einem tiefen Seufzer, als der Bursche sein Erlebnis unter Thränen des Zorns berichtete.

Allein er gab sich damit nicht zufrieden, er hatte einen furchtbaren Haß gegen den Presi gefaßt.

„Anzünden! den Bären anzünden," brüllte es in der Brust des Schwerbeleidigten, der Gedanke setzte sich darin fest, daß, wie gräßlich es sei, der Bären eines Tages verbrennen müsse.

Aber Binia! — Bah, Binia! — Warum sollte er den Bären nicht anzünden?

Oft warf er die Zündhölzchen, die er mitgenommen hatte, um im Wald ein Feuer anzumachen, mit zittern-

den Fingern von ſich. Aber die Furcht, daß er eines Tages das Entſetzliche doch thun würde, quälte ihn.

Hätte Joſi mit kühlem Blut geurteilt, ſo würde er ſich geſtanden haben, daß die Leute von St. Peter den Groll nicht verdienten, den er auf ſie warf. Sie erwieſen der verwaiſten Familie jene Achtung und jenes ſtille Wohlwollen, das würdig ertragenes Unglück überall findet, ſie vergaßen es nicht, daß Seppi Blatter im Gemeindedienſt gefallen war, und hätte es deſſen bedurft, ſo würde Fränzi immer die Hilfe gefunden haben, die notwendig geweſen wäre, den kleinen Haushalt aufrecht zu erhalten.

Zuweilen ſtreckte der Garde das hünenhafte Haupt mit einem freundlichen Gruß in die Thüre. Er war ſeit dem Tode Seppi Blatters Vormund der Kinder, redete aber Fränzi nichts in die täglichen Hantierungen, ſondern ging mit zufriedenem Knurren, einem beſonderen Gruß an ſein Patenkind Broni und mit dem Bewußtſein davon, daß da Vogtmühen[1]) überflüſſig ſeien.

Ein faſt täglicher Gaſt im Haus Fränzis war der ſtille, blöde Euſebi, der die Gewohnheit hatte, ſich auf einen Schemel zu ſetzen, nichts zu ſagen, mit ein paar Hölzern zu ſpielen und zu hören, was geplaudert wurde. Da ſaß der fünfzehnjährige Schwachkopf unbeweglich, aber bei jedem freundlichen Wort ging ein Aufleuchten über ſein Geſicht. Broni und Joſi mochten ihn wohl leiden, ja jene liebte ihn ſchweſterlich.

Eines Tages zog ſie ihre alte Schulſchiefertafel heraus und malte mit ihm Buchſtaben. Und ſiehe da, die kleine freundliche Schulmeiſterin brachte den armen Jungen, der

---

[1]) Vogt, ſchweizerdeutſch, Vormund. Vögtling, Mündel.

wegen Blödsinn die Schule nicht hatte besuchen können, zum Schreiben.

„Eusebi, komm nur fleißig zu uns, dann lehre ich dich alles, was ich selber kann, wir lautieren und stellen Redeübungen an, bis du nicht mehr stotterst.“

„Bist ein liebes V—vroneli,“ stackelte er.

Einmal, als Josi den beiden lange zugesehen und zugehört hatte, sagte er: „Mutter, die Vroni bringt den Eusebi zuwege. Ganze Sätze redet er mit ihr und stößt nirgends mehr an.“

„Geb's Gott!“ antwortete Fränzi.

Auch Binia erhielt einen Spielgefährten ins Haus.

Thöni Grieg war der achtzehnjährige Neffe der Frau Crescenz und des Kreuzwirts in Hospel. Er hatte bis dahin das Kollegium in der Stadt besucht, und wäre es nach der Ansicht seiner nächsten Verwandten gegangen, so hätte er Jurist werden müssen. Er hatte aber das Pech, daß er wegen loser Streiche von der Schule gewiesen wurde. Da beschloß man im Familienrat, ihn Frau Crescenz und dem Schwager Präsidenten zur weiteren Erziehung und Ausbildung zu übergeben. Der Aufenthalt im abgelegenen St. Peter sollte eine empfindliche Strafe für ihn sein, die Hand des Presi war hart genug, den Jungen im Zaum zu halten, und dabei hatte er im Bären doch Gelegenheit, den Hotel-, den Fremden- und Postdienst kennen zu lernen.

Der Presi machte zuerst ein schiefes Gesicht zu dem Erzieheramt, das ihm seine neue Verwandtschaft zudachte, aber um Frau Crescenz willen biß er in den sauern Apfel.

Und siehe da, als Thöni kam, erwiesen sich alle Befürchtungen und jedes Mißtrauen als ungerechtfertigt.

den Fingern von sich. Aber die Furcht, daß er eines Tages das Entsetzliche doch thun würde, quälte ihn.

Hätte Josi mit kühlem Blut geurteilt, so würde er sich gestanden haben, daß die Leute von St. Peter den Groll nicht verdienten, den er auf sie warf. Sie erwiesen der verwaisten Familie jene Achtung und jenes stille Wohlwollen, das würdig ertragenes Unglück überall findet, sie vergaßen es nicht, daß Seppi Blatter im Gemeindedienst gefallen war, und hätte es dessen bedurft, so würde Fränzi immer die Hilfe gefunden haben, die notwendig gewesen wäre, den kleinen Haushalt aufrecht zu erhalten.

Zuweilen streckte der Garde das hünenhafte Haupt mit einem freundlichen Gruß in die Thüre. Er war seit dem Tode Seppi Blatters Vormund der Kinder, redete aber Fränzi nichts in die täglichen Hantierungen, sondern ging mit zufriedenem Knurren, einem besonderen Gruß an sein Patenkind Broni und mit dem Bewußtsein davon, daß da Vogtmühen[1]) überflüssig seien.

Ein fast täglicher Gast im Haus Fränzis war der stille, blöde Eusebi, der die Gewohnheit hatte, sich auf einen Schemel zu setzen, nichts zu sagen, mit ein paar Hölzern zu spielen und zu hören, was geplaudert wurde. Da saß der fünfzehnjährige Schwachkopf unbeweglich, aber bei jedem freundlichen Wort ging ein Aufleuchten über sein Gesicht. Broni und Josi mochten ihn wohl leiden, ja jene liebte ihn schwesterlich.

Eines Tages zog sie ihre alte Schulschiefertafel heraus und malte mit ihm Buchstaben. Und siehe da, die kleine freundliche Schulmeisterin brachte den armen Jungen, der

---

[1]) Vogt, schweizerdeutsch, Vormund. Vögtling, Mündel.

wegen Blödsinn die Schule nicht hatte besuchen können, zum Schreiben.

„Eusebi, komm nur fleißig zu uns, dann lehre ich dich alles, was ich selber kann, wir lautieren und stellen Redeübungen an, bis du nicht mehr stotterst.“

„Bist ein liebes B—vroneli,“ stackelte er.

Einmal, als Josi den beiden lange zugesehen und zugehört hatte, sagte er: „Mutter, die Vroni bringt den Eusebi zuwege. Ganze Sätze redet er mit ihr und stößt nirgends mehr an.“

„Geb's Gott!“ antwortete Fränzi.

Auch Binia erhielt einen Spielgefährten ins Haus.

Thöni Grieg war der achtzehnjährige Neffe der Frau Crescenz und des Kreuzwirts in Hospel. Er hatte bis dahin das Kollegium in der Stadt besucht, und wäre es nach der Ansicht seiner nächsten Verwandten gegangen, so hätte er Jurist werden müssen. Er hatte aber das Pech, daß er wegen loser Streiche von der Schule gewiesen wurde. Da beschloß man im Familienrat, ihn Frau Crescenz und dem Schwager Präsidenten zur weiteren Erziehung und Ausbildung zu übergeben. Der Aufenthalt im abgelegenen St. Peter sollte eine empfindliche Strafe für ihn sein, die Hand des Presi war hart genug, den Jungen im Zaum zu halten, und dabei hatte er im Bären doch Gelegenheit, den Hotel-, den Fremden- und Postdienst kennen zu lernen.

Der Presi machte zuerst ein schiefes Gesicht zu dem Erzieheramt, das ihm seine neue Verwandtschaft zudachte, aber um Frau Crescenz willen biß er in den sauern Apfel.

Und siehe da, als Thöni kam, erwiesen sich alle Befürchtungen und jedes Mißtrauen als ungerechtfertigt.

Der „ſchöne Thöni", der „luſtige Thöni". Bald klangen die Worte durchs Dorf. Er war ein ſchlank gewachſener, ſauberer, anſtelliger Burſche, der immer gut gekleidet ging, ſtädtiſche Manieren zur Schau trug und lebhaft und drollig zu plaudern wußte.

„Was haſt du denn gemacht, Thöni, daß ſie dich aus dem Kollegium gejagt haben?"

„Gewiß nicht viel, Herr Präſident. Heimlich Bier getrunken, wenn ich Durſt hatte, mit ein paar anderen dem Zeichenlehrer eine Katzenmuſik gebracht und am gleichen Abend vor der Wohnung des Profeſſors des Franzöſiſchen, der ein ſchönes Töchterlein hat, ein bißchen geſungen."

Mit der offenherzigſten Miene der Welt machte Thöni ſein Bekenntnis.

„Donnerwetter, erſt achtzehnjährig und ſchon die Mädchen anſingen! Wohl, wohl, du kannſt es mit der Zeit auf einen grünen Zweig bringen."

Der Preſi lachte laut, doch wohlwollend, denn er war ſelbſt ein feuriger Burſche geweſen.

Als großer achtzehnjähriger Herr überſah Thöni zuerſt die dreizehnjährige Binia halb, dann entdeckte er, daß ſie ein allerliebſtes Geſichtchen habe, er ſpürte ihr raſches, heißblütiges Naturell heraus, und wenn ihn niemand beobachtete, reizte er das Kind zu ſeiner Unterhaltung auf das heftigſte.

„Du Wildkatze, weiſe mir deine blanken Zähne!" Binia wehrte ſich tapfer. „O, die ſind viel zu gut, als daß ich ſie einem fortgejagten Kollegianer zeigen würde."

„Du giftige Katze!" Und der Burſche langte mit der Hand aus, als ob er dem Mädchen eine Ohrfeige verſetzen wollte, aber das ließ er klugerweiſe bleiben.

Ueber ihrem Zank stieg von Hospel herauf der Frühling ins Thal, die Lawinen krachten und gingen durch die gewohnten Runsen. Das Spiel der Klappern an den heligen Wassern, das winters über geruht hatte, erwachte nach einem Frühlingsgang des Garden wieder und in St. Peter stritten die Leute immer noch und heftiger, ob man die Fremden ins Thal kommen lassen wolle oder nicht.

Der Pfarrer predigte dagegen, der Garde sprach dem Presi ins Gewissen, unbeirrt ging er seinen Weg; während man stritt, kam der Sommer, und es erschienen, vom Kreuzwirt in Hospel dahin gewiesen, die ersten Fremden im Bären von St. Peter.

Die armen Seelen gaben kein Zeichen und die der Krone stürzten nicht aufs Dorf.

VII.

„Das Dörfchen unter dem Donner der Lawinen.“ — „Das unberührte Idyll, aus dem noch keine Kellnerſerviette die Poeſie geſtäubt hat.“ — „Das Thal des altertümlichen Volkslebens und der originellen Sitten.“

Die Schlagwörter flogen nur ſo. Wie aus einem Taubenſchlag flatterten aus dem Bären mit jedem Morgen Gäſte und Gäſtinnen durch das Dorf auf die Maienſäſſen und die Alpweiden und mit Blumen beladen am Abend zurück. Jeder kam ſich wie ein kleiner Columbus vor, jede wie eine Columbuſſin, die Glücklichen vergaßen ganz, daß ſie der Kreuzwirt von Hoſpel nach St. Peter gewieſen hatte, und genoſſen unbeeinträchtigte Entdeckerfreuden. Wie hatte man die Krone, dieſen kühnen und gewaltigen Hochbau des Gebirges, ſo lang überſehen können? Und die ſchlanke, zierliche Nadel des Bockje, auf deſſen Spitze eine Tiergeſtalt zu ruhen ſchien, nach der Volksſage ein Steinbock, der auf der Flucht vor dem Jäger auf die Spitze geraten und, als er nicht weiter konnte, verſteinert war. Und dann das Dorf St. Peter mit den geheimnisvollen alten Zeichen und Runen an den Holzhäuſern, mit den Scheunen und Städeln, die

auf gemauerten Steinsäulen ruhten, so daß es beinahe wie ein aus alter Zeit übriggebliebener Pfahlbau aussah.

Nicht zuletzt liebten die Gäste den Bären, das Urbild eines alten schönen Bergwirtshauses, befreundeten sie sich mit der immer liebenswürdigen Bärenwirtin, bewunderten sie den Bärenwirt, die hünenhafte Prachterscheinung eines Bergbewohners, einen Mann, der, wie eng sein Gesichtskreis sein mochte, von fast bedrückender Gewalt des Wesens war. Wer eines Führers bedurfte, nahm den lustigen Thöni mit, der, gefällig und kurzweilig, sich an das Wesen eines jeden anschmiegte und als ein fröhlicher Junge von einer gewissen Bildung auch das Wohlwollen der Frauen genoß.

„Hier ist es schön, entzückend schön," schwärmten die Sommerfrischler und flüsterten sich zu: „Nur nicht ausbringen, was für ein Dorado wir gefunden haben, kennt erst die Welt St. Peter, dann seht nach, was im Bären die Forellen kosten."

Weniger zufrieden waren die Dörfler.

Zuerst staunte man billig über die Weltleute, dann sagte man: „Wozu die Fremden? Zwar sind die Firnen und Gletscher der Krone noch nicht gefallen. Aber was noch kommen wird, weiß man nicht. Und man hat, seit die Welt steht, im Glotterthal zu essen gehabt, ohne ungebetene Gäste."

Ueberall streckten die Sommerfrischler die Köpfe durch Fenster und Thüren, sie erkundigten sich nach Dingen, die niemand etwas angingen als die von St. Peter selbst. Die fremden aufgeputzten Weiber glaubten den Frauen des Dorfes gute Ratschläge über Wohnungslüftung und Kinderpflege geben zu sollen, sie zuckten zu manchen

Dingen, die sie sahen, die Schultern und liefen durch die Aecker und Maiensässen, als ob das Land im Glotterthal herrenlos wäre.

Ein rotwangiger Springinsfeld, der sich kleidete wie ein Bajazz bei den Buden, die man an den Märkten zu Hospel sieht, stellte sich mit seinem Eisbeil vor ein paar Frauen, die auf dem Acker arbeiteten, und fragte: „Na, sagen's 'mal, wo sind denn die schönen Sennen und Sennerinnen, die vom Morgen bis zum Abend auf den Bergen stehen, die Hüte schwenken, jauchzen und jodeln, und ihre Schweizerlieder singen?"

„Meint Ihr, wir seien solche Narren!" antworteten die Weiber, „werken müssen wir, daß die Rippen auseinanderbrechen möchten. Aber hublig[1]) sind wir nicht."

„Ja, die Fremden sind ein verrücktes Volk," meinte der Fenkenälpler, die dicke Bäliälplerin aber jammerte und zürnte: „Was mir geschehen ist! Kommt, wie ich an nichts denke und meiner Wege gehe, so eine Nichtsnutzin auf mich zu und sagt: ‚Frau, Ihr raucht einen bösen Knaster, Ihr verderbt die reine Alpenluft — legt doch lieber die Pfeife weg — es schickt sich an uns Frauen ja gar nicht, daß wir Pfeifen rauchen.' Da habe ich aber — reine Alpenluft hin und reine Alpenluft her — ihr zu leid so genebelt, als ob die Hasen backen[2]) würden."

„Tausendmal recht habt Ihr gehabt," erwiderte der Fenkenälpler. „In St. Peter sind wir noch Meister — und wir lassen die Fremden ja im Frieden herumkalbern!"

---

[1]) hublig, schweizerdeutsch, so viel wie ehrlos, sittlich geringwertig, bettelhaft.

[2]) „Die Hasen backen", sagt das Volk, wenn nach langem starkem Regen die Nebel aus den Wäldern steigen.

Schlimmer noch. Die Weiber von St. Peter wollten nicht mehr in den Leinenhosen, die sie sonst sommers über zur Arbeit trugen, durchs Dorf auf Alpe und Feld gehen. Die Fremden schauen sie so neugierig an und lachen über das Kleid, klagten sie.

„Wenn ich einmal einen lachen sehe, bekommt er Ohrfeigen," quiekte der Glottermüller.

Der Presi aber rieb sich im Herbst die Hände: „Ta-ta-ta, das Fremdenwesen geht gut. — Schwager Kreuzwirt, ich danke Euch."

Die Dörfler mochten schimpfen, er war hellauf, wie seit Jahren nicht mehr; er schlang den Arm um die Hüfte der stattlichen Frau Crescenz: „Gut ging's!" Sie streifte seinen Arm ab und lachte: „Ihr seid doch kein Jüngling mehr, Präsident."

Das Ehepaar redete sich mit „Ihr" an, die Frau nannte ihren Eheherrn auch nie „Presi", sondern „Präsident" und die Gäste waren noch höflicher. Sie riefen ihn „Herr Präsident". Das klang ihm freilich schöner in die Ohren als das dörfliche „Presi".

Manchmal ärgerte er sich, wenn Frau Crescenz wie heute so kühl war, manchmal aber schmeichelte er ihr erst recht.

„Etwas Klügeres als Euch zu heiraten, hätte ich nicht thun können. Ihr seid die Wirtin, wie sie im Buche steht, Ihr seid freundlich mit allen Gästen, doch mit keinem zu viel, Ihr führt ein gutes Hausregiment. Aber wißt, ein bißchen zärtlicher hätte ich Euch schon gern. Habt Ihr denn gar nichts vom Thöni, hinter dem muß man ja immer mit dem Donnerwetter her sein, daß er nicht beständig an den Schürzen der Mägde hängt."

„Nein, ich mag das Scharwenzeln und Thörichtthun

Dingen, die sie sahen, die Schultern und liefen durch die Aecker und Maiensässen, als ob das Land im Glotterthal herrenlos wäre.

Ein rotwangiger Springinsfeld, der sich kleidete wie ein Bajazz bei den Buden, die man an den Märkten zu Hospel sieht, stellte sich mit seinem Eisbeil vor ein paar Frauen, die auf dem Acker arbeiteten, und fragte: „Na, sagen's 'mal, wo sind denn die schönen Sennen und Sennerinnen, die vom Morgen bis zum Abend auf den Bergen stehen, die Hüte schwenken, jauchzen und jodeln, und ihre Schweizerlieder singen?"

„Meint Ihr, wir seien solche Narren!" antworteten die Weiber, „werken müssen wir, daß die Rippen auseinanderbrechen möchten. Aber hublig[1]) sind wir nicht."

„Ja, die Fremden sind ein verrücktes Volk," meinte der Fenkenälpler, die dicke Bäliälplerin aber jammerte und zürnte: „Was mir geschehen ist! Kommt, wie ich an nichts denke und meiner Wege gehe, so eine Nichtsnutzin auf mich zu und sagt: ‚Frau, Ihr raucht einen bösen Knaster, Ihr verderbt die reine Alpenluft — legt doch lieber die Pfeife weg — es schickt sich an uns Frauen ja gar nicht, daß wir Pfeifen rauchen.' Da habe ich aber — reine Alpenluft hin und reine Alpenluft her — ihr zu leid so genebelt, als ob die Hasen backen[2]) würden."

„Tausendmal recht habt Ihr gehabt," erwiderte der Fenkenälpler. „In St. Peter sind wir noch Meister — und wir lassen die Fremden ja im Frieden herumkalbern!"

---

[1]) hublig, schweizerdeutsch, so viel wie ehrlos, sittlich geringwertig, bettelhaft.

[2]) „Die Hasen backen", sagt das Volk, wenn nach langem starkem Regen die Nebel aus den Wäldern steigen.

Schlimmer noch. Die Weiber von St. Peter wollten nicht mehr in den Leinenhosen, die sie sonst sommers über zur Arbeit trugen, durchs Dorf auf Alpe und Feld gehen. Die Fremden schauen sie so neugierig an und lachen über das Kleid, klagten sie.

„Wenn ich einmal einen lachen sehe, bekommt er Ohrfeigen," quiekte der Glottermüller.

Der Presi aber rieb sich im Herbst die Hände: „Ta-ta-ta, das Fremdenwesen geht gut. — Schwager Kreuzwirt, ich danke Euch."

Die Dörfler mochten schimpfen, er war hellauf, wie seit Jahren nicht mehr; er schlang den Arm um die Hüfte der stattlichen Frau Crescenz: „Gut ging's!" Sie streifte seinen Arm ab und lachte: „Ihr seid doch kein Jüngling mehr, Präsident."

Das Ehepaar redete sich mit „Ihr" an, die Frau nannte ihren Eheherrn auch nie „Presi", sondern „Präsident" und die Gäste waren noch höflicher. Sie riefen ihn „Herr Präsident". Das klang ihm freilich schöner in die Ohren als das dörfliche „Presi".

Manchmal ärgerte er sich, wenn Frau Crescenz wie heute so kühl war, manchmal aber schmeichelte er ihr erst recht.

„Etwas Klügeres als Euch zu heiraten, hätte ich nicht thun können. Ihr seid die Wirtin, wie sie im Buche steht, Ihr seid freundlich mit allen Gästen, doch mit keinem zu viel, Ihr führt ein gutes Hausregiment. Aber wißt, ein bißchen zärtlicher hätte ich Euch schon gern. Habt Ihr denn gar nichts vom Thöni, hinter dem muß man ja immer mit dem Donnerwetter her sein, daß er nicht beständig an den Schürzen der Mägde hängt."

„Nein, ich mag das Scharwenzeln und Thörichtthun

nicht leiden. Das habe ich schon meinem seligen Ersten immer gesagt."

„Mir aber geht's merkwürdig!" erwiderte der Presi fast ernst. „Die Beth selig hat mich manchmal mit ihren braunen Augen so barmherzig angeschaut und still gebettelt, ich möchte ihr etwas Liebes sagen oder mit der Hand übers Haar fahren, oder sie nur ein bißchen schlimm ansehen. Ich aber habe es nicht übers Herz gebracht. Doch jetzt möchte ich gern — und jetzt wollt Ihr nicht."

Frau Crescenz, der kühlen Frau, wurde es bei solchen Gesprächen unbehaglich zu Mute, etwas hilflos sagte sie: „Ich schaue doch immer zum Frieden."

„Ihr seid recht, Ihr seid mehr als recht, Präsidentin. Wenn ich nur denke, wie Ihr Bini gezogen habt, den verlotterten Wildfang."

„Sagt, Präsident, das bleibt aber eine sonderbare Geschichte, wie das Kind sich plötzlich bekehrt hat. Wißt Ihr noch, es war in der Nacht kurz vor Neujahr, als ich immer behauptet habe, es habe gegeistert im Haus. Da kam am Morgen die Wildkatze geschlichen. ‚Ich will Euch jetzt Mutter nennen und ganz artig sein.' Und sie schmeichelte um mich wie ein Kätzchen. ‚Hast dein Trotzherz gebrochen?' fragte ich. Da wird sie rot und sagt: ‚Ja — die selige Mutter hat halt mit mir geredet und gewünscht, daß ich Euch folge.'"

„Ja, wenn die Beth selig dem Kind gute Gedanken giebt, so laßt sie nur durchs Haus wandeln," lachte der Presi.

„Ich glaube selber, Bini sei enthext."

Das Gesicht des Presi verfinsterte sich: „Präsidentin, redet nicht so dumm."

„He," sagte Frau Creſenz verlegen, „die alte Suſi lag mir, ehe ſie zu ihren Verwandten nach Tremis zog, immer im Ohr, Bini ſei vom Kaplan Johannes beſprochen — ich ſolle ſie von einem Kapuziner entzaubern laſſen. Und ich habe es ſelber geglaubt, weil ſie die erſte Zeit gar ſo bösartig geweſen iſt."

Der gute Humor des Preſi war verdorben.

„Aber Ihr mögt ihr ja ſelber nicht recht ein gutes Wort gönnen," warf Frau Creſenz beklommen ein.

„Das iſt etwas anderes," ſchnauzte der Preſi, „aber ich leide es nicht, daß man Bini zu einem Hexlein ſtempelt." Er ſtand auf und machte einen Gang durchs Haus von zu unterſt bis zu oberſt.

Seine Gedanken waren beim letzköpfigen Pfaffen, der Binia beſprochen haben ſollte. Er mochte den Halbnarren trotz dem thörichten Gerede nicht übel leiden.

Kaplan Johannes, der in St. Peter nur ſo zugelaufen war, wie in einem Hauſe ſich etwa ein herrenloſer Hund oder eine Katze einniſtet, war ſchlauer als die Dörfler alleſamt. Er hatte ſich die durch die Fremden veränderten Verhältniſſe raſch zu nutze gemacht. Er lief etwas weniger den Bauern- und Alpweibern nach, er tauſchte für ſeinen Kräuterthee, der gegen das Doggeli[1]) ſchützen, Kreuzſchmerzen vertreiben und das Lungenfieber heben ſolle, etwas ſeltener Brot, Käſe und Speck ein, dafür begann er am Wege beim Schmelzwerk einen kleinen Mineralienhandel und verkaufte den Gäſten die glitzernden Siebenſachen von Kryſtallen und Erzen, die man im Gebirge um St. Peter findet, zu anſehnlichen Preiſen.

---

[1]) Doggeli, ſchweizerdeutſch, Alpdrücken.

„Woher er sie nur hat?“ fragte sich der Presi. Und dann sagte er sich: „Gelegentlich muß man ihn doch fortschaffen. Am Abend gröhlt und plärrt der Narr im Schmelzwerk, daß nach Einbruch der Nacht kein Mensch mehr den ohnehin verrufenen Weg zu gehen wagt. Auch laufen von ihm immer erfundene oder wahre Geschichten, daß er an die Weiber ungebührliche Zumutungen stelle. Ein widriger, umheimlicher Geselle ist er schon, und die häufigen Anfälle von Fallsucht, die er hat, machen ihn nicht angenehmer. Es ist übrigens, als könne er sie selbst künstlich hervorrufen, sie pflegen ihn zu überfallen, wenn ihm jemand eine Gabe verweigert, und bloß um das schreckliche Bild nicht in der Stube zu haben, schenken ihm manche Leute, was er begehrt. Der Bäliälpler hat freilich ein besseres Mittel erfunden. Er hatte den letzköpfigen Pfaffen, als er schäumte und zappelte, mit kaltem Wasser überschüttet. Da war der Narr heulend davongelaufen und nie wieder gekommen.

„Ba! Warum den schriftenlosen Vagabunden forttreiben. Die Gemeinde hängt daran, daß jemand bei der Lieben Frau an der Brücke die üblichen Glockenzeichen giebt, dazu ist Johannes gut genug. Und der Pfarrer, der gegen den Fremdenverkehr gepredigt hat, muß auch seinen Pfahl im Fleische haben, das ist lustig!“

So dachte der Presi. Wie er vom Keller auf den Estrich gelangt war, kam ihm Binia nachgelaufen: „Vater, der Garde ist da.“ Nun ging ein Zug der Ueberraschung und ehrlicher Freude über seine eherne Stirne und um seinen willensstarken Mund. Er hatte sich schon lange heimlich gekränkt, daß der Garde, seit Sommerfrischler kamen, den Bären mied. Ohne den Garden aber, den

einzigen Mann im Dorfe, den er aus Herzensgrund achtete, konnte er faſt nicht leben.

Nun grüßte er ihn in der großen Stube raſch und herzlich.

„Ich mag mich halt im Sommer nicht unter die Fremden ſetzen," knurrte der breite, ſchwerfällige Freund, „und in das neumodiſche geringe Stübchen ebener Erde müßtet Ihr mich ſchon erſt ſpäter einmal tot hineintragen, lebendig gehe ich nicht über ſeine Schwelle."

„Wir wollen wieder einmal anſtoßen wie früher, nehmt die Welt, wie ſie iſt," lachte der Preſi. „Zum Wohl, Garde!"

„Preſi," und der Garde blinzelte beluſtigt, „Ihr verſteht es, gutes Wetter zu machen."

Nun waren die beiden Männer im Zug. Als das Geſpräch eine Weile gegangen, murrte der Garde:

„Ich geb's ja gern zu, daß unter den Fremden viele ehrbare und rechtſchaffene Leute ſind, es wäre traurig, wenn's anders wäre, aber es bleibt halt dabei, die Fremden verſtehen uns nicht, wir ſie nicht. Seit ſie kommen, iſt eine verborgene Unruhe im Dorf, niemand weiß, wo hinaus es will."

„Ta-ta-ta. Wo hinaus?" eiferte der Bärenwirt. „Daß ſich die Leute an ſie gewöhnen — in Grenſeln und Serbig haben ſie auch zuerſt die Hände hinter den Gäſten geballt, jetzt aber ſtehen ſie an allen Straßen, verkaufen ihnen Edelweiß, tuten auf dem Alphorn und juheien ſie an."

„Eben, eben," zürnte der Garde, „ſie ſind hublig geworden. Preſi — ich habe ruhiges Blut, aber das erſte Mädchen in St. Peter, das ſich an den Weg ſtellt und

die Fremden anfingt, nehme ich bei den Zöpfen, führe es zu ſeiner Mutter, und der ſage ich alle Schande. So lang ich lebe, darf unſere Gemeinde nicht hublig werden."

Er ſchlug mit ſeiner Fauſt auf den Tiſch.

„Aber, Garde, ich will ja das auch nicht," beſänftigte der Bärenwirt.

„Es kommt halt von ſelbſt, ob Ihr wollt oder nicht — aber das glaube ich auch," der alte eiſerne Sprecher lachte grimmig, „ehe das Dorf hublig wird" — eine Flamme ſchoß aus ſeinen Augen — „ehe das Dorf hublig wird, geſchehen böſe Dinge — giebt es Aufruhr und Unglück."

„Seid doch kein Rabenvogel! Die Leute finden ja mit der Zeit durch die Fremden einen ſchönen Verdienſt."

Der Garde ſchüttelte den Kopf, langſam und feierlich ſagte er: „Ihr kennt unſer Völklein. Das paktiert nicht, das ſchweigt, das ſeufzt und ſchimpft im ſtillen, das ballt die Fäuſte im Sack, das beſinnt ſich ſiebenmalſiebenmal, das betet, duldet und trägt, — aber wenn's ihm zuletzt aus der Seele in die Knochen fährt, — dann würde ich mich lieber vor hundert wütende Bullen ſtellen als vor die Gemeinde."

Dem Preſi war nicht wohl bei dieſer Rede, der Garde aber fuhr in ſeiner feierlichen Art fort:

„Denkt Euch, es gehe einmal einer von den unſeren, beſtochen durchs Geld, mit einem Fremden auf die Krone. Was geſchieht? In einer Nacht brennt ihm die Hütte nieder. Entweder es kommt nicht aus, wer der Brandſtifter iſt, dann trägt die Gemeinde die Schande. Oder er kommt aus und die Landjäger holen ihn. Dann, Preſi, würde ich um den Bären Sorge tragen."

„Garde, malt den Teufel nicht an die Wand, ich ertrage es nicht.“ Der Preſi war haſtig geworden und verwarf aufſtehend die Arme. „Keiner würde dem Bären etwas zu leide thun — keiner — als etwa der Lausbub der Fränzi.“

„Die gottloſe Rede nehmt zurück. — Joſi iſt ja ſo ein ehrbarer Burſche. Das habe ich aber ſchon lange gemerkt, daß Ihr Gift auf ihn habt. Jetzt frage ich als Vogt des Buben: Was habt Ihr wider ihn?“

Der Garde ſtellte ſich vor den Preſi, aber auch dieſem leuchtete es bös auf im Geſicht: „Der? — Wißt Ihr, was der über mich geſagt hat? — Die Hand müſſe mir aus dem Grab wachſen! So wagt er ſich an Leute von Amt und Ehre.“

„Wann? wo? zu wem hat er's geſagt?“

„Zu Binia hat er's geſagt.“

Der Garde wiegte den ſchweren Kopf. „Bini lügt nicht. Ich will dem Donnerhagel das Hirn ſäubern.“

Mit zündelrotem Kopf lief er davon. Binia, die durchs Haus ſtrich, hatte auf das laute Weſen der Männer in der Küche das Schiebefenſter gegen die Stube geöffnet, um neugierig zu hören, was denn los ſei.

Jetzt war ſie unglücklich, wie ein aus dem Neſt gefallener Vogel: „Mutter — Mutter — ſelige Mutter.“

Ihre Hände verkrampften ſich ineinander, ihre Augen wurden groß.

Was hatte ſie in einem Augenblick der Verwirrung Joſi Schreckliches angethan!

Wenn ſie der Vater einmal wieder mit der vollen Lichtfülle ſeiner Blicke anſah, dann peitſchte ſie der Gedanke, ſie müſſe vor ihm niederſinken und ſprechen: „Vater,

ſei doch nicht ſo thöricht, daß du einem Kind, was es im Fieber geredet, glaubſt. Es hat gelogen, gräßlich gelogen, in ſeiner Verwirrung. Nicht Joſi Blatter, nein, der Kaplan Johannes hat das Entſetzliche geſagt! Und ich glaube es nicht — gewiß Gott, glaube ich es nicht."

O, ſie erinnerte ſich wohl, was ſie damals in ihren großen Schmerzen ihrer Krankheit gefaſelt hatte. Die Erinnerung daran brannte ſie wie hölliſches Feuer, aber jedesmal war der Entſchluß zum Bekenntnis erſt im Werden, wenn der Blick des Vaters ſchon wieder eiſig und vernichtend wie ſonſt geworden war.

Er verzieh ihr jene Fieberbeichte nie.

Hätte ſie die Erinnerung an das, was ſie über Joſi geſagt hatte, nicht immer gebrannt, ſo wäre ſie beinahe ein glückliches Perſönchen geweſen.

Wie anders war's jetzt als damals, da ſie die Verzweiflung durch die Mitternacht und den hohen Schnee zu Fränzi gejagt hatte. Sie hatte das trotzige Köpfchen gebändigt, nur hin und wieder ging noch ihr wildes Blut mit ihr durch, erlag ſie noch den Anfällen ſchmerzlichen Grübelns. Ihrer ſeligen Mutter hatte ſie, wie Fränzi ihr geraten, einen Altar im Herzen errichtet, der neuen gehorchte ſie, ohne tiefgründige Liebe zwar, aber doch in herzlicher Achtung.

Oft hatte ſie das Heimweh nach Fränzi, ihr feuriges Herz glühte in ehrfürchtiger Liebe für ſie. Die hätte ſie gern zur Mutter gehabt. Aber wegen des Vaters wagte ſie nie mehr einen Beſuch bei ihr.

Klagen wollte ſie nicht.

Die immer gemütliche kühle Frau Creſenz, der Lächeln und Lachen Lebensberuf war, die kaum mehr

wußte, daß sie lächelte und lachte, war freundlich gegen sie. Sie sorgte namentlich, daß sie in Gebärde und Bewegung, in Redensart und Kleid so vor die Gäste trat, wie es sich nach ihrer Meinung für das Bärentöchterlein von St. Peter schickte.

Es kamen aber immer wieder Augenblicke, wo Frau Crescenz die Kraft versagte. Wenn Binia ihr dunkles Augenpaar groß und fragend in die Welt stellte, schalt sie: „Kind, schau doch anders, es wird einem angst und bang vor deinen sonderbaren Lichtern. Wohl, wohl, die sind dazu angethan, einmal das Mannsvolk verrückt zu machen."

Binia war es manchmal, als möge die Stiefmutter sie wegen ihrer Augen nicht leiden, aber noch unartiger war Frau Crescenz, wenn sie über kleine Herzensangelegenheiten mit ihr reden wollte.

„Dummes Kind, sprich nicht so geheimnisvoll — es ist gar nicht nötig, daß man alles in der Welt erkernt und ergrübelt, es ist sogar ungesund — recht thun, freundlich sein mit den Leuten, hie und da auch, wenn's einem nicht drum ist, damit kommt man durchs Leben."

Wenn die neue Mutter so redete, schnürte es Binia die Brust zusammen. „Freundlich sein, wenn's einem nicht drum ist. Das versteh' ich nicht." Traurig schüttelte sie das Köpfchen. Diese Kunst besaß aber die Stiefmutter, gerade darum konnte sie dieselbe nicht von Herzen lieben. Sie spürte, es war nichts Tiefes, Kernhaftes in dieser glatten, liebenswürdigen Frau.

Da gefiel ihr der Vater in seiner rauhen Wildheit doch viel mehr. In ihm lag, das spürte auch sie, eine übermächtige, ungezügelte, wahre Kraft. Er schleuderte

sei doch nicht so thöricht, daß du einem Kind, was es im Fieber geredet, glaubst. Es hat gelogen, gräßlich gelogen, in seiner Verwirrung. Nicht Josi Blatter, nein, der Kaplan Johannes hat das Entsetzliche gesagt! Und ich glaube es nicht — gewiß Gott, glaube ich es nicht."

O, sie erinnerte sich wohl, was sie damals in ihren großen Schmerzen ihrer Krankheit gefaselt hatte. Die Erinnerung daran brannte sie wie höllisches Feuer, aber jedesmal war der Entschluß zum Bekenntnis erst im Werden, wenn der Blick des Vaters schon wieder eisig und vernichtend wie sonst geworden war.

Er verzieh ihr jene Fieberbeichte nie.

Hätte sie die Erinnerung an das, was sie über Josi gesagt hatte, nicht immer gebrannt, so wäre sie beinahe ein glückliches Persönchen gewesen.

Wie anders war's jetzt als damals, da sie die Verzweiflung durch die Mitternacht und den hohen Schnee zu Fränzi gejagt hatte. Sie hatte das trotzige Köpfchen gebändigt, nur hin und wieder ging noch ihr wildes Blut mit ihr durch, erlag sie noch den Anfällen schmerzlichen Grübelns. Ihrer seligen Mutter hatte sie, wie Fränzi ihr geraten, einen Altar im Herzen errichtet, der neuen gehorchte sie, ohne tiefgründige Liebe zwar, aber doch in herzlicher Achtung.

Oft hatte sie das Heimweh nach Fränzi, ihr feuriges Herz glühte in ehrfürchtiger Liebe für sie. Die hätte sie gern zur Mutter gehabt. Aber wegen des Vaters wagte sie nie mehr einen Besuch bei ihr.

Klagen wollte sie nicht.

Die immer gemütliche kühle Frau Crescenz, der Lächeln und Lachen Lebensberuf war, die kaum mehr

wußte, daß sie lächelte und lachte, war freundlich gegen sie. Sie sorgte namentlich, daß sie in Gebärde und Bewegung, in Redensart und Kleid so vor die Gäste trat, wie es sich nach ihrer Meinung für das Bärentöchterlein von St. Peter schickte.

Es kamen aber immer wieder Augenblicke, wo Frau Crescenz die Kraft versagte. Wenn Binia ihr dunkles Augenpaar groß und fragend in die Welt stellte, schalt sie: „Kind, schau doch anders, es wird einem angst und bang vor deinen sonderbaren Lichtern. Wohl, wohl, die sind dazu angethan, einmal das Mannsvolk verrückt zu machen."

Binia war es manchmal, als möge die Stiefmutter sie wegen ihrer Augen nicht leiden, aber noch unartiger war Frau Crescenz, wenn sie über kleine Herzensangelegenheiten mit ihr reden wollte.

„Dummes Kind, sprich nicht so geheimnisvoll — es ist gar nicht nötig, daß man alles in der Welt erkernt und ergrübelt, es ist sogar ungesund — recht thun, freundlich sein mit den Leuten, hie und da auch, wenn's einem nicht drum ist, damit kommt man durchs Leben."

Wenn die neue Mutter so redete, schnürte es Binia die Brust zusammen. „Freundlich sein, wenn's einem nicht drum ist. Das versteh' ich nicht." Traurig schüttelte sie das Köpfchen. Diese Kunst besaß aber die Stiefmutter, gerade darum konnte sie dieselbe nicht von Herzen lieben. Sie spürte, es war nichts Tiefes, Kernhaftes in dieser glatten, liebenswürdigen Frau.

Da gefiel ihr der Vater in seiner rauhen Wildheit doch viel mehr. In ihm lag, das spürte auch sie, eine übermächtige, ungezügelte, wahre Kraft. Er schleuderte

die Beleidigungen ohne Besinnen hin, es war fast niemand im Dorf, den er mit einem raschen Wort nicht schon tödlich verletzt hatte, aber ein voller freundlicher Blick aus seinen dunklen Augen, ein gutes Wort — und alle, die ihn haßten, waren entwaffnet.

Und wie die Fremden von ihm sprachen! Sie hörte immer noch den ernsten alten Doktor, der so eifrig mit seinem Nachbar plauderte, daß er nicht merkte, wie sie mit einem Gericht herzutrat:

„Eine so gewaltige Gestalt wie der Herr Präsident, glaube ich, ist fast eine Ueberlast für ein Dorf wie St. Peter. Den hätte die Geschichte brauchen können, um einen großen Bauernführer aus ihm zu schnitzen."

Eines schnitt Binia wie ein Messer ins Herz, nämlich wenn der Vater mit den fremden Frauen und Kindern redete. Wie klang das lieb und gütig, wie war er aufmerksam gegen sie. Die Kleinen und die Backfische hingen an ihm und einmal hörte sie eine fremde schöne Tochter sagen: „Mama, der Herr Präsident ist doch der herrlichste Mann, den wir auf unseren Reisen kennen gelernt haben."

Da entglitt ihr der Früchteteller, mit dem sie zudienend um die Tafel schritt.

Sie sah, wie der Vater höhnisch die Schulter zuckte. — Am Abend betete sie: „O Mutter — Mutter — sage ihm doch einmal im Traum, wie heiß ihn mein Herzchen liebt."

Es lag Segen auf ihrem glühenden Wunsch. Nicht von heute auf morgen, aber von Sommer zu Sommer.

Binia wuchs und blühte auf, die Fremden hatten die helle Freude an der feinen klugen Vierzehn-, dann Fünfzehnjährigen.

Wie schön war das Leben! Sie hörte es gerne, wenn die Gäste über allerlei plauderten und urteilten. Wie weit und groß mußte die Welt über Hospel hinaus sein. Sie wunderte sich manchmal, wie artig die vornehmen und gescheiten Leute zu ihr waren, besonders junge Mädchen, die nach St. Peter kamen und ihr so lieb wurden, daß ihr das Wasser in die Augen schoß, wenn sie am Ende des Sommers wieder weggingen. Was aber schwatzten die klugen Männer Thörichtes zusammen. „Sie alpige Rose[1]), Sie sonderbares Herzensmädchen mit dem leichten, schwebenden Gang, haben Sie eigentlich Ihre Augen grad in der Hölle und Ihr Lächeln im Himmel geholt?“

Binia fühlte es aber wohl: Wie die Gäste so freundlich zu ihr wurden, wandte sich ihr auch die Liebe des Vaters in neuer Wärme zu und er wurde heimlich stolz auf sie.

Er kniff sie manchmal in die Wange: „Bini, fröhlicher Vogel, hast du mich lieb?“

„O Vater!“ — Stirn und Wangen glühten wie Pfirsiche, ein heiliger Strahl des Glücks kam aus ihren dunklen Sternen und ihre schlanken Arme umklammerten ihn, bis er mit herzgewinnendem Lächeln und glänzenden Augen sagte: „Geh, thue deine Arbeit! Bist ein Mädchen wie von den Tauben zusammengetragen.“

Jetzt hätte sie es ihm schon verraten können, daß er über Josi ganz falsch berichtet sei. Eine dunkle Gewalt hielt sie indessen zurück, die Furcht, daß sie, sobald

---

[1]) Alpige Rose, eine Art Heckenrose, die in den Bergthälern wächst.

ſie den Namen des guten Jungen ausſpreche, die Liebe des Vaters wieder verſcherze. Er war ſo furchtbar heftig. Und mit angſtvollem Herzen ſchwieg ſie, die Zeit der Verſtimmung war zu ſchmerzlich geweſen.

Sie verwunderte ſich, als der Garde einmal mitten in der Fremdenzeit in den Bären geſtoffelt kam, ernſt und zornig, wie ihr ſchien.

Eine Weile ſaß er mit dem Vater zuſammen, ſie hörte aber nur die Worte: „Wenn Euch das Gewiſſen ſchlägt, ſo macht den böſen Schimpf raſch gut — ich glaube — ich glaube — die Fränzi lebt nicht mehr lang.“

Elend wie noch nie eilte ſie fort. Sie beobachtete in den folgenden Tagen den Vater. Er war ſtill und trübſelig, und am anderen kam ſie gerade dazu, wie die Mutter zu ihm ſagte: „Ihr hättet die arme Frau wohl ruhig ihres Weges gehen laſſen können, die ganze Gemeinde iſt wild über Euch. Wozu ihr wüſte Namen nachrufen?“ Worauf der Vater nur dumpf erwiderte: „Sie hat mich halt auch einmal ſchwer beleidigt.“

Wie abſcheulich er iſt! Binia that das Herz weh, ſie weinte im ſtillen, ſie wußte, daß der Vater nur ſo böſe gegen Fränzi war, weil er ſich vor ihr ſchämte.

Ihr Frohſinn litt aber nicht nur unter dem herzlichen Erbarmen mit Fränzi, der lieben guten, unter den Selbſtvorwürfen wegen Joſi, ſondern auch aus Aerger über Thöni, der mit allen Mägden anbändelte und Späße trieb, ihre Verachtung aber mit allerlei Zänkereien erwiderte.

Er bekam als Fremdenführer bald einen Mitbewerber. Bälzi, der Wildheuer mit dem Ziegenbart, der zuerſt am

meisten über die Fremden geschimpft hatte, fand, daß das Spazieren mit den Sommergästen eine weniger anstrengende und gefährliche Arbeit sei als das Mähen des herrenlosen Grases auf schwindliger Felsenplanke. Wie häufig ereignete es sich, daß ein spielendes Windchen das kaum getrocknete Heu wie eine kleine Wolke aufhob und auf Nimmerwiedersehen über alle Berge trug. Er kaufte sich ein neues Wams, ein Seil und einen Gletscherpickel. Damit stolzierte er vor dem Bären auf und ab, bot sich den Fremden als Führer an, und wenn ihn einer fragte, ob er auch schon auf der Spitze der Krone gestanden habe, sagte er im Brustton des Biedermannes: „Aber Herr, die kenne ich ja so gut wie die Westentasche, in der ich die Zündhölzchen trage."

Es war aber ein ausdrücklicher Befehl des Presi, daß man die Fremden abhalte, auf die Krone zu steigen. Er war fast unnötig. Die Gäste sahen es dem Salonbergführer Thöni und dem schlotterigen Bälzi wohl an, daß man sich ihnen nicht für so gefahrvolle Bergbesteigungen anvertrauen durfte.

Doch tauchten in der Sommergesellschaft oft Fremde mit dem vermessenen Wunsche auf, die Krone zu erklettern.

Thöni war im Anfang mit dem ungebetenen Partner nicht zufrieden, aber schon im zweiten und namentlich im dritten Sommer zeigte es sich, daß beide Beschäftigung genug fanden, besonders da Thöni auch sonst, das eine Mal durch die Post, die während des Sommers einen lebhaften Verkehr und jetzt einen Telegraphen besaß, das andere Mal durch die Maultiertreiberei und die Lebensmittelzufuhr von Hospel nach St. Peter in Anspruch genommen war.

Der Presi billigte die neue Beschäftigung Bälzis stillschweigend, er sagte den anderen: „Seht ihr's, man braucht nur zuzugreifen wie der Kaplan Johannes und Bälzi, dann hat jeder durch den Fremdenverkehr seinen angenehmen Verdienst.“

Die halsstarrigen Bauern und Aelpler waren aber nicht zu überreden, nur murrend, schwer und langsam gewöhnten sie sich daran, solange die Sommergäste da waren, die Amtsgeschäfte, den Vieh- und Käsehandel mit dem Presi im unteren Stübchen zu besorgen.

Bälzi ging es einmal schlecht. Aus Rache, daß er sich in den Dienst der Fremden gestellt, bereiteten ihm die schwärmenden Nachtburschen ein kaltes Bad in der Glotter.

Aber auch manche Vorurteile gegen die Sommerfrischler verschwanden im Laufe der drei Jahre, die sie nun schon ins Thal kamen.

Einzelnen Dörflern begann der Zustand zu behagen, es war im Bergthal entschieden kurzweiliger geworden, und unter den Gästen, die erschienen, gab es Leute, die sich ehrlich bemühten, sich mit ihnen auf einen freundlichen Fuß zu setzen und die eigenartigen Verhältnisse des Thales zu begreifen. Für solche Gäste hatten, soweit sie ihr Mißtrauen gegen die Fremden ablegen konnten, auch manche von St. Peter einiges Verständnis. Sogar der Pfarrer eiferte minder gegen sie, als er sah, daß es unter ihnen kenntnisreiche Bienenfreunde gab, die der Zeidlerei im Hochthal eine warme Wißbegier entgegen brachten, und die Damen bei ihm die Leinensäcklein voll weißen Alpenhonigs, die unter den Fenstern des Pfarrhauses hingen, kauften und mit großem Ruhm über seine Güte wiederkamen.

Sommer um Sommer wuchs die Zahl der Gäste. In der That! Wie viel bot dem das Glotterthal, der nicht nur für die Felsendome und Firnen der Krone, sondern auch für das Volksleben ein offenes Auge und Herz besaß. Da lebte ein Völkchen, das zwar nicht die Hirtenunschuld zeigte, die manche Schwärmer in den abgelegenen Alpenthälern suchen, ein Völklein, bei dem es so stark menschelte wie überall in der Welt, das aber doch einige besondere Eigenschaften hatte. Diese Bauern und Aelpler behalfen sich in allen Dingen selbst. Unter ihnen gab es keine Handwerker. Maurer, Zimmermann, Schindler und Dachdecker, Schneider und Schuster war jeder sich selbst. Den Lein und die Wolle, in die man sich kleidete, zog, bleichte, spann und wob man selbst; das Brot schmeichelte man, wenn es nicht in einem Jahr ging, in zweien den steinichten Aeckerchen ab und ob sich die hellgoldenen Roggenähren kaum recht aus dem Boden reckten, sie gaben ein schmackhaftes dunkelbraunes Brot, und ein Schluck Hospeler darauf war Gottes Wohlthat. Brot und Wein schmeckten auch den Fremden.

Der Presi lachte, arbeitete und es ging ihm gut. Bevor aber die Fremden zum viertenmal kamen, verbreitete sich im Dorfe die Nachricht, daß Fränzi todkrank sei.

Noch einmal sah Binia die mütterliche Freundin, aber sie lag schon mit spindeldürren Händen zu Bett und war blaß wie der Tod. Lieb und gut freilich war sie zu ihr wie immer: „Binia, liebes Kind, ich sterbe mit dem heißen Wunsch, daß du glücklich werdest.“

Wie entsetzlich wütete aber der Vater, als er vernahm, daß Frau Crescenz, die immer eine gewisse Teil-

nahme für die Witwe des zu Tode gestürzten Wildheuers bewiesen hatte, sie heimlich mit ein paar Flaschen guten Weines zu Fränzi geschickt hatte: „Gottes Donnerwetter! Daß sie mit dem Lotterbuben wieder anbändeln kann!"

Mißtrauisch beobachtete er sie.

Als Fränzi bald darauf starb, verschwamm vor den Augen Binias die Welt, sie dachte: „Jetzt nehmen die Engel Gottes die Notenblätter zur Hand und singen zu ihrer Ankunft im Himmel."

Der Tod der armen Frau versetzte den Vater in gärende Aufregung. Man spürte es: Entsetzlich neu standen die Dinge, die sich vor vier Jahren zugetragen, vor ihm — der Abend mit Seppi Blatter — die Unterredung mit Fränzi — Seppis Sturz an den Weißen Brettern — das kranke Kind mit seinen tollen Worten.

Und in der Nacht nach Fränzis Tod hatte der Presi einen furchtbaren Traum.

Mit wunderbarer Deutlichkeit sah er den jungen Josi Blatter und Binia hoch an den Weißen Brettern. Er fragte seine Tochter: „Wie kommst auch du da hinauf?" Da stand plötzlich ein Dritter vor ihm und hob das Grabscheit Seppi Blatters über den beiden zu wuchtigem Schlag. Statt der richtigen Inschrift aber lautete der Spruch auf dem Täfelchen des Scheites: „Was für die heligen Wasser verbrochen worden ist, wird an den heligen Wassern gesühnt." Und unter dem Schlag des Scheites blutete Binia.

Das war der Traum! Er wollte rufen: „Thut Binia nichts! Ich habe Seppi Blatter nicht hinaufgeschickt." Da erwachte er schweißtriefend in dem Augenblick, als der Postbote, der alle Woche dreimal in der

Morgenfrühe mit den Postsachen nach Hospel ritt und sie am Abend von dort zurückbrachte, an die noch geschlossene Hausthür pochte.

Nur ein einfältiges, widerwärtiges Träumlein! Der Presi war nicht abergläubisch, als nun aber Binia in der zwingenden Anmut ihrer sechzehn Jahre, frisch, mit leuchtenden Kinderaugen unter dunklen Wimpern, einen warmen „Guten Tag, Vater!“ auf den Lippen, in die Stube schwebte, da riß er sie stürmisch in seine Arme, und als er unter der knospenden Mädchenfülle das rasche Pochen ihres heißen Herzens fühlte, durchrieselte ihn die Angst.

„Binia, lieber, lieber Vogel, versprich es mir, daß du nie, nie mit Josi Blatter zusammenhältst, in deinem ganzen Leben nie!“

Sie brach an seiner Brust in Thränen aus: „O Vater, ich hab' es dir schon lange bekennen wollen, Josi Blatter ist ein ehrbarer Bub. Er hat das, was Ihr meint, gar nicht gesagt. Gewiß Gott im Himmel nicht!“

Er stutzte — er starrte sie an — er riß sie mit der ganzen Gewalt seines Armes von seiner Brust hinweg, daß die leichte Gestalt an die Wand taumelte.

Und entsetzt kreischte er: „Schon so weit bist du, Seppi Blatter, daß mein Kind für deinen Buben lügt?!“

VIII.

Das Haus des Garben, das gleich am Eingang des Dorfes, etwas abseits vom Thalweg, gegen den Glettergrat hinausschaut, ist nächst dem Bären das stattlichste von St. Peter. Außer einer Grundmauer aber, auf der die unterste Reihe kleiner heller Fenster ruht, ist kein Stein an dem Bau. Ein ländliches, sonnenverbranntes Holzhaus, auf einem Brett über den Fenstern ein halb Dutzend goldener Immenstöcke, dann wieder Fenster im braunen, von der Sonne zerrissenen Gebälk und gleich darüber das steinbeschwerte, an den Enden durch Sparren fest aufs Gebälk geklammerte Schindeldach. So steht es da. Das glühende Rot der Nelkenbüsche wächst aus Töpfchen und Kistchen vor seinen Fenstern, verblaßte Malereien schmücken seine Holzfelder, zwei gekreuzte Schwerter, das Hauszeichen der Zuensteinen, Winkel, Triangeln, Kreuze und Bundhaken, die den Aelplern in einer Art Geheimschrift die Gerechtsame des Hauses an Weide und Wasser verurkunden, auch ineinandergeschobene Dreiecke, Schlüssel und Feuerschlangen, die der Bauherr vor hundert Jahren mit schlichter Kunst hingemalt hat, damit keine bösen Geister den Eintritt in die Heimstätte finden.

Die Sorge, die nicht nach Schutzbildern fragt, ist aber unvermutet ins Haus getreten. Vor ein paar Wochen hat bei Ausbesserungsarbeiten an den heligen Wassern ein fallendes faules Holzstück den Garden am Kopf leicht verletzt, und vor wenigen Tagen ist aus der Wunde, die schon geheilt schien, die Gesichtsrose entstanden. Mit einem unförmlich verschwollenen Kopf, ein Tuch um die Stirne geschlagen, mit rot unterlaufenen Augen, wälzt sich der arme Mann und stöhnt: „Grad jetzt bei der vielen Arbeit — und grad jetzt, wo Fränzi gestorben ist! Wohl, wohl, die werden im Gemeinderat schön mit den Kindern wirtschaften. Nicht einmal die letzte Ehre habe ich ihr geben können."

„Alter, fahre doch nicht so im Bett hin und her," jammert die Gardin, die hochgewachsene Frau mit dem verschwiegenen herben Gesicht, und frischt das Tuch mit Wasser an. „Es sind ja noch vier Gemeinderäte. Die können die Geschäfte auch einmal besorgen."

„Das macht alles der Presi — und der hat immer einen Zahn auf Fränzi und ihre Haushaltung gehabt." — — Einen Augenblick schlummert der Garde, dann fängt er wieder an: „Du, Frau, wie ist Fränzi eigentlich gestorben?"

„Wie Broni erzählt hat, die fast nicht hat reden können vor Schluchzen, leicht und schön."

„Die Frau — sie war ja erst ein bißchen über vierzig — ist leicht gestorben, sagst du — leicht von ihren Kindern weg?" stöhnt der Garde verwundert.

„Ich meine, wie einmal das Schlimmste überwunden gewesen ist. Am Morgen, bevor sie gestorben ist, hat sie zu den Kindern gesagt: ‚Mich hat der Vater beim

Namen gerufen, jetzt glaube ich auf meine Seligkeit, daß ich sterben muß.' Eine Predigt hat sie ihnen gehalten, da steht ihr die Sprache still, Josi holt den Pfarrer, sie nimmt die Sakramente, sie schaut ruhig vor sich hin und ist wie ein Licht erlöscht."

Einen Augenblick herrscht Ruhe. Da schlägt die Uhr im Arvengehäuse mit langsamen hellen Tönen Fünf.

„Schlafe jetzt, Alter," mahnt die Garden, „denke, wie's Fränzi gegangen ist, sie hat sich im vorigen Winter bei der Armseelenwacht erkältet, hat nicht dazu gesehen, da ist der große Husten gekommen, der sie gelegt hat."

Der Garde aber ächzt und stöhnt lauter. „Eben jetzt beginnt im Bären die Gemeinderatssitzung, die über das Los Josis und Bronis entscheidet. Du, Frau, Broni wollen wir zu uns nehmen. Sie hat's um Eusebi verdient. — Die ganze Schule hat sie mit ihm nachgeholt. Und sie ist mein Patenkind."

Die Gardin, die stolze Frau kämpft innerlich, sie will nicht Ja sagen, aber den schwerkranken Mann noch weniger mit einem Nein aufregen.

Zum Glück schlummert er, während er auf Antwort wartet, ein. — —

Nachdem Fränzi gestorben war, schickte der Presi den Schreiber als Stellvertreter des erkrankten Garden in die Wohnung der Waisen. Dieser verrichtete bei der toten Fränzi, die in den abgemagerten Händen einen Blumenstrauß hielt, ein Gebet, gab den Kindern ein paar kühle Trostworte und sagte ihnen, sie möchten am Tag nach dem Leichenbegängnis abends fünf Uhr im oberen Bärenstübchen erscheinen, damit der Gemeinderat mit ihnen über ihre Zukunft rede. Dann verständigte der Presi die

Gemeinderäte, daß sie zu der anberaumten Sitzung erscheinen. Es kam aber, wie er ausgerechnet hatte. Die Gardin schickte Bericht, ihr Mann liege tief im Bett, man dürfe mit ihm kaum von der Angelegenheit sprechen. Der Armenpfleger war mit einem Trupp Vieh ins Welschland hinübergegangen und kam erst in vier oder fünf Tagen zurück. Der Gutsverwalter, der eben das Wasser in seinen Weinbergen zu Hospel besorgte, erklärte sich im vornherein mit den Beschlüssen, die gefaßt würden, einverstanden, und der Kirchenvogt meldete, die Stunde sei für ihn so ungeschickt, daß er vielleicht erst etwas später kommen könne. Die anderen sollen nur anfangen mit den Bauern zu verhandeln, die Lust hätten, Josi und Vroni in ihren Dienst zu nehmen.

Im Stübchen saßen um fünf Uhr abends nur der Presi und der Schreiber, ein kleiner, alter, kahlköpfiger Mann mit großer Hornbrille, ausgemergeltem knochigem Gesicht und spindeldürren langen Fingern.

„He, Schreiber, ist das wieder eine Sitzung. Kein Gemeinderat ist da!"

„Fränzi hätte aber auch nicht zu einer ungeschickteren Zeit sterben können," erwiderte der Schreiber pfiffig, „jetzt, wo niemand weiß, wie der Arbeit wehren."

„Ja, meint Ihr, die Geschichte komme mir gelegen, so grad, wo die ersten Gäste eintreffen!"

„Ihr nehmt's eben ernst mit dem Amt, Presi!"

Der Geschmeichelte murrte: „Ja, und des Teufels Dank habe ich auch. Ich mach's, und wenn die Sache gethan ist, geht das Schimpfen los und ganz Sankt Peter brüllt, ich sei ein gewaltthätiger und eigenmächtiger Sarras."

Beide lachten, dann fragte der Schreiber: „Hätte man über die Kinder nicht eine Steigerung abhalten ſollen?“

„So, damit die Leute ſagen, der Preſi ſuche immer nur Gelegenheiten, daß im Bären fleißig getrunken werde. Ich weiß ſchon, was man über mich redet. Und dann? Wer käme zu dieſer ſtrengen Werkzeit an eine Gant? Die Kinder Fränzis ſind, denk' ich, auch nicht ſo begehrt. Im übrigen, Schreiber, könnt Ihr wieder gehen, ins Protokoll ſetzt einfach, ich hätte Broni aus Liebe und Barmherzigkeit zu mir ins Haus genommen und Joſi habe der Gemeinderat als Knecht zu dem früheren Wildheuer und jetzigen Bergführer Bälzi gegeben.“

„Zu Bälzi!“ Dem Schreiber fiel die Hornbrille von der Naſe.

Der Preſi lächelte überlegen.

„Ihr könnt eine Bemerkung in dem Sinn dazu ſetzen, Bälzi ſei der einzige, der ſich um Joſi beworben habe, und da er in der letzten Zeit ein ordentlicher Mann geworden ſei, ſo habe der Gemeinderat aus Mitleid für ſeine große Familie ein mildes Werk gethan und ihm den Buben auf Zuſehen hin, wenigſtens aber über den Sommer, als Knecht zum Wildheuen gegeben. So, jetzt könnt Ihr gehen, ich habe mit den Kindern beſonders zu reden, ſchickt mir zuerſt den Buben herein!“

Mit einem kaum merklichen Kopfſchütteln packte der Schreiber ſeine Sachen zuſammen.

Draußen im Flur ſaßen die Geſchwiſter in ihren abgeſtorbenen Sonntagsgewändchen. Vor ihnen ſtand Bälzi und redete, die Hände lebhaft verwerfend, auf Joſi ein, der mit zuſammengezogenen Brauen verächtlich

von ihm wegschaute und ihm kein Wort erwiderte. Broni hatte verweinte Augen.

Jetzt stand Josi vor dem Presi, der überrascht war, was für eine finstere Festigkeit im Gesicht des Achtzehnjährigen lag. Neugierig glitt sein prüfender Blick über den Burschen und dann ließ er ihn, ohne ihn anzureden, noch eine Weile stehen, indem er gegen das Fenster blickte.

„Der Bursche," dachte er, „ist in seiner Schlankheit und Kraft, mit dem braunen, gescheiten Gesicht, mit den Blitzaugen verdammt hübsch. Es giebt kein wirksameres Mittel, die Gedanken Binias, ohne daß sie eine Ahnung hat, von ihm abzubringen, als daß sie ihn recht niedrig und in schlechter Gesellschaft sieht — grad mit Bälzi. So viel guten Sinn hat das Kind."

„Herr Presi," unterbrach Josi, der wie auf feurigen Kohlen stand, die Ueberlegungen des Bärenwirtes, „Broni und ich haben gemeint, wenn wir nur in dem Häuschen bleiben könnten, wir wollten schon —"

„Thorheiten," schnitt ihm der Presi das Wort ab und maß ihn mit dem Ausdruck des höchsten Unwillens, „warte, bis ich dich etwas frage, und ein Bursch wie du, Josi, der über mich und andre die größten Gemeinheiten sagt, muß einen Meister haben."

Mit glühendem Haß betrachtete er den sauberen Jungen.

Josi standen die Flammen der Entrüstung im Gesicht: „Herr Presi, ich weiß schon, was Ihr meint, die Mutter selig und der Garde haben mich darüber zur Rede gestellt, aber es ist, weiß Gott, nicht wahr! Ich habe es nicht gesagt."

„Soll ich dir jemand gegenüberstellen, der's gehört hat?“ erwiderte der Presi mit kalter Verachtung. — „Binia hat's gehört, wie du es im Schmelzwerk draußen gesagt hast,“ fügte er nach einem Augenblick der Ueberlegung bei.

„Bini. — Bini! — — Laßt Bini auf die Stube kommen!“ Josi zitterte vor Zorn am ganzen Leib.

„Es nützt nichts mehr, es ist vom Gemeinderat schon entschieden, daß du zu Bälzi gehst.“

Der Presi rief im gleichen Augenblick Bälzi in die Stube und hielt nun beiden eine donnernde Rede, wie sie sich als Herr und Knecht miteinander zu vertragen haben. Mit einer Handbewegung entließ er sie. Broni kam an die Reihe und freundlich gewährte der Presi dem verschüchterten Kind die Bitte, daß sie erst dem Garden Lebewohl sagen gehe, ehe sie als Magd in den Bären trete. „Ich lasse ihm gute Besserung wünschen und werde ihn in den nächsten Tagen besuchen.“

Josi, der starke Josi, hatte, als er mit Bälzi die Treppe hinunterging, vor Zorn und Schrecken die Thränen in den Augen, ihm war, als habe man ihm mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen. Bälzi aber sagte gutmütig: „Greine doch nicht, wir wollen lieber einen Schoppen zusammen trinken und auf gute Freundschaft anstoßen, ich will dir gewiß kein strenger Meister sein.“ Josi trank nicht. Als er vom Wirtstisch aufschaute, stand Binia mit einem Ausdruck grenzenlosen Mitleides unter der Thüre, fast als wolle sie auf ihn zueilen, aber er sah vor eigenem Leid ihre tiefe Bewegung nicht. Dumpf und mit erstickter Stimme rief er: „Du Giftkröte, wie hast du so über mich lügen können!“

„Josi!“ Mit einem Schrei des Entsetzens rannte Binia davon.

Vor der Thüre nahmen die Geschwister herzbeklemmenden Abschied voneinander. „Rede mit dem Garden!“ mahnte und tröstete Broni, „er meint es gewiß gut mit dir.“ Josi schüttelte aber traurig den Kopf; seit ihn der Garde wegen der Verleumdung des Presi scharf angefahren, hatte er auch zu ihm das Zutrauen verloren. Geheimnisvoll sagte er: „Sieh, Broni, ich weiß schon, was ich thun werde.“

Bälzi drängte. Stolz wie ein Hahn führte er seinen Knecht, den ersten, den er hatte, durch das Dorf, Josi aber ließ den Kopf hängen, er schämte sich seines Meisters.

Broni berichtete dem ungeduldigen Garden.

„Kind, du gehst nicht als Küchenhelferin in den Bären,“ keuchte er, „tritt in die andere Stube, ich halt's nicht mehr aus im Bett.“

Sie hörte, wie er in einer Wut aus den Federn sprang.

Einige Augenblicke später stand er zum Ausgehen gerüstet vor ihr. Aber wie? Durch schmale Spalte nur schauten seine rotunterlaufenen Augen, das hochgeschwollene Gesicht glänzte, aus den Blasen auf den Wangen floß das Wasser in den Bart und die Lippen waren aufgerissen.

„Garde,“ sagte Broni bestürzt, „wollt Ihr nicht warten, bis die Gardin kommt?“

Jammernd eilte diese zu dem schwankenden Manne und mahnte, er wütete aber immer zu: „So geht's nicht in St. Peter, das leide ich nicht, bei meiner Seligkeit leide ich es nicht. Presi, ich glaube es selber, die Tatze muß dir aus dem Grab wachsen. — Du bleibst bei uns,

Broni, du gehst nicht in den Bären!“ Liebkosend fuhr er ihr durchs blonde Haar.

„O Pate,“ lächelte das Kind aus allem Elend und die blauen Träumeraugen ruhten voll innigen Vertrauens auf dem entstellten Gesicht, dann wandte sie sich fragend an die Gardin.

Allein die hatte für nichts Gedanken, als ihren Mann zurück ins Bett zu bringen, sie hielt ihm in ihrer Not den Spiegel vor das Gesicht. Er fuhr erschrocken zurück. „Teufel, so sehe ich aus — da kann ich allerdings nicht ins Dorf gehen. Nun, ein paar Tage mag es Josi schon bei Bälzi aushalten.“

Die Aufregung hatte dem Kranken geschadet, er verwirrte sich, er kommandierte im Bett unaufhörlich wie am Glottergrat, als Seppi Blatter an den Weißen Brettern stand: „Drei Fuß nachgeben!“ — „Links anhalten!“ — „Zu viel!“ — „Etwas rechts!“ — „So ist's recht!“ — Zwischenhinein schimpfte er auf den Presi, dann fragte er wieder: „Ist Broni wirklich da — bringe sie doch herein, wenn sie da ist.“ Mit Seufzen schickte sich die Gardin in den Zuwachs, den ihr Haus erfuhr.

Als am anderen Tag der Presi durch Thöni eine Nachfrage wegen Broni schickte, erwiderte der Garde: „Sagt dem Presi, der Teufel werde ihn holen, bevor Broni in seine Küche kommt.“

Thöni machte ein langes Gesicht und der Presi fügte sich.

In seiner schweren und langwierigen Krankheit ließ sich der Garde die nötigen Dienste am willigsten von Broni gefallen, die ihn mit ihrer sonnigen Heiterkeit am meisten beruhigte.

Sie hatte ihr ſchönes Heim.

Ein Zug der Bedächtigkeit ging durch alles, was im Haus des Garben geſprochen und gethan wurde; es war, als ſei auch in der Woche ein Abglanz vom Sonntag darin, und wenn die Sonne durch die Fenſter ſchien, ſich im blanken Kupfer- und Zinngeſchirr ſpiegelte, war es Broni feierlich zu Mut. Die Bäuerin, der Großknecht Meinrad, der Viehbub Bonzi und die Magd Reſi, alle arbeiteten fleißig, doch ohne Haſt; während der Garde krank lag, wurden Felder und Vieh grad ſo gut beſorgt, wie wenn er mithelfend hätte beim Werk ſein können.

Euſebi hatte zum Verdruß ſeiner Mutter eine ſtille närriſche Freude, daß nun Broni im Hauſe weilte, er ging dem Mädchen auf Schritt und Tritt nach, ſah ihm bei ſeinen Hantierungen zu und half ihm dabei.

Und was ſagte der Garde in einem der fieberfreien Augenblicke, die jetzt glücklicherweiſe wieder kamen, zu ſeiner Frau, die noch nicht recht wußte, wie ſich zu dem hereingeſchneiten Gaſt ſtellen?

„Ich finde, daß Broni dem Haus wohl anſteht, es iſt immer, als ſcheine die Sonne darein, wenn doch nur ihr helles Haar glänzt.“

An Broni aber zehrte der heimliche Kummer um Joſi. Sie wußte, was es hieß, bei Bälzi Knecht zu ſein. Harte Arbeit an den Flühen, Aufbruch im Morgengrauen, Heimkehr in der Abenddämmerung und — was ſchlimmer war — wenig Brot, viel Schelte, dazu das Beiſpiel eines ſchlechten Haushaltes, in dem häufig geſtritten wurde. Denn einen wetterwendiſcheren Menſchen als Bälzi gab es nicht. Er konnte in einem Augenblick die Freundlichkeit ſelbſt ſein, im nächſten aber ein Teufel an Bosheit.

Broni, du gehst nicht in den Bären!" Liebkosend fuhr er ihr durchs blonde Haar.

„O Pate," lächelte das Kind aus allem Elend und die blauen Träumeraugen ruhten voll innigen Vertrauens auf dem entstellten Gesicht, dann wandte sie sich fragend an die Gardin.

Allein die hatte für nichts Gedanken, als ihren Mann zurück ins Bett zu bringen, sie hielt ihm in ihrer Not den Spiegel vor das Gesicht. Er fuhr erschrocken zurück. „Teufel, so sehe ich aus — da kann ich allerdings nicht ins Dorf gehen. Nun, ein paar Tage mag es Josi schon bei Bälzi aushalten."

Die Aufregung hatte dem Kranken geschadet, er verwirrte sich, er kommandierte im Bett unaufhörlich wie am Glottergrat, als Seppi Blatter an den Weißen Brettern stand: „Drei Fuß nachgeben!" — „Links anhalten!" — „Zu viel!" — „Etwas rechts!" — „So ist's recht!" — Zwischenhinein schimpfte er auf den Presi, dann fragte er wieder: „Ist Broni wirklich da — bringe sie doch herein, wenn sie da ist." Mit Seufzen schickte sich die Gardin in den Zuwachs, den ihr Haus erfuhr.

Als am anderen Tag der Presi durch Thöni eine Nachfrage wegen Broni schickte, erwiderte der Garde: „Sagt dem Presi, der Teufel werde ihn holen, bevor Broni in seine Küche kommt."

Thöni machte ein langes Gesicht und der Presi fügte sich.

In seiner schweren und langwierigen Krankheit ließ sich der Garde die nötigen Dienste am willigsten von Broni gefallen, die ihn mit ihrer sonnigen Heiterkeit am meisten beruhigte.

Sie hatte ihr ſchönes Heim.

Ein Zug der Bedächtigkeit ging durch alles, was im Haus des Garden geſprochen und gethan wurde; es war, als ſei auch in der Woche ein Abglanz vom Sonntag darin, und wenn die Sonne durch die Fenſter ſchien, ſich im blanken Kupfer- und Zinngeſchirr ſpiegelte, war es Vroni feierlich zu Mut. Die Bäuerin, der Großknecht Meinrad, der Viehbub Bonzi und die Magd Reſi, alle arbeiteten fleißig, doch ohne Haſt; während der Garde krank lag, wurden Felder und Vieh grad ſo gut beſorgt, wie wenn er mithelfend hätte beim Werk ſein können.

Euſebi hatte zum Verdruß ſeiner Mutter eine ſtille närriſche Freude, daß nun Vroni im Hauſe weilte, er ging dem Mädchen auf Schritt und Tritt nach, ſah ihm bei ſeinen Hantierungen zu und half ihm dabei.

Und was ſagte der Garde in einem der fieberfreien Augenblicke, die jetzt glücklicherweiſe wieder kamen, zu ſeiner Frau, die noch nicht recht wußte, wie ſich zu dem hereingeſchneiten Gaſt ſtellen?

„Ich finde, daß Vroni dem Haus wohl anſteht, es iſt immer, als ſcheine die Sonne darein, wenn doch nur ihr helles Haar glänzt.“

An Vroni aber zehrte der heimliche Kummer um Joſi. Sie wußte, was es hieß, bei Bälzi Knecht zu ſein. Harte Arbeit an den Flühen, Aufbruch im Morgengrauen, Heimkehr in der Abenddämmerung und — was ſchlimmer war — wenig Brot, viel Schelte, dazu das Beiſpiel eines ſchlechten Haushaltes, in dem häufig geſtritten wurde. Denn einen wetterwendiſcheren Menſchen als Bälzi gab es nicht. Er konnte in einem Augenblick die Freundlichkeit ſelbſt ſein, im nächſten aber ein Teufel an Bosheit.

Dann flogen nicht nur die Worte, sondern was ihm in die Hände geriet. Und Josi, der starke, trotzige, ließ sich gewiß keine Prügel gefallen. Entweder gab's Händel, oder Josi verdarb in guter Freundschaft mit Bälzi.

Ungefähr wie Broni dachte Binia.

Der wilde, schmerzvolle Zuruf des unglücklichen Burschen hatte sie geschüttelt und gerüttelt.

Vor ihrem Bett kniete sie am Abend: „Mutter — Mutter — ich bin schuld, daß es Josi so schlecht geht — Mutter, sage mir, wie kann ich das große Unrecht wieder gut machen? — Mutter, muß ich dem Vater folgen und gar nicht mehr mit Josi reden?"

Wie sie aber auch das brennende Köpfchen quälte, kam doch kein kluger Gedanke darein.

Sie wußte nur eins. Seit Josi keine Mutter mehr hatte, stand er ihrem Herzen noch näher. Sie meinte immer, sie sollte ihm Fränzi ersetzen, und sie war voll Liebe und Barmherzigkeit für ihn.

Sie klammerte sich an den alten Glauben, daß es Kindern, deren Vater an den heligen Wassern gefallen ist, besonders gut gehe, und ließ ihre Augen leuchten: „Er wird schon einmal sehen, daß ich keine Giftkröte bin!"

IX.

„So geht's zu in St. Peter. Man will nicht mehr für die Hinterlassenen derer einstehen, die im Gemeindewerk gefallen sind. Wie wohl wäre es einem wohlhabenden Bauern angestanden, wenn er Josi zu sich genommen hätte, nicht als Knechtlein, sondern als Sohn, wie der Garde Broni als Tochter. Lest in den alten Protokollen, wie man für die Kinder derer, die an den heligen Wassern gestürzt sind, stets besonders gut gesorgt hat. Und sie wurden Leute, daß es eine Freude war. Jetzt aber kommt ein neuer Brauch. Auf einen bösen Handel legt man einen bösen Handel, man giebt den Buben rechtschaffener Eltern einem Lumpen. Was wird Josi bei Bälzi? Ein Halunke! Und was hat die Gemeinde davon? Die Schande!"

„Ich hätte ihn auch genommen, der Haushalt Blatter ist immer arbeitsam gewesen."

„Einen Gotteslohn hätte man dabei verdient. Wahrhaftig, man schämt sich, wenn man denkt, daß der selige Seppi und die selige Fränzi vom Himmel herunter auf die von St. Peter schauen."

So schwirrte das Gespräch.

Die Gemeinderäte, die ihre Pflicht versäumt hatten,

ließen die Köpfe hängen und kratzten sich hinter den Ohren, der Presi aber hielt sich an das Haus voll Fremder und vermied den Verkehr mit den Dörflern.

Er hatte auch seinen Verdruß.

Bälzi, sein Schützling, war mit dem Bergführerberuf auf eine wenig ehrenvolle Art zu Ende gekommen. Ein Gast vermißte sein Taschenmesser, er sah es einige Tage später im Besitze Bälzis, der ihn auf einer kleinen Gletscherwanderung begleitet hatte; der Gast behauptete, sich deutlich zu erinnern, daß er es bei einem Imbiß am Rand des Eises habe liegen lassen. Bälzi hätte es ihm einfach zurückgeben können, aber er wurde frech und verlangte einen Finderlohn. Da kam's zum Bruch, und der Presi hatte die Vorwürfe seiner Gäste, die nichts mehr von Bälzi wissen wollten.

Bald aber war es am Presi, zu lachen.

Bälzi meldete ihm durch seine Aelteste, Josi Blatter sei aus dem Dienst gelaufen, sie hätten zusammen ein Unwort gehabt.

„Nun wird der Bursche kommen und man wird ihm einen neuen Dienst suchen müssen."

Josi Blatter stellte sich aber weder dem Vormund noch den Behörden. Niemand wußte, wo er war, niemand wurde aus ihm klug.

Das Gerücht verbreitete sich, er treibe sich auf den Alpen umher. Aber wovon lebte er? Die Leute sagten: „Er zieht den Kühen und Ziegen heimlich die Milch aus dem Euter."

Der Presi höhnte: „Da seht Ihr den Tagedieb, von dem Ihr mit so viel Erbarmen geredet habt. Ich habe den gekannt."

Niemand wagte mehr den Buben zu verteidigen.

Allein die Stimmung im Dorf war auch dem Presi nicht günstig. Manchmal schien es wohl, man würde sich an die Fremden gewöhnen, aber die Gäste, die wieder ins Thal gekommen waren, thaten und redeten so manches, was denen von St. Peter bis auf die Knochen ging.

Da war ein dicker Gast, der wie ein Fäßchen daherkugelte und stets mit den Leuten reden wollte, den sie aber in seiner fremden Mundart nur das dritte Wort verstanden. Als er auf den Feldern um das Dorf die Hiften, die Holzgerüste sah, an denen die Bauern im Herbst ihren Roggen zum Ausreifen aufzuhängen pflegen, fragte er spöttisch: „Hat man denn in St. Peter so viel Diebe, Schelme und Mörder, daß man alle die Galgen braucht?"

Nun lief das Wort. Von Scherz und Humor wußten die Dörfler nicht viel, ihr Leben war Arbeit und Andacht. „Wir einen Galgen? — Mörder? — Seit Matthys Jul hat im Glotterthal kein Mensch einen anderen getötet. Und Diebe? — Wer schließt des Nachts die Thüre? kein Haus als der Bären hat ein Schloß mit Schlüssel. Seit Menschengedenken ist kein Diebstahl vorgekommen; die Briefe, die Päcklein und Wertsachen, die es zu besorgen giebt, legt man einfach an den Weg. Hat jemand schon daran gerührt als der Postbote, der sie aufnimmt und nach Hospel trägt? Aber die Fremden wollen uns andere Sitten bringen! Merkt ihr, was für ein neues Leben anfängt? Bälzi hat ein Messer gestohlen, und Josi Blatter ist Aufrührer geworden, es kann schon so kommen, daß wir einen Galgen brauchen."

„O, der Fremde hat gewiß nur gescherzt."

„Dann hat er das heilige Brot beleidigt! Wer darf über die Hiſten, die es reiſen, ſpaßen?“

Bald beleidigte irgend einer die heligen Waſſer.

„Man kann nicht ſchlafen, wenn der Wind thalherauf weht. Das tattert die ganze Nacht. Geben Sie doch der verfluchten Klapperſchlange etwas zu freſſen, daß das arme Vieh nicht weiter ſo hungerleidig ſchättert,“ ſagte ein anderer.

Die heligen Waſſer, an denen ſo viele wackere Männer zu Tod gefallen ſind, die einen Flecken und fünf Dörfer erhalten und ernähren, eine hungerleidige Schlange!

Die von St. Peter bekreuzten ſich. „Sünde über Sünde.“

„Und die heilige Religion beleidigen ſie!“

Denn durch die Mägde war es bekannt geworden, daß manche Gäſte im Bären auch am Freitag Fleiſch eſſen. Der Preſi und die Frau Preſi gaben es alſo zu.

„Merkt ihr, wenn wir ſolche Dinge dulden, ſo kommt Gottes Züchtigung über uns. Unſere Buben können nicht mehr recht thun — ſeht Joſi Blatter! Und er hat doch ſo rechtſchaffene Eltern gehabt. Hudlig müſſen wir durch die neue Zeit zuletzt alle werden.“

Vom Gemeinderat ging die Weiſung, jedermann, der Joſi Blatter antreffe, möge ihn auffordern, daß er ſich der Behörde ſtelle.

„Joſi Blatter, der Rebell,“ dann kurzweg „der Rebell“. So ſprach man in St. Peter. Sein Umhertreiben erregte Aufſehen und Aergernis. Man war es nicht gewöhnt, daß die jungen Leute ſich dem Gehorſam der Behörden, der Kirche und der Dorfſchaft entzogen. Dazu geſellte ſich die Furcht vor Diebſtahl. Aber weder

die Sennen, die von den Alpen kamen, noch die Dörfler wußten die Spur einer Entwendung zu melden. Es konnte den Rebellen auch niemand auffordern, zurückzukehren, denn man sah ihn immer nur von ferne, meist an den hohen Felsen über den Alpen, ja viele glaubten, es sei überhaupt ein müßiges Gerede, daß er sich noch in der Gegend aufhalte. Aber heute war es ein Dörfler, morgen einer der kühneren Fremden, die hoch an den Flühen, wo Grünland und Weißland sich scheiden, einen verdächtigen Jungen gesehen haben wollten.

„Wir gehen nicht aus, man weiß nicht, was einem der geheimnisvolle Vagant anthäte!" meinten die Furchtsameren, und unter den ängstlichen Gästen kam St. Peter zum großen Aerger des Presi in den Ruf der Unsicherheit.

Ein Diebstahl — eine Verurteilung — dann wäre Josi Blatter für sein Lebtag im Thal gerichtet und alles zu Ende. Gefängnis nahmen die zu St. Peter furchtbar ernst, es genügten die roten Epauletten eines Landjägers, der alle paar Jahre einmal ins Thal kam, um die Bewohnerschaft in Aufregung zu versetzen.

Gegen Ende des Sommers erwartete der Presi den Rebellen des Diebstahls überführen zu können. Die Sonne schien noch warm, die Glotter aber, deren Wasser stark zurückgegangen war, floß klarer als sonst. Nun glaubte er Anzeichen dafür zu haben, daß aus seiner Fischenz nächtlicherweile Forellen gestohlen würden. Thöni und ein paar Mann legten sich in den Hinterhalt. Um Mitternacht watschelte es in dem Glotterbach, eine Gestalt bückte sich und langte mit den Händen in die Forellenverstecke, man faßte den Dieb — Bälzi!

Ganz St. Peter lachte, daß der Presi seinen ehe-

maligen Schützling gefangen hatte, sogar mehr, als wenn der Rebell verhaftet worden wäre, denn die Mißgunst gegen den Presi war größer als der Aerger über den unbotmäßigen Jungen.

Am meisten litt Broni. Ihre letzte Hoffnung, daß Josi wieder auf gute Wege komme, war wie Aprilschnee geschmolzen, der Garde wollte nichts mehr von ihm hören, er war wütend auf sein Mündel. Nicht, weil Josi seinem Meister entlaufen war, das fand er fast selbstverständlich, aber weil er sich seinem Vormund nicht gestellt hatte. Von Zeit zu Zeit fragte er Broni im Ton des Verhörs, ob ihr Josi noch nie ein Zeichen seiner Anwesenheit gegeben.

Das war's ja eben, was sie am tiefsten kränkte — er hatte sie vergessen.

Sie horchte fleißig in die Nacht, ob sie ihn nicht ums Haus streichen höre, aber was sie erlauschte, war immer nur das Klagen des Windes in den Felsen.

Hatte er wohl das Thal verlassen und war ohne Abschied über Hospel hinaus in die weite Welt gegangen, wie jener Bursche im Kirchhoflied? Hinweg vom Grab des Vaters und der Mutter.

„Gebräunter Bursch ist fortgezogen,
Den Mund so frisch, den Blick so hell,
Dahin mit Wellen und mit Wogen
Gewandert ist der Frohgesell."

Oder war er einsam irgendwo auf den Bergen verunglückt? — Sie hoffte es fast, denn ein toter Bruder wäre ihr lieber gewesen als einer, der in Unehren lebt. O, was mochten die Mutter und der brave Vater in ihrer Abgeschiedenheit von Josi denken.

Oft fielen die Thränen um ihn auf das Armseelenmahl, das sie für die Toten rüstete. Und doch ging es ihr gut. Die stolze Gardin sprach zwar von oben herab zu ihr, behandelte sie, wenn es der Garde nicht sah, wie eine Magd und predigte ihr Bescheidenheit.

„Ich bin ja gewiß bescheiden," dachte sie dann, „wenn ich nur im Haus bleiben darf."

Wenn sie aber besonders niedrige Dienste verrichtete, wenn sie die Jauchetanse an den Rücken hängte oder den Mist der Schweine aus dem Stall zog, dann knurrte der breite Garde: „Du darfst das nicht thun, Broni; laß das den anderen!"

Eusebi freute sich darüber unbändig und begann den Vater nachzuahmen, indem er sie von den rauhesten Arbeiten zurückhielt, die Gardin aber schmollte: „Herrgott, ist Broni, weil sie blondes Haar und ein sauberes Gesichtchen hat, denn eine Prinzeß?"

„Die ist mehr als eine Prinzeß, Gardin; merkst du nicht, daß uns Gott das Mädchen eigens zum Trost ins Haus geschickt hat? Sieh dein Schmerzenskind, den Eusebi, an. Denke, wie er noch vor zwei Jahren war und wie er jetzt ist. Stottert er noch? Läßt er die Glieder noch so elend hängen? — Nein, es ist eine Freude, wie der Bursche alles nachholt, was er in sechzehn Jahren versäumt hat." So mahnte der Garde voll Vaterglück.

„Meinst du, es freue mich nicht auch?" fragte seine Frau, „meinst du, es freue das Mutterherz nicht am meisten — warum bin ich denn so viel gewallfahrtet für Eusebi!"

„Deine Wallfahrten in Ehren, dem Burschen aber haben nichts als Geschwister gefehlt; doch hätten ihn sechs

Brüder und sechs Schwestern nicht so geweckt wie die einzige stille Broni."

„Nun — nun — ich lasse ja sie gelten, wenn sie nur nicht einen so geringen Bruder hätte."

„Daran ist der Presi schuld!"

So tauschten Garde und Gardin ihre Meinungen.

Nicht so bald, wie er es zu Broni gesagt hatte, sondern erst gegen den Herbst hin kam der Presi zu dem langsam genesenden Freunde auf Besuch. Binia begleitete ihn. Aber zwischen den beiden Männern war nichts als Streit und Zank.

„Wenn der Bursche hinter die genagelte Thür in der Stadt kommt, wenn St. Peter diese Schande hat oder wenn er, wie's den Anschein hat, verhungert an den Bergen modert, so liegt's auf Eurem Gewissen, Presi. Ich hätte mit dem Peitschenstiel auf Euch losgehen mögen, als Ihr den Waisenbuben zu Bälzi gabt."

Da fuhr der Presi auf: „Gott's Donnerhagel! So ist mir noch niemand gekommen! Garde — Garde! — Wißt Ihr noch, was der Lumpenhund gesagt hat?"

„Ihr seid der Presi, seid doch erhaben über ödes Geschwätz. Und nun wollen wir Binia fragen, ob er's wirklich gesagt hat!"

Binia, die sich in der Küche bei Broni leise nach dem verschwundenen Josi erkundigte, kam auf den Ruf des Presi hochrot vor die entzweiten Männer, und auf ihre Frage funkelte der Mut der Verzweiflung in ihren Sammetaugen, ihre Nasenflügel und Lippen bebten.

„Vater! — Vater! — er hat's nicht gesagt — ich schwör's Euch noch einmal wie am Tag nach Fränzis

Tod — er hat's nicht gesagt — sondern der Kaplan Johannes."

Ihre Stimme klang wie ein zersprungenes Glöckchen, sie stand da wie eine kleine Märtyrerin.

„Wie am Tag nach Fränzis Tod," wiederholte der Garde und sah den Presi mit zusammengezogenen Brauen scharf an.

Da wurde der Presi bleich vor Scham und Zorn. „Hast du auch nicht gesagt, du wolltest Josi heiraten?" Er stammelte es mehr, als daß er es sprach.

„Wohl, in meiner Verwirrung habe ich so viel geschwatzt, was ich nicht hätte sagen sollen." Angstvoll und entschlossen zugleich sprach Binia, der Presi aber warf ihr einen Blick zu, als wolle er sie zu Boden schmettern.

„Hinaus mit dir und heute nicht mehr unter meine Augen!"

„Was für einen Mut hat das Kind," knurrte der Garde beruhigend, als sich Binia geflüchtet hatte, „Presi, tragt dem Mädchen Sorge."

„Dem Kaplan will ich zünden!" schnob der Presi.

Das kurze Gespräch hatte dem Garden ein Licht aufgesteckt. Darum also haßte der Presi Josi so grimmig, weil Binia ein Auge auf den hübschen Burschen geworfen hatte. Er wiegte, als der Presi gegangen war, den Kopf.

„Kinder — Kinder! — Aber sie wachsen wie die Tannen und die Tannen sprengen mit den Wurzeln den Fels. Grad so die Jugend mit ihrer Liebe, es muß nur eine echte sein!" Zwischen Binia und Josi lag allerdings nicht nur ein Fels, sondern ein Berg. Und aus Josi wurde der Garde nicht klug. War der Bursche wirklich

ſo empfindlich, daß er wegen eines unverdienten Donnerwetters ſeinen Vormund verleugnete?

Da ſteckte ihm Broni ein zweites Licht auf. Das ſanfte Kind beichtete aus freien Stücken, doch als ob ſie ſich für ihren Bruder tief in die Erde ſchämen müſſe: „Denkt, Pate, heute ging der Kaplan mit ſeinem Bettelſack am Haus vorbei, und als er mich ſah, kam er und ſagte, Joſi laſſe mich grüßen. Es gehe ihm wie einem Herrn.“

Der Garde wußte jetzt, woher Kaplan Johannes die Mineralien für ſeinen Sommerhandel bezog.

Der Herbſt kam, die Fremden reiſten von St. Peter fort, mit klingendem Spiel zog das Vieh von den Bergen, voran die mit Enzianen geſchmückte Meiſterkuh. Jetzt mußte ſich Joſi, wenn er noch lebte, zeigen. Dem Winter, dem furchtbaren Höhenwinter würde er nicht trotzen, der würde ihn ſchon zu den Menſchen zwingen, da verließen ja ſelbſt die armen Seelen die Höhen, über die der Wind hinpfiff, und ſchlichen ſich nachts in die Häuſer, und die ausgehungerten Gemstiere kamen zu den Städeln und ſchnupperten nach dem aufgeſpeicherten Heu.

In der Nacht von Allerheiligen auf Allerſeelen gab Joſi beſtimmte Kunde ſeiner Anweſenheit. Auf den Gräbern ſeiner Eltern lagen am Morgen Bergaſtern und ſtanden Kerzen, und die hatte Broni nicht hingethan.

Sie entzündete ſie und es waren ihr zwei Hoffnungsflammen.

Was litt ſie um Joſi immer noch! Wo ſie ging und ſtand, flüſterten die Leute: „Die Schweſter des Rebellen!“ und jetzt fragten ſie: „Woher hat er das Geld gehabt für die Kerzen?“ Andere tröſteten wohl: „Man

ſieht's, daß er nicht verſtockt iſt, die Geſchichte ſeines Vaters hat ihm nur den Kopf zerrüttet und der Preſi hat ihn mit ſeiner Schärfe ganz um den Verſtand gebracht." Doch das war ein ſchlechter Troſt.

Der erſte Schnee fiel, grimmige Kälte trat ein, Joſi erſchien nicht als reumütiger Sünder im Dorf. Da waren die Leute überzeugt, daß er nun doch verhungert ſei, und erwarteten, daß man im Frühling ſein Gerippe in irgend einer Alphütte finden werde.

Kaplan Johannes, den der Garde einmal zur Rede ſtellte, gab zu, daß Joſi eine Weile für ihn Kryſtalle geſucht habe, aber jetzt ſei er, ſo verſicherte er, ohne Ziel in die Welt gewandert.

Das war nicht glaubwürdig, wer in St. Peter geboren iſt, geht nicht von St. Peter fort, eher war Joſi aus Mangel geſtorben.

„Aber vielleicht hat ihn das Kirchhoflied verführt!" ſeufzte Broni.

Der Preſi kratzte ſich im Haar: der Bube, der lieber verdarb als ſich ergab, kam ihm unheimlich vor. „Der iſt noch zehnmal ſtärker als ſein Vater," dachte er mit nagendem Verdruß.

Und in den Abendgeſellſchaften der Dörfler lief dem toten Joſi zu Ehren wieder die alte Kaufbriefgeſchichte mit allerlei Verzierungen.

Joſi aber lebte — elender freilich als ein Tier — er lebte hart am Weg, auf dem die von St. Peter gingen.

Das war ſein und des letzköpfigen Pfaffen Geheimnis.

Schon zu Lebzeiten der Mutter, damals, als die erſten

Fremden gekommen waren, hatte ihm Kaplan Johannes aufgelauert und ihn jammernd gebeten, ihm Kryſtalle und Erze zu verſchaffen, damit er ſie, zu Pulver verſtampft, in ſeine Arzneien miſchen könne. „Ja, freilich,“ lachte Joſi, der vom Vater her die Fundorte der Mineralien, die man im Dorfe nicht mehr als Spielzeug ſchätzte, an den Flühen des Bockje und der Krone kannte. Und er brachte dem Kaplan hübſche Stücke, auf denen Tautropfen ſaßen, die klar wie Thränen ſind, blühendes Geſtein, wie er es grad beim Wildheuen erreichen konnte. „Gracia et benedictio tibi“, ſprach der Einſiedler mit ſeiner hohlen tiefen Stimme und gab ihm einen funkelnden Franken. Seither blühte in tiefer Heimlichkeit vor der Mutter und Broni ein kleiner Handel zwiſchen den beiden. Nicht, daß der Kaplan nun Joſi für jeden quellklaren Quarz, für jeden braungoldenen Diamanten der Zinkblende, für jeden Brocken, auf dem die grauglänzenden zierlichen Blätter des Waſſerbleis ſaßen, ein Geldſtück gegeben hätte, meiſt bezahlte er, wenn er die Stücke mit gierigem Blick in den Sack geſteckt hatte, mit Segenswünſchen und geheimnisvollen Andeutungen, er würde ihn einmal zu großem Glück führen. Darüber lachte der trockene Burſche, und als er ſah, daß ihn der Kaplan betrog und die Druſen verkaufte, ſtellte er die Lieferungen ein.

Allein der Laurer ließ ihn nicht mehr los. Als Joſi den ganzen Groll und Grimm gegen den Preſi und das Dorf im Herzen, von Bälzi, der ihn nach hartem Tagewerk hatte ſchlagen wollen, fortgelaufen war, hatte ihn der Kaplan, der in der Dämmerung mit dem Bettelſack von den Alpen kam, am Fuß einer graubärtigen Wetterlärche überraſcht.

Der grinsende Pfaffe, der ihm die tiefste Teilnahme vorspiegelte, entlockte der tobenden Brust des Flüchtlings eine Beichte, die nicht vollständiger hätte sein können. Alles Elend, aller Haß einer von einem schweren Unglück zerschmetterten und mißhandelten Seele lag frei vor dem Schwarzen.

„Sei kein Thor, Josi; stelle dich doch dem Garden nicht, suche mir lieber Krystalle, ich will für deinen Unterhalt sorgen. Hier oder wo wir verabreden, treffe ich dich jeden Tag," überredete der Kaplan den verirrten Jungen, und von dieser Stunde an bestand eine Art Herzensbund zwischen ihnen.

Furcht und Trotz halfen den Ratschlägen des Kaplans, am folgenden Tag wurde Josi Strahler. Von den Felsen der Krone, wo sich sonst niemand hinwagt, brachte er dem Kaplan die dunklen Morione, vom Bockje die klaren Edelkrystalle, vom Schmelzberg die wunderfeinen Strahlen des Grauspießglanzes und die zierlichen Eisenrosen, die im Stahlschimmer leuchten. Immer trug er die Leiter bei sich, die ihm früher zum Wildheuen gedient, unermüdlich kletterte er zu den Rissen, Höhlen und Kammern der Felswände empor. Es gab aber Tage, oft mehrere hintereinander, an denen sich Krystalle und Erze wie durch einen Zauber vor ihm versteckten, an denen er wohl mit zerschrundenen, aber leeren Händen zu Kaplan Johannes kam. Doch dieser blieb gütig, prophezeite ihm in geheimnisvollen Formeln reiche Ernte am nächsten Tage, schüttelte alles, was der Bettelsack Eßbares enthielt, vor dem Heißhunger des Burschen aus, streichelte ihn und sprach ihm freundlich zu, als wolle er ihn für die große Einsamkeit, in der er lebte, entschädigen, und

manchmal war Josi, der unheimliche Kaplan habe ihn leidenschaftlich lieb.

Aber das Heimweh kam. „Broni! — Broni!“ brüllte es in der Brust Josis, und wenn er tief unter sich einen Menschen über die grüne Alpe gehen sah, so hätte er hinabeilen und ihn umarmen mögen — o, alle von St. Peter, nur den Presi nicht.

Kaplan Johannes sah das Heimweh, ein eigentümliches Lächeln ging über sein finsteres Gesicht: „Josi, es ist ein Landjäger im Dorf, der es vor dir bewachen muß; denke dir, Bälzis Weib hat vor dem Garden beschworen, daß du im Schlaf gesagt hast, du zündest den Bären und St. Peter an. Wegen Ungehorsam gegen die Behörden und Drohung auf Brandstiftung will man dich verhaften, und jede Nacht stehen ein paar Häscher um das Haus des Garden im Hinterhalt, denn man denkt, du kommest am ehesten dorthin, weil du Broni sehen möchtest. Also hüte dich! Und noch eins! Rühre keinen Halm auf den Alpen an, sonst giebt es eine Treibjagd auf dich und die höchsten Felsen retten dich nicht; sei vorsichtig, Josi. Ich füttere dich ja, Rabe, selbst wenn ich für mich keinen Bissen habe.“

Josi erblaßte — zitterte — also so weit war er: die Landjäger suchten ihn.

In seinem Schuldbewußtsein durchschaute er die Lüge des Kaplans vom Weib Bälzis, das ihn verraten haben solle, nicht recht, er erinnerte sich nur halb, daß er selbst bei der tollen Beichte unter der Wetterlärche etwas vom Bärenanzünden gesagt hatte. Aber nur in der gräßlichsten Erregung.

Nein! — nein! — Mochte ihn der Presi hängen

lassen, eine Brandstiftung that er dem Andenken seiner Eltern nicht zu leid.

Bald erhielt er die Bestätigung dessen, was der Kaplan gesagt hatte, aus unverdächtiger Quelle. Er traf unvermutet und so, daß er nicht mehr ausweichen konnte, auf den Viehknecht des Bockjeälplers: „Fort, Rebell," lachte der gutmütig rohe Mensch rauh und laut, „fünfzig Franken erhält, wer dich lebend oder tot ins Dorf bringt," doch so, als ob er selber die fünfzig Franken nicht verdienen wollte.

Von diesem Tag an hielt sich Josi allen unsichtbar und lebte in den höchsten Flühen.

Was er litt! — Die Nächte, die entsetzlichen Nächte, während deren er irgendwo auf einer Planke lag, mit ihrem ehernen Schweigen und ihrer Einsamkeit! Tief unten winkten die Lichter von St. Peter wie ein Häuflein Sterne und riefen: „Komm, komm!" Und jeder leise Glockenklang, den die Luft zu ihm emportrug, schmeichelte: „Komm, komm!" Broni nie sehen — nie auf den Kirchhof treten, wo Vater und Mutter begraben sind — nie in der Dorfkirche beten. Jedes Stück Vieh, das er sah, entlockte ihm fast Thränen, vorsichtig lief er hinzu, streichelte es, küßte es und redete lieb mit ihm. „Gelt, wenn du ins Thal kommst, grüßest du mir Broni!"

Im gräßlichen Alleinsein wurde Josi beinahe Philosoph. Er liebte seine Krystalle, die wunder- und geheimnisvollen Blumen des Gesteins: „Warum müßt ihr so schön aus der Erde wachsen, du wie ein Röschen, du wie eine Thräne, die ein Engel vom Himmel hat fallen lassen, und du wie ein Haufen Spieße für den Ameisen-

manchmal war Josi, der unheimliche Kaplan habe ihn leidenschaftlich lieb.

Aber das Heimweh kam. „Broni! — Broni!“ brüllte es in der Brust Josis, und wenn er tief unter sich einen Menschen über die grüne Alpe gehen sah, so hätte er hinabeilen und ihn umarmen mögen — o, alle von St. Peter, nur den Presi nicht.

Kaplan Johannes sah das Heimweh, ein eigentümliches Lächeln ging über sein finsteres Gesicht: „Josi, es ist ein Landjäger im Dorf, der es vor dir bewachen muß; denke dir, Bälzis Weib hat vor dem Garden beschworen, daß du im Schlaf gesagt hast, du zündest den Bären und St. Peter an. Wegen Ungehorsam gegen die Behörden und Drohung auf Brandstiftung will man dich verhaften, und jede Nacht stehen ein paar Häscher um das Haus des Garden im Hinterhalt, denn man denkt, du kommest am ehesten dorthin, weil du Broni sehen möchtest. Also hüte dich! Und noch eins! Rühre keinen Halm auf den Alpen an, sonst giebt es eine Treibjagd auf dich und die höchsten Felsen retten dich nicht; sei vorsichtig, Josi. Ich füttere dich ja, Rabe, selbst wenn ich für mich keinen Bissen habe.“

Josi erblaßte — zitterte — also so weit war er: die Landjäger suchten ihn.

In seinem Schuldbewußtsein durchschaute er die Lüge des Kaplans vom Weib Bälzis, das ihn verraten haben solle, nicht recht, er erinnerte sich nur halb, daß er selbst bei der tollen Beichte unter der Wetterlärche etwas vom Bärenanzünden gesagt hatte. Aber nur in der gräßlichsten Erregung.

Nein! — nein! — Mochte ihn der Presi hängen

lassen, eine Brandstiftung that er dem Andenken seiner Eltern nicht zu leid.

Bald erhielt er die Bestätigung dessen, was der Kaplan gesagt hatte, aus unverdächtiger Quelle. Er traf unvermutet und so, daß er nicht mehr ausweichen konnte, auf den Viehknecht des Bockjeälplers: „Fort, Rebell," lachte der gutmütig rohe Mensch rauh und laut, „fünfzig Franken erhält, wer dich lebend oder tot ins Dorf bringt," doch so, als ob er selber die fünfzig Franken nicht verdienen wollte.

Von diesem Tag an hielt sich Josi allen unsichtbar und lebte in den höchsten Flühen.

Was er litt! — Die Nächte, die entsetzlichen Nächte, während deren er irgendwo auf einer Planke lag, mit ihrem ehernen Schweigen und ihrer Einsamkeit! Tief unten winkten die Lichter von St. Peter wie ein Häuflein Sterne und riefen: „Komm, komm!" Und jeder leise Glockenklang, den die Luft zu ihm emportrug, schmeichelte: „Komm, komm!" Broni nie sehen — nie auf den Kirchhof treten, wo Vater und Mutter begraben sind — nie in der Dorfkirche beten. Jedes Stück Vieh, das er sah, entlockte ihm fast Thränen, vorsichtig lief er hinzu, streichelte es, küßte es und redete lieb mit ihm. „Gelt, wenn du ins Thal kommst, grüßest du mir Broni!"

Im gräßlichen Alleinsein wurde Josi beinahe Philosoph. Er liebte seine Krystalle, die wunder- und geheimnisvollen Blumen des Gesteins: „Warum müßt ihr so schön aus der Erde wachsen, du wie ein Röschen, du wie eine Thräne, die ein Engel vom Himmel hat fallen lassen, und du wie ein Haufen Spieße für den Ameisen-

krieg. Wer hat dich gemeſſen und gezirkelt, du kantiger Edelkryſtall, wer hat dich mit Rauch gefüllt und die Haarſträhnen durch dich gezogen, du ſchöner Topas, und dich öden weißen Stein mit Granatkörnern beſtreut wie die Mutter ſelig am Dreikönigstage die Brotmänner mit Wachholderbeeren?“

O Wunder! Selbſt die Kryſtalle drängen ſich wie Bruder und Schweſter zuſammen, ſie ſuchen ihre Geſpielen und auf manchem Stein ſtehen ſo viele, groß und klein, wie wenn ſich am Sonntag die Dörfler auf dem Kirchhof zum ſtillen Plaudern ſammeln.

Nur er war einſam.

Mitten in ſeinem Elend ahnte er aber, daß alles in der Welt zum Schönen drängt, daß auch der Menſch leiden und ſich öffnen muß, wie der harte Fels, der Kryſtalle zeugt. Wie ein Fels wollte er werden, wenn er wieder einmal als ehrlicher Burſch unter den Menſchen wäre, Kryſtalle guter Thaten zeugen, alles Rechte würde er thun, was Brauch und Sitte, was die Vorgeſetzten forderten, ſelbſt Dienſte bei Bälzi.

Doch jetzt nicht ins Gefängnis, lieber ſterben!

Der Winter naht! Seit die Fremden fort ſind und er keine Mineralien mehr verkaufen kann, iſt der Kaplan mürriſch gegen ihn, er bringt ihm das Eſſen unregelmäßig und oft zu wenig. Da weiß es Joſi plötzlich: Er iſt der Gefangene dieſes halbverrückten und ſchlechten Mannes, Johannes hat ihn dort unter der Wetterlärche verführt, daß es keine Rettung mehr giebt. Und ein grimmiger Haß gegen den Kaplan zuckt auf in ſeiner Bruſt.

Er kann es auf den Alpen nicht mehr aushalten

vor Kälte. Ein Ausweg! Fort von St. Peter, fort, wie der Bursch beim Kirchhoflied. Sterben macht nichts, nur nicht ehrlos eingesperrt werden. In der grauenden Frühe des Tages Allerheiligen läuft er, am Schmelzwerk vorbei, wo Kaplan Johannes haust, das Thal hinaus. „Lebe wohl, seliger Vater, — lebe wohl, selige Mutter, — und du, liebe Broni, mit den schönen blauen Augen."

Wie er nach Tremis kommt, tummeln sich schon Kinder auf der Straße, sie springen vor ihm schreiend davon: „Ein wilder Mann — ein wilder Mann!" Da fällt es ihm ein: Er kann nicht in die Welt, sein dunkles Haar hängt ihm in Strähnen über die Wangen, seine Kleider sind Fetzen, die Schuhe zerlöchert, als ein Landstreicher würde er aufgegriffen. Auf das Geschrei der Kinder streckt ein altes kropfiges Weib den Kopf aus dem Fenster, Susi aus dem Bären. Sie erkennt ihn und nun regt sich doch in ihr das Mitleid und die Neugier. Sie ruft ihn herein.

Sie hat schon von seinem Rebellentum gehört; indem sie ihm den Kaffee einschenkt, den er gierig trinkt, fragt sie ihn hundert Dinge.

„Ist es wahr, daß du mit Bini verhext und besprochen bist?"

Das behagliche Stübchen und der warme Trunk im Leib stimmen Josi ganz weich: „O, Susi, ich habe gewiß andere Sorgen — ich möchte wieder ein rechter Mensch werden. Seht, morgen ist Allerseelen, und ich bin so arm, daß ich für meinen seligen Vater und die selige Mutter nicht einmal zwei Kerzchen kaufen kann."

Die tiefe Trauer, die seine Stimme durchbebte, sein elendes Aussehen und seine Verwilderung weckten das

krieg. Wer hat dich gemessen und gezirkelt, du kantiger Edelkrystall, wer hat dich mit Rauch gefüllt und die Haarsträhnen durch dich gezogen, du schöner Topas, und dich öden weißen Stein mit Granatkörnern bestreut wie die Mutter selig am Dreikönigstage die Brotmänner mit Wachholderbeeren?"

O Wunder! Selbst die Krystalle drängen sich wie Bruder und Schwester zusammen, sie suchen ihre Gespielen und auf manchem Stein stehen so viele, groß und klein, wie wenn sich am Sonntag die Dörfler auf dem Kirchhof zum stillen Plaudern sammeln.

Nur er war einsam.

Mitten in seinem Elend ahnte er aber, daß alles in der Welt zum Schönen drängt, daß auch der Mensch leiden und sich öffnen muß, wie der harte Fels, der Krystalle zeugt. Wie ein Fels wollte er werden, wenn er wieder einmal als ehrlicher Bursch unter den Menschen wäre, Krystalle guter Thaten zeugen, alles Rechte würde er thun, was Brauch und Sitte, was die Vorgesetzten forderten, selbst Dienste bei Bälzi.

Doch jetzt nicht ins Gefängnis, lieber sterben!

Der Winter naht! Seit die Fremden fort sind und er keine Mineralien mehr verkaufen kann, ist der Kaplan mürrisch gegen ihn, er bringt ihm das Essen unregelmäßig und oft zu wenig. Da weiß es Josi plötzlich: Er ist der Gefangene dieses halbverrückten und schlechten Mannes, Johannes hat ihn dort unter der Wetterlärche verführt, daß es keine Rettung mehr giebt. Und ein grimmiger Haß gegen den Kaplan zuckt auf in seiner Brust.

Er kann es auf den Alpen nicht mehr aushalten

vor Kälte. Ein Ausweg! Fort von St. Peter, fort, wie der Burſch beim Kirchhoflied. Sterben macht nichts, nur nicht ehrlos eingeſperrt werden. In der grauenden Frühe des Tages Allerheiligen läuft er, am Schmelzwerk vorbei, wo Kaplan Johannes hauſt, das Thal hinaus. „Lebe wohl, ſeliger Vater, — lebe wohl, ſelige Mutter, — und du, liebe Broni, mit den ſchönen blauen Augen.“

Wie er nach Tremis kommt, tummeln ſich ſchon Kinder auf der Straße, ſie ſpringen vor ihm ſchreiend davon: „Ein wilder Mann — ein wilder Mann!“ Da fällt es ihm ein: Er kann nicht in die Welt, ſein dunkles Haar hängt ihm in Strähnen über die Wangen, ſeine Kleider ſind Fetzen, die Schuhe zerlöchert, als ein Landſtreicher würde er aufgegriffen. Auf das Geſchrei der Kinder ſtreckt ein altes kropfiges Weib den Kopf aus dem Fenſter, Suſi aus dem Bären. Sie erkennt ihn und nun regt ſich doch in ihr das Mitleid und die Neugier. Sie ruft ihn herein.

Sie hat ſchon von ſeinem Rebellentum gehört; indem ſie ihm den Kaffee einſchenkt, den er gierig trinkt, fragt ſie ihn hundert Dinge.

„Iſt es wahr, daß du mit Bini verhext und beſprochen biſt?“

Das behagliche Stübchen und der warme Trunk im Leib ſtimmen Joſi ganz weich: „O, Suſi, ich habe gewiß andere Sorgen — ich möchte wieder ein rechter Menſch werden. Seht, morgen iſt Allerſeelen, und ich bin ſo arm, daß ich für meinen ſeligen Vater und die ſelige Mutter nicht einmal zwei Kerzchen kaufen kann.“

Die tiefe Trauer, die ſeine Stimme durchbebte, ſein elendes Ausſehen und ſeine Verwilderung weckten das

Erbarmen Susis, sie schenkte ihm zwei Wachskerzen und redete ihm mit ihrer pfeifenden Stimme mütterlich zu, daß er sich dem Garden stelle, es gehe ihm gewiß nicht so böse.

„Ich will's thun, Susi." Aber wie er über die verlassenen Alpen des Schmelzberges, auf denen die letzten Sonnenlichter des Jahres spielen, die letzten Blumen blühen, mit weitem Umweg nach St. Peter geht, kämpft er wieder.

Erst tief in der Nacht schleicht er sich ins Dorf. Er kniet zwischen den Kreuzen an den Gräbern der Eltern nieder, er steckt die Kerzen und Astern auf die Hügel. Da kommt der Nachtwächter singend vom Oberdorf. Es ist der breite Brummbaß des Fenkenälplers, der in der Kehrfolge der Bürger den Dienst hat. Er möhnt:

„Es ist nicht unsere Gerechtigkeit,
Daß Gott uns so viel Gut's erzeigt,
Es ist seine Gnade und Güte,
Ihr lieben Heiligen schützt uns vor Gefahr,
Vor Brand und Laue besonderbar,
Und dann, ihr Lieben, bitten wir noch,
Sperrt den Rebellen endlich ins Loch!"

Der letzte Zusatz ist eine freie Erfindung des Sängers. Josi aber schreit: „Hörst du's, Vater — hörst du's, Mutter, so geht es mir! — Ich lasse mich aber nicht einsperren!"

In wildem Weh brüllt er es und rauft das Kirchhofgras, als wolle er hinabflüchten zu den Toten.

„Das alles haben der Presi und Binia über mich gebracht."

Schon sieht er, wie man ihn gefesselt durch das

Dorf führt, auf der Freitreppe steht der Bärenwirt mit einem Hohnlächeln.

Da geht es ihm wie dem Fuchs, der vom Hunger gepeitscht, in die Falle kriecht, von der er weiß, daß sie ihn verderben wird — er flieht vom Dorf zu Kaplan Johannes, den er doch haßt wie den Tod.

Mit einem höllischen Lächeln gewährte der Letzköpfige dem Ausreißer Schutz und Obdach in der Ruine. Den einzigen noch überdachten Raum bewohnte der Einsiedler selbst. Da brach durch ein vergittertes Fenster das Licht herein. Grad neben dem Viereck, das es auf den Boden zeichnete, war das Lager des Schwarzen, ein Sack voll jener langen Flechten, die wie riesige graue Bärte von den Aesten der alten Lärchenbäume fluten, gegenüber der Thüre ein dreiteiliger Altar, den ein Totenschädel schmückte, davor ein Betschemel. Und von der Decke hing eine Ampel, in der ein Lichtfunke brannte.

Sonst war das Gemach leer.

Hinter ihm war ein zweites, ein niedriges Gewölbe, in das man nur halbgebückt kriechen konnte, wohl, wie die rotgebrannten Steine vermuten ließen, ein großer alter Ofenraum.

In diesen Verschlag wies Johannes seinen Gast. Da war Josi vor jeder Entdeckung sicher. Niemand wagte sich in die Zelle des unheimlichen Kaplans; wenn je nach Wochen einmal ein Weiblein ins Schmelzwerk kam, um ihn zu einer kranken Kuh zu holen, so pochte es draußen schüchtern an, dann trat der Einsiedler heraus, gab ihr mit seiner Grabesstimme den Segen und ging mit ihr.

Er war gewiß ein unheimlicher Kauz, der Kaplan Johannes mit dem fahlen Gesicht und den lodernden

Erbarmen Susis, sie schenkte ihm zwei Wachskerzen und redete ihm mit ihrer pfeifenden Stimme mütterlich zu, daß er sich dem Garden stelle, es gehe ihm gewiß nicht so böse.

„Ich will's thun, Susi." Aber wie er über die verlassenen Alpen des Schmelzberges, auf denen die letzten Sonnenlichter des Jahres spielen, die letzten Blumen blühen, mit weitem Umweg nach St. Peter geht, kämpft er wieder.

Erst tief in der Nacht schleicht er sich ins Dorf. Er kniet zwischen den Kreuzen an den Gräbern der Eltern nieder, er steckt die Kerzen und Astern auf die Hügel. Da kommt der Nachtwächter singend vom Oberdorf. Es ist der breite Brummbaß des Fenkenälplers, der in der Kehrfolge der Bürger den Dienst hat. Er möhnt:

„Es ist nicht unsere Gerechtigkeit,
Daß Gott uns so viel Gut's erzeigt,
Es ist seine Gnade und Güte,
Ihr lieben Heiligen schützt uns vor Gefahr,
Vor Brand und Laue besonderbar,
Und dann, ihr Lieben, bitten wir noch,
Sperrt den Rebellen endlich ins Loch!"

Der letzte Zusatz ist eine freie Erfindung des Sängers. Josi aber schreit: „Hörst du's, Vater — hörst du's, Mutter, so geht es mir! — Ich lasse mich aber nicht einsperren!"

In wildem Weh brüllt er es und rauft das Kirchhofgras, als wolle er hinabflüchten zu den Toten.

„Das alles haben der Presi und Binia über mich gebracht."

Schon sieht er, wie man ihn gefesselt durch das

Dorf führt, auf der Freitreppe steht der Bärenwirt mit einem Hohnlächeln.

Da geht es ihm wie dem Fuchs, der vom Hunger gepeitscht, in die Falle kriecht, von der er weiß, daß sie ihn verderben wird — er flieht vom Dorf zu Kaplan Johannes, den er doch haßt wie den Tod.

Mit einem höllischen Lächeln gewährte der Letzköpfige dem Ausreißer Schutz und Obdach in der Ruine. Den einzigen noch überdachten Raum bewohnte der Einsiedler selbst. Da brach durch ein vergittertes Fenster das Licht herein. Grad neben dem Viereck, das es auf den Boden zeichnete, war das Lager des Schwarzen, ein Sack voll jener langen Flechten, die wie riesige graue Bärte von den Aesten der alten Lärchenbäume fluten, gegenüber der Thüre ein dreiteiliger Altar, den ein Totenschädel schmückte, davor ein Betschemel. Und von der Decke hing eine Ampel, in der ein Lichtfunke brannte.

Sonst war das Gemach leer.

Hinter ihm war ein zweites, ein niedriges Gewölbe, in das man nur halbgebückt kriechen konnte, wohl, wie die rotgebrannten Steine vermuten ließen, ein großer alter Ofenraum.

In diesen Verschlag wies Johannes seinen Gast. Da war Josi vor jeder Entdeckung sicher. Niemand wagte sich in die Zelle des unheimlichen Kaplans; wenn je nach Wochen einmal ein Weiblein ins Schmelzwerk kam, um ihn zu einer kranken Kuh zu holen, so pochte es draußen schüchtern an, dann trat der Einsiedler heraus, gab ihr mit seiner Grabesstimme den Segen und ging mit ihr.

Er war gewiß ein unheimlicher Kauz, der Kaplan Johannes mit dem fahlen Gesicht und den lodernden

Augen. Vor seinem Altar sang er oft Lieder, die stark weltlich klangen, sobald aber, das glaubte Josi zu bemerken, Leute des Weges zogen, ging er mit wenigen Modulationen in einen frommen Gesang über, wie man ihn am Altar der Dorfkirche hörte.

Am Abend, wenn der Weg einsam war, sprach Johannes oft laut mit sich selbst, schnitt Grimassen, verwarf die Arme, geriet in einen Taumel und vergaß, daß Josi da war.

„Die Mauer war hoch," erzählte er klagend, „aber der Kastanienbaum war höher. Johannes saß darunter und lernte. Er lernte Tag und Nacht. Einmal aber im Herbst erzitterte der Kastanienbaum über seinem Haupt. Was zitterst du? Da legte Johannes das Buch nieder und stieg auf den Baum. Ein Ast ragte weit über die Mauer, vom Garten in einen Hof, der Ast schwankte. Johannes schaute über die Mauer. Da sah er Graziella, die Kastanien schüttelte. Sie hatte braune Arme und braune Augen und lachte über den Klosterschüler. Eines Tages aber sagte sie: ‚Wenn du mich lieb hast, Johannes, steige nur vom Baum.' An der Mauer küßten sie sich. Mehrmals. Als das Laub fiel, rüttelte Graziella wieder am Ast und lockte — die Falsche. Der Schüler kletterte am Kastanienbaum über die Mauer, sie gab ihm einen Kuß, und dann warfen die Klosterbrüder ihn nieder — und dann" — seine Stimme hob sich zu einem klagenden, wiehernden Geheul — „sie haben mich im Gefängnis mit kaltem Wasser begossen — sie haben sich vergriffen an mir, daß ich nicht mehr Johannes bin."

Er langte wie ein Wahnsinniger nach dem Kopf und hielt den Leib, als ob er Schmerzen hätte.

Josi graute es bei diesen Selbstgesprächen des Kaplans, schrecklicher war es ihm aber, wenn Johannes ihn zu peinigen begann.

Immer wieder kam er auf jenen Kuß zu sprechen, den er im Teufelsgarten Binia gegeben.

Ob er sie noch liebe? Ob er begehre, sie wieder zu küssen? Ob er sie einmal nackend sehen wolle? Er könne ihm mit einem Alräunchen dazu helfen. Er wisse, wo ein Alraun wachse, wie man die Wurzel ziehe und schneide, daß daraus ein kleines wunderthätiges Männchen werde.

Schamlos redete der Kaplan.

Josi schoß dann das Blut in die Wangen und er preßte die Fäuste an die Ohren — o, es war schön gewesen hoch oben in der Einsamkeit des Gebirges, das Gift dieses Elenden war entsetzlicher als sie.

„Wann zündest du den Bären an? — Du mußt es thun, solange keine Gäste da sind, die Sünde wäre sonst zu groß. Heute ist eine so finstere Nacht, willst du denen in St. Peter nicht etwas hell machen?"

„Ihr seid ein Teufel, Johannes!" Da lachte der Kaplan widerwärtig: „Ich glaube manchmal selbst, daß ich der Satan bin, aber dich habe ich lieb, bleicher Knabe. Komm an mein Herz, Söhnchen!"

Oft schien die Rede des Kaplans nicht nur Hohn, sondern als hange er mit der ganzen Seele an Josi, denn gerade wenn ihr Vorrat am kleinsten war, nötigte er ihn zu tapferem Essen und litt selber Hunger.

„Im Sommer aber mußt du mir wieder Krystalle suchen, du mußt mein treuer Sohn sein, du gehörst jetzt zu mir, nicht zu denen von St. Peter — aber — aber — Knabe, wenn du mich verraten würdest, ich tötete dich."

Augen. Vor seinem Altar sang er oft Lieder, die stark weltlich klangen, sobald aber, das glaubte Josi zu bemerken, Leute des Weges zogen, ging er mit wenigen Modulationen in einen frommen Gesang über, wie man ihn am Altar der Dorfkirche hörte.

Am Abend, wenn der Weg einsam war, sprach Johannes oft laut mit sich selbst, schnitt Grimassen, verwarf die Arme, geriet in einen Taumel und vergaß, daß Josi da war.

„Die Mauer war hoch," erzählte er klagend, „aber der Kastanienbaum war höher. Johannes saß darunter und lernte. Er lernte Tag und Nacht. Einmal aber im Herbst erzitterte der Kastanienbaum über seinem Haupt. Was zitterst du? Da legte Johannes das Buch nieder und stieg auf den Baum. Ein Ast ragte weit über die Mauer, vom Garten in einen Hof, der Ast schwankte. Johannes schaute über die Mauer. Da sah er Graziella, die Kastanien schüttelte. Sie hatte braune Arme und braune Augen und lachte über den Klosterschüler. Eines Tages aber sagte sie: ‚Wenn du mich lieb hast, Johannes, steige nur vom Baum.' An der Mauer küßten sie sich. Mehrmals. Als das Laub fiel, rüttelte Graziella wieder am Ast und lockte — die Falsche. Der Schüler kletterte am Kastanienbaum über die Mauer, sie gab ihm einen Kuß, und dann warfen die Klosterbrüder ihn nieder — und dann" — seine Stimme hob sich zu einem klagenden, wiehernden Geheul — „sie haben mich im Gefängnis mit kaltem Wasser begossen — sie haben sich vergriffen an mir, daß ich nicht mehr Johannes bin."

Er langte wie ein Wahnsinniger nach dem Kopf und hielt den Leib, als ob er Schmerzen hätte.

Josi graute es bei diesen Selbstgesprächen des Kaplans, schrecklicher war es ihm aber, wenn Johannes ihn zu peinigen begann.

Immer wieder kam er auf jenen Kuß zu sprechen, den er im Teufelsgarten Binia gegeben.

Ob er sie noch liebe? Ob er begehre, sie wieder zu küssen? Ob er sie einmal nackend sehen wolle? Er könne ihm mit einem Alräunchen dazu helfen. Er wisse, wo ein Alraun wachse, wie man die Wurzel ziehe und schneide, daß daraus ein kleines wunderthätiges Männchen werde.

Schamlos redete der Kaplan.

Josi schoß dann das Blut in die Wangen und er preßte die Fäuste an die Ohren — o, es war schön gewesen hoch oben in der Einsamkeit des Gebirges, das Gift dieses Elenden war entsetzlicher als sie.

„Wann zündest du den Bären an? — Du mußt es thun, solange keine Gäste da sind, die Sünde wäre sonst zu groß. Heute ist eine so finstere Nacht, willst du denen in St. Peter nicht etwas hell machen?"

„Ihr seid ein Teufel, Johannes!" Da lachte der Kaplan widerwärtig: „Ich glaube manchmal selbst, daß ich der Satan bin, aber dich habe ich lieb, bleicher Knabe. Komm an mein Herz, Söhnchen!"

Oft schien die Rede des Kaplans nicht nur Hohn, sondern als hange er mit der ganzen Seele an Josi, denn gerade wenn ihr Vorrat am kleinsten war, nötigte er ihn zu tapferem Essen und litt selber Hunger.

„Im Sommer aber mußt du mir wieder Krystalle suchen, du mußt mein treuer Sohn sein, du gehörst jetzt zu mir, nicht zu denen von St. Peter — aber — aber — Knabe, wenn du mich verraten würdest, ich tötete dich."

Er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und murmelte mit seiner hohlen Stimme lateinische Verwünschungen.

„Nur noch einmal die sonnige Broni mit dem fliegenden Goldhaar sehen, nur noch einmal sie mit ihrer Glockenstimme reden hören.“ Müde und traurig war Josi und ihn ekelte vor dem Kaplan.

Aber er hatte den Mut nicht, zu Broni zu gehen.

Oft froren er und Johannes in der schlechtgeschützten Ruine. Der Wind, der durch die Mauern blies, verjagte die Wärme des offenen Feuers, und wahrscheinlich wäre Josi, der nie wie der Pfaffe in warme Bauernstuben kam, vor Langeweile, Abscheu und Elend gestorben, hätte er nicht auf den Rat des Kaplans, der darin Schätze vermutete, das alte Bergwerk zu durchforschen angefangen.

Die Entdeckungswanderungen gaben seinem Trübsinn eine Ableitung und die Tiefen des Bergwerks schützten besser vor der Kälte als jedes Herdfeuer.

Josi lächelte zwar zu den Hoffnungen des Kaplans, daß er Silbererz finden werde, ungläubig, aber er wühlte sich mit großem Eifer durch das Gewirre von Gängen, Gesenken, Stollen und Weitungen. Eine mühsame Arbeit! Viele Gänge waren eingestürzt, in anderen tropfte das Wasser und bildete kleine Teiche, die Luft war dumpf und feucht. Oft löschte ein Tropfen seine Kerze aus, dann hatte er Arbeit genug, sich in Stunden beklemmender Angst wieder durch die Finsternis ans Tageslicht zu tappen. Wenn er wenigstens Erz gefunden hätte! Aber die Stollen waren wüst und leer. Nein, endlich entdeckte er einen Schacht mit zuckerkörnigem Bleiglanz, der nach den Ueberlieferungen von St. Peter am meisten Silber

enthielt. Ein alter Venediger hatte dabei seinen Schlegel und sein Brecheisen stehen lassen. Damit machte er das Erz los und hatte reiche Ernte. Er häufte den Reichtum für Kaplan Johannes, der wie er selbst den Silbergehalt des Erzes weit überschätzte, und über dem Tagewerk im Dunkel des Berges verfloß die Zeit.

Als aber der Schnee zu schmelzen begann, der Frühling an den sonnigen Berglehnen die ersten Blüten hervorlockte, war Josi so elend zu Mut, daß der Gedanke, eines Tages aufgegriffen zu werden, alle Schrecken verlor. Die Lust, auf die Berge zu steigen, war ihm vergangen. Er war wund am Herzen und an den Füßen.

Oft saß er im Teufelsgarten, kaum verborgen vor denen, die des Weges gingen, ließ die Sonne auf den Rücken scheinen und horchte auf das einförmige Klappern an den Weißen Brettern.

Er dachte an seinen Vater, an das große Unglück, aber er hatte gegen niemand einen Groll mehr, kaum gegen den Presi, ihm war alles gleichgültig.

Warum hatten ihn die Leute nicht in die Glotter springen lassen?

Einmal schlief er an der warmen Sonne ein; da war ihm, er rieche Veilchen, nein, eine Mücke krieche ihm durch den Flaum der Oberlippe, er wollte die Hand erheben, aber sie sank ihm bleiern zurück.

Schon eine Weile betrachtete Binia, die wie einst dem Vater entgegengeritten war, den Schläfer. Zuerst mit mächtigem Erschrecken. Auch sie hatte geglaubt, Josi sei tot. Aber der Sitzende, wenn er auch bleich wie ein Toter war, atmete tief und ruhig. Wie namenlos arm war er in seinen Lumpen und Fetzen, durch die der bloße

Körper schimmerte. Zwischen dem Filz der langen Haare floß das wässerige Blut offener Wunden und die Frostbeulen an den bloßen Füßen schwärten. Sie schluchzte vor Mitleid. Aber die Freude, daß sie den toten Josi lebendig fand, war stärker als die Trauer über sein Elend. Als sie ein paar Läuse lustig durch sein Haar spazieren sah, stutzte sie, dann kam mitten aus dem tiefsten Mitleid der Schalk zum Durchbruch, sie strich ihm mit dem Veilchensträußchen, das sie sich gesucht hatte, leicht unter der Nase hin und lächelte, als seine Hand sich regte, aber wieder sank.

Noch einmal wiederholte sie das Spiel. Da schoß er taumelnd auf. Er that einen Schrei: „Binia!" Dann aber maß er sie mit einem finsteren, verächtlichen Blick und wollte gehen.

„Schau mich doch nicht so böse an, Josi," bettelte sie mit feinem, sanftem Stimmchen, indem sie bis in die dunklen Haare errötete und den Blick wie eine Schuldige senkte.

„Was willst du? Ich habe nichts mit dir zu thun," erwiderte er mit dunklem Groll.

„O, ich freue mich, daß du noch am Leben bist, Josi, gewiß freue ich mich."

Das tönte so lieb, so hingebend, daß er nun doch aufhorchte. Er erhob sich und setzte sich in einiger Entfernung von Binia auf einen Stein.

Zu nahe bei ihr wollte er nicht sein. Wie war sie schön geworden in den paar Monaten, da er sie nicht gesehen! Wie ein Engel, dachte er. Die Röte der Hagrose prangte duftig auf ihren Wangen, die großen, dunklen Augen hatten die gleiche Lebhaftigkeit wie früher,

und doch war noch etwas hinzugekommen, was früher nicht darin war. Etwas Sanftes, etwas unsäglich Liebes, Trauliches. Wie barmherzig sie ihn ansah. Sein letzter Trotz zerschmolz wie Schnee an der Sonne. Und alles, was Kaplan Johannes Häßliches gesagt hatte, war vor ihrer Reinheit und Schönheit aus seinem Gedächtnis entschwunden. Aber er schämte sich wegen seines Aussehens, er war ganz scheu.

Sie fanden den ungezwungenen Ton von ehemals nicht wieder. „Wie groß ist Josi geworden," dachte Binia, „er ist ja beinahe ein junger Mann," und beide sahen sich verlegen an.

„Wie geht es Broni?" stotterte Josi.

„Ihr geht es gut. Hast du sie nicht am Sonntag hier vorbeireiten sehen?" fragte Binia. „Der Garde, die Gardin, Eusebi und Broni sind zu einer Taufe nach Hospel geritten. Sie trug die Tracht, das Hütchen mit den langen Seidenbändern und ein buntes, seidenes Brusttuch, dazu Geschmeide wie eine Bauerntochter. Wie unsäglich glücklich wird sie sein, wenn sie hört, daß du lebst!"

„Wie eine Bauerntochter," dachte Josi. Er aber war arm wie jener Lazarus, von dem einmal der Pfarrer gesprochen hatte.

„Was sprechen die Leute von mir. — Sagen sie, ich sei ein Halunke?" Er lächelte bitter.

Binia schwieg purpurrot.

„O, sage es nur, ich weiß es schon — aber weißt, wer mich dazu gemacht hat?"

Binia senkte den zierlichen Kopf. Nach einer langen Pause hauchte sie kaum hörbar und in zitternder Scham: „Mein Vater."

Körper ſchimmerte. Zwiſchen dem Filz der langen Haare floß das wäſſerige Blut offener Wunden und die Froſtbeulen an den bloßen Füßen ſchwärten. Sie ſchluchzte vor Mitleid. Aber die Freude, daß ſie den toten Joſi lebendig fand, war ſtärker als die Trauer über ſein Elend. Als ſie ein paar Läuſe luſtig durch ſein Haar ſpazieren ſah, ſtutzte ſie, dann kam mitten aus dem tiefſten Mitleid der Schalk zum Durchbruch, ſie ſtrich ihm mit dem Veilchenſträußchen, das ſie ſich geſucht hatte, leicht unter der Naſe hin und lächelte, als ſeine Hand ſich regte, aber wieder ſank.

Noch einmal wiederholte ſie das Spiel. Da ſchoß er taumelnd auf. Er that einen Schrei: „Binia!“ Dann aber maß er ſie mit einem finſteren, verächtlichen Blick und wollte gehen.

„Schau mich doch nicht ſo böſe an, Joſi,“ bettelte ſie mit feinem, ſanftem Stimmchen, indem ſie bis in die dunklen Haare errötete und den Blick wie eine Schuldige ſenkte.

„Was willſt du? Ich habe nichts mit dir zu thun,“ erwiderte er mit dunklem Groll.

„O, ich freue mich, daß du noch am Leben biſt, Joſi, gewiß freue ich mich.“

Das tönte ſo lieb, ſo hingebend, daß er nun doch aufhorchte. Er erhob ſich und ſetzte ſich in einiger Entfernung von Binia auf einen Stein.

Zu nahe bei ihr wollte er nicht ſein. Wie war ſie ſchön geworden in den paar Monaten, da er ſie nicht geſehen! Wie ein Engel, dachte er. Die Röte der Hagroſe prangte duftig auf ihren Wangen, die großen, dunklen Augen hatten die gleiche Lebhaftigkeit wie früher,

und doch war noch etwas hinzugekommen, was früher nicht darin war. Etwas Sanftes, etwas unsäglich Liebes, Trauliches. Wie barmherzig sie ihn ansah. Sein letzter Trotz zerschmolz wie Schnee an der Sonne. Und alles, was Kaplan Johannes Häßliches gesagt hatte, war vor ihrer Reinheit und Schönheit aus seinem Gedächtnis entschwunden. Aber er schämte sich wegen seines Aussehens, er war ganz scheu.

Sie fanden den ungezwungenen Ton von ehemals nicht wieder. „Wie groß ist Josi geworden," dachte Binia, „er ist ja beinahe ein junger Mann," und beide sahen sich verlegen an.

„Wie geht es Broni?" stotterte Josi.

„Ihr geht es gut. Hast du sie nicht am Sonntag hier vorbeireiten sehen?" fragte Binia. „Der Garde, die Gardin, Eusebi und Broni sind zu einer Taufe nach Hospel geritten. Sie trug die Tracht, das Hütchen mit den langen Seidenbändern und ein buntes, seidenes Brusttuch, dazu Geschmeide wie eine Bauerntochter. Wie unsäglich glücklich wird sie sein, wenn sie hört, daß du lebst!"

„Wie eine Bauerntochter," dachte Josi. Er aber war arm wie jener Lazarus, von dem einmal der Pfarrer gesprochen hatte.

„Was sprechen die Leute von mir. — Sagen sie, ich sei ein Halunke?" Er lächelte bitter.

Binia schwieg purpurrot.

„O, sage es nur, ich weiß es schon — aber weißt, wer mich dazu gemacht hat?"

Binia senkte den zierlichen Kopf. Nach einer langen Pause hauchte sie kaum hörbar und in zitternder Scham: „Mein Vater."

„Ja, dein Vater!“ bestätigte Josi vorwurfsvoll.

Ihr stürzten die Thränen aus den Augen, mit einer raschen Wendung kniete sie vor ihm.

„O Josi! — Josi! — Ich weiß, daß ich an allem schuld bin. Aber — o Josi — wenn du keinen Fetzen auf dem Leib hättest und noch zehnmal mehr Läuse auf dem Kopf, ich liebte dich doch!“

Ihre molligen kleinen Hände umspannten seine ausgemergelten Finger, sie sah ihn so rührend demütig an und ihre Stimme bebte wie ein Glöckchen: „Ich habe ohne Absicht über dich gelogen — ich war so krank — aber ich will gewiß alles an dir gut machen, Josi!“

Ihre Lippen berührten seine Hände, ihre Thränen liefen durch seine Finger, er wollte reden, aber er schluchzte nur: „Bini — Bini, wie lieb bist du mit mir.“ Der wunderbare erste Gruß aus einer Welt, die er verloren hatte, ging über seine Kräfte.

Da verzerrte sich Binias Gesicht: „Va —“

Ein Peitschenhieb sauste durch die Luft — das Blut strömte über die Wangen Josis.

Vor den beiden stand furchtbar der Presi. Sie hatten das Kommen seines Wagens überhört, er hatte das Vorspanntier ohne Hüterin getroffen und Binia gesucht.

Einen Augenblick waltete die Ruhe grenzenloser Ueberraschung.

Binia starrte entgeistert auf das blutüberströmte Haupt Josis. Da riß sie der Presi hinweg.

X.

Was man in St. Peter erlebte!

Vor einigen Tagen war es gewesen. Da hatte der Pfarrer, der zwischen Tag und Nacht von Hospel kam, im Teufelsgarten ein unheimliches Stöhnen gehört. Er war ihm als Diener des Herrn, der den Satan nicht zu fürchten hat, nachgegangen und hatte Josi Blatter, den Rebellen, gefunden, den man verhungert und erfroren glaubte. Er hatte Anzeige beim Garden, dem Vormund des Burschen, gemacht, und dieser den schwerkranken, blutrünstigen Jungen, der vor Entkräftung nicht mehr gehen konnte, mit einem Wägelchen in seine Wohnung geholt.

Und gestern war ein neues Ereignis gekommen. Der Presi hatte, ohne daß er vorher mit einem Menschen davon gesprochen hätte, fast heimlich und über Nacht Binia aus dem Dorf fortgeschafft. Wohin? — Die Bärenwirtin erzählte den Dörflern, die es hören wollten, sie sei in eine Erziehungsanstalt verreist, wo sie die fremden Sprachen lerne, die man im Verkehr mit den Sommerfrischlern brauche.

„Es ist aber doch seltsam," sagten die Leute, und sie ergingen sich in allerlei Mutmaßungen, doch ohne die Ursache der plötzlichen Reise zu ergründen.

Und heute hatte der Gemeinderat einstimmig beschlossen, daß Kaplan Johannes den Gemeindebann verlassen müsse, da er einem minderjährigen jungen Menschen Unterschlauf gegeben und in der Auflehnung gegen die Behörden unterstützt habe.

Der Pfaffe schlug ein lautes Gejammer an und eilte in alle Häuser, wo er auf Gehör rechnen konnte. „O, der meineidige Rebell. Wem als mir hat es St. Peter zu danken, daß das Dorf noch steht. Ich schwöre es, er hat es an allen vier Ecken anzünden wollen, nur mit den höchsten Formeln habe ich ihm die Hände binden können. Aber wißt, wißt: Durch den Rebellen Josi Blatter wird früher oder später ein Unglück, wie noch keines erlebt worden ist, über das Glotterthal kommen. Ein Alraun hat es mir im Spiegel gezeigt: Die Kirchhofkreuze hat man in St. Peter ausgerissen und die ganze Gemeinde hat geschrieen: ‚Laßt uns den Uebelthäter erschlagen!‘ Und der Bären lag in Schutt und Asche.“

Die Zähne der Weiber klapperten, doch die gruseligen Erzählungen retteten den Kaplan nicht. Gerade die ruhigeren Bürger drangen darauf, daß er jetzt mit fester Hand aus dem Thal vertrieben würde: „Er macht das Dorf verrückt,“ sagten sie, „denn die Weiber glauben ihm.“ Der Presi, der sich selber zürnte, daß er Johannes zu lange hatte gewähren lassen, schickte kurzerhand ein paar Mann nach dem Schmelzwerk, die das Gerümpel des Kaplans aus der Ruine warfen und sie so weit abbrachen, daß sie sich nicht mehr zur bescheidensten Wohnstätte eignete.

Dafür war besonders der Pfarrer dem Presi dank-

bar — jetzt, in alten Tagen, konnte er ungestört das Wort Gottes säen, der böse Feind, der immer das Unkraut des Aberglaubens dazwischen gestreut hatte, war vertrieben. Zum Dank dafür richtete der alte Priester, der es sonst für klüger hielt, sich nicht unmittelbar in die Angelegenheit der Bauern zu mischen, am Sonntag ein kräftiges Wort an seine Herde und bat darin, daß man sich des wiedergefundenen Josi Blatter, der in aller Verirrung nichts Böses gethan, in Liebe erbarme.

Die einen hingen nun an Kaplan Johannes, die anderen am Pfarrer.

Inzwischen genas Josi.

Eines Tages spürte er das Gesicht Bronis über sich und er hatte einen wunderschönen Traum: Er, Broni, die Mutter und Binia saßen auf dem Felsen über dem Haus, sie sangen: „Du armer Knabe, schlaf am Meere," und die goldenen Schwingen der Abendluft brachten ein leises Echo von den Bergen zurück. Plötzlich aber fing es an zu regnen, die heiße Erde kühlte sich, die Blumen erhoben die Häupter, die ganze Welt trank das köstliche Naß. Der Regen kam aber nicht vom Himmel, es waren Thränen Bronis!

Ja, sie fielen auf seine Wange. Er erwachte, sah Broni, lächelte, dann fielen ihm die Augen müde wieder zu und er träumte weiter.

Als ein wackerer Mann hatte sich der Garde des verlorenen Sohnes erbarmt, der wiedergefunden war. Er schlachtete zwar kein Kalb zu seinen Ehren, aber er beruhigte die Gardin, die über den unerwarteten Familienzuwachs ungehalten war.

„Hätte Fränzi zehn Kinder gehabt, ich glaube, du

würdeſt mir alle zehn an den Tiſch bringen — ſind wir eigentlich das Waiſenhaus von St. Peter?"

Sie war kein unbarmherziges, ſondern ein zu Wohlthaten für andere geneigtes Weib, das keinen Vorwurf der Härte auf ſich kommen ließ, aber Joſi litt ſie nicht wohl. Seit man ihn gereinigt und ihm das Haar geſchnitten hatte, war er in aller Verelendung, mit ſeinem blutroten vernarbenden Riß über die Wange, der hübſchere Burſche als Euſebi. Und doch hätte ſie auf der Welt nichts Lieberes gehabt als einen eigenen ſchönen Sohn, als ein ganzes Haus voll ſchmucker Kinder, Knaben und Mädchen. Heimlich neidete ſie nicht nur alle Frauen, die hübſche Kinder beſaßen, ſondern auch der Anblick fremder ſchöner Jugend bereitete ihr Herzeleid.

„Aber Frau, ſiehſt du nicht, wie Euſebi wächſt und erwacht? Nimm den Segen nicht mit unchriſtlicher Rede von ihm. Ich habe eine Hoffnung, die iſt ſo groß, daß ich ſie nicht verraten darf," mahnte der Garde.

„Thun wir nicht genug an Broni?" fragte die Frau.

„Was genug iſt, weiß der Herrgott — ich meine, bis er wieder ganz geſund iſt, bleibt der arme Burſche da."

Murrend fügte ſich die ſtolze Gardin.

Vor dem Haus ſaß Joſi auf dem Dengelſtein, er ſonnte die ſich kräftigenden Glieder und ein unſägliches Glück ſummte in ſeinem Kopf. Der Garde hatte ſehr ernſt und väterlich mit ihm geredet. Alles hatte er ihm bekennen müſſen, was er das Jahr lang als Rebell erlebt hatte. Dann hatte er ihm in die Hand verſprochen, daß er ſein Leben lang nie mehr mit Kaplan Johannes verkehre und dem Preſi nichts nachtragen wolle.

„Nein — nein," verſicherte Joſi, er war ja über-

glücklich, daß er durch den Streich des Preſi wieder unter die rechten Menſchen gekommen war.

So viel war der grauſame Hieb ſchon wert.

Da ſchlarpte der letzköpfige Pfaffe heran und redete dem Burſchen, der in einem hübſchen Kleid aus einem alten Sonntagsgewand des Garden ſteckte, ſchmeichelnd zu: „Du liebes Söhnchen, komme mit mir — bei Fegunden baue ich eine Einſiedelei — du biſt es mir für den Winter ſchuldig, daß du mir ſommersüber Kryſtalle ſuchſt. Im Herbſt will ich dich loslaſſen.“

„Gebt Euch keine Mühe, Johannes, mit Euch bin ich fertig,“ erwiderte Joſi, den Blick verachtungsvoll von ſeinem Peiniger wendend.

Da wütete der Schwarze gräßlich: „O du räudiges Schaf — du Lügner — du teufliſcher Judas. — Deinetwegen werde ich aus St. Peter vertrieben — Du Satansaas! — du vom Teufel Gezeichneter — du ekliger Dämon! — ich weiß es, du liebſt den Balg des Preſi noch, aber auf des Teufels Großmutter reite ich, wenn ihr die Hände nacheinander ſtreckt, zwiſchen euch; meine weiße Seele werfe ich dafür hin, daß ihr nie zuſammenkommt.“

Joſi lächelte über die Ohnmacht des Tobenden: „Thut, ſo wüſt Ihr wollt, ich glaube nicht an Eure ſchwarze Kunſt.“

Mit entſetzlichen Flüchen ging der Kaplan. Joſi lächelte immer noch verträumt in ſich hinein. In die Schläfrigkeit der Geneſung gaukelten die lieblichſten Bilder: Binia und Broni! — Broni und Binia! Es war ihm, als habe die Begegnung mit Binia im Teufelsgarten allen ſeinen Gedanken eine andere Richtung gegeben, ſein Weſen mit Licht übergoſſen.

Wie ein Engel war sie in den dunklen Kreis seines Elends getreten, er schämte sich, daß er sie so viele Jahre in seinem Herzen nie anders als die „Giftkröte" genannt hatte. Er sann allerlei schöne Namen aus für sie. Glich sie nicht jenem leuchtenden Krystall, den man Tautropfen nennt?

„Tautröpfchen, Tautröpfchen, du liebes, wo bist du jetzt?"

In seiner Brust brannte das Mitleid mit der, die seinetwegen aus dem Thale hatte gehen müssen.

Der Garde hatte ihn zwar eindringlich gemahnt, daß er sich jeden Gedanken an Binia aus dem Kopf schlage, das sei überspanntes Zeug, aber ihm klang es immer in den Ohren: „Wenn du keinen Fetzen auf dem Leib hättest und noch zehnmal mehr Läuse auf dem Kopf — o Josi — ich liebte dich doch." Das rauschte wie Orgelton durch seine Sinne; wenn es auch der Garde nicht ausdrücklich gewünscht hätte, so hätte er es schon um Binia gethan: er sagte keinem Menschen, woher der häßliche rote Strich auf seiner Wange kam.

Dafür mußte er es freilich dulden, daß ihn jeder, der des Weges ging, mit neugieriger Scheu betrachtete und die Leute von St. Peter es einander zuraunten: „Seht, der Kaplan Johannes hat doch recht, der Teufel hat den Rebellen gezeichnet, damit er ihn kennt, wenn er ihn holen kann."

Die Geschichte machte dem Garden schwerer als Josi selbst. Mit gelassener Ruhe suchte er für den Burschen bei rechtschaffenen Leuten einen neuen Dienst, erhielt aber überall ausweichenden Bescheid: „Ja, als er zu Bälzi kam, hätten wir ihn auch genommen, aber jetzt — man

weiß nicht, was er in dem Jahr aufgelesen hat und einem ins Haus bringen würde. Und hat er nicht St. Peter anzünden wollen?“

Doch forderte wenigstens niemand mehr, daß man ihn ins Gefängnis werfe. Den breiten, schwerfälligen Garden aber hielt das Dorf für einen gutmütigen Narren.

Der obdachlos gewordene Kaplan Johannes ging erst aus der Gemeinde, als man ihn bei knappstem Futter einige Tage eingesperrt hatte. Sein Abschied waren gräßliche Flüche auf den Presi: „Holt der Satan nicht ihn,“ schwor er mit rollenden Augen, „so holt er sein Kind.“

Der Presi hatte aber genug Arbeit mit den Fremden, die wieder nach St. Peter kamen und mit fröhlichem Lachen durch das Bergthal schweiften — Schweizer, Deutsche, Franzosen und — der erste Engländer. Auf diesen war er besonders stolz, erst die Engländer gaben seiner Meinung nach einer Sommerfrische die Vornehmheit, die man sich wünschte.

Ein Lord war nun freilich George Lemmy nicht, aber — was fast ebensoviel bedeutete — ein Ingenieur der britischen Regierung in Indien.

Er war bergsteigermäßig gekleidet, trug Nagelschuhe, grünwollene Strümpfe mit gewürfeltem Muster, graue Kniehosen, graue Jacke und grünen Filz. Er war ein Dreißiger mit blondem, kurzgeschnittenem, zugespitztem Bart, gelblichem, ausgemergeltem Gesicht, prachtvollen Zähnen, ein Mann von beinahe schwächlichem Körperbau, aber von überraschender Energie des grauen Auges und der Haltung. Er wußte immer genau, was er wollte, und setzte es mit einer gewissen Schärfe durch. Und als

der Presi die wissenschaftlichen Apparate sah, die sich Georg Lemmy nachführen ließ, galt es ihm für ausgemacht, daß er ein Besonderer sei.

„Nun, Herr Bärenwirt, hätte ich gern einen vertrauenswürdigen Mann oder Burschen, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, als Träger und Begleiter.“ Der Engländer sprach sein Deutsch gut, wenn auch mit stark englischer Betonung.

Der Presi stellte ihm den lustigen Thöni Grieg zur Verfügung. George Lemmy pfiff eine Melodie vor sich her und maß den Burschen mit einem scharfen Blick: „Well, ich will ihn prüfen!“ Aber am dritten Tag kam er wieder: „Ich mag Thöni nicht, er schwatzt mir zu viel, er ist eingebildet wie ein Hahn und schwindelt, daß die ganze Geographie dieser Gegend ins Wanken kommt.“

Da machte der Presi ein langes Gesicht: Was verstand der frisch angekommene Engländer von der Gegend? Er wagte einige Einwendungen, man sei mit Thöni bis jetzt immer zufrieden gewesen, der Ingenieur aber schlug seine Karten auf und erklärte dem Presi die Aufschneidereien Thönis mit Heftigkeit.

Der Presi stand und that so, als ob er auch etwas von den Karten verstände, und seufzte verlegen.

„Ich will mir selbst einen Mann suchen.“ Damit klappte der Ingenieur die Karten zusammen. Er hatte sich beim Presi in einen großen Respekt gesetzt, Thöni aber, der sonst so aufgeblasene junge Herr, schlich herum wie ein gezüchtigter Hund. Er wußte es schon, wie oft er die Fremden mit den tollsten Angaben beschwindelt hatte. Jetzt war er an den Unrechten geraten. Und der Presi sah's kommen: Sein erster Engländer fand

in St. Peter keinen, der mit ihm ging — er reiſte wieder ab.

Nein, nach einer Stunde kehrte der Ingenieur zurück, pfiff vor ſich her und lachte befriedigt: „Ich habe ihn ſchon — habe ihn ſchon“ — und rief Joſi Blatter, der etwas zögerte, vor dem Preſi zu erſcheinen, luſtig zu: „Komm, zeige dich, Boy!“

„Teufel auch,“ knirſchte der Bärenwirt leis, und als er die rote Narbe auf der Wange des Burſchen ſah, ging ihm doch ein Stich durch die Bruſt.

„Joſi, iſt der Garde auch einverſtanden, daß Ihr Bergführer werdet?“

Joſi war über zweierlei verwundert, über den freundlichen Ton, den der Preſi anſchlug, und darüber, daß er ihn mit „Ihr“ anredete. Er ſtotterte es beinahe: „Ja, ich finde halt ſonſt nichts zu thun.“

So war's! Mit ſchwerem Herzen hatte der Garde, als die Augen des Jungen hoffnungsvoll aufflammten, eingewilligt, daß er mit dem Fremden gehe. Nur aus bitterer Verlegenheit, nur weil ſich niemand des Burſchen annehmen wollte, weil die Gardin ſtets über den ungebetenen Koſtgänger murrte, obgleich der kaum Wiedergeneſene überall tüchtig zugriff, wo er etwas zu thun ſah.

„Was denkt das Dorf? — Wohl, er, er, der Garde, helfe mit am Hudligwerden!“

Als der Preſi den Beſcheid des Garden hörte, lächelte er ſonderbar befriedigt, aber Joſis Geſicht verfinſterte ſich, er erriet, was ſein Gegner dachte, und der Engländer mit den ſtechend klugen Augen merkte, daß die beiden übers Kreuz ſtanden. Luſtig ſagte er: „Bitte, beſorgen Sie meinem Boy ein Neſt, er kann, wo er bis

jetzt gewohnt hat, nicht bleiben. Haben Sie im Bären einen Schlupf für ihn?"

Das war nun dem Presi doch zu viel. Er ging zu den armen Leuten, die in Josis Vaterhaus wohnten, und mietete dort für den Burschen das Dachkämmerchen, in dem er zu Lebzeiten seiner Eltern geschlafen hatte. Ein saurer Gang, aber der Presi wollte es mit dem Garden, der das Häuschen und den Acker verwaltete, nicht ganz verderben und der grollte ihm wegen Josi schwer.

Als er zurückkam, meinte Thöni eifersüchtig: „Ihr werdet es doch nicht zugeben, daß der Rebell Führer wird!"

Da schnauzte ihn der Presi an: „Ich glaube, daß der eher auf einen grünen Zweig kommt als du."

Thöni hatte seine Schwächen. Das wußten nicht nur der Bärenwirt und seine Frau, sondern bald auch die Gäste. Die Damen, die in der Sommerfrische waren, trieben häufig ihren heimlichen Ulk mit dem fröhlichen Jungen, indem sie seine kleinstädtische Galanterie herausforderten und dann mit ihrem Spott über ihn fielen.

Das brachte den Wirtsleuten manchen stillen Aerger und oft donnerte der Presi: „Herrgott, Thöni, so ziehe doch einmal die Bubenschuhe aus. Du bist ja der Narr aller."

Dann stellte sich der schöne Thöni einige Tage beinahe hochmütig gegen die Fremden, aber er erlag ihren Schelmereien immer wieder.

Jetzt merkte er erst, wie wild der Presi über seinen Mißerfolg bei dem Engländer war, und nachdem er zuerst mit dem größten Hohn auf Josi Blatter gesehen, haßte er ihn. Eines nur ließ ihn den Engländer leicht ver-

schmerzen, die Lasten, die er dem Rebellen zu tragen aufbürdete!

Jeden Morgen erwartete Josi seinen Ingenieur und schleppte ihm die Instrumente, insbesondere den photographischen Apparat, nach. George Lemmy photographierte, indem er dazu fortwährend pfiff, Berge, Häuser, Bäume, Viehgruppen, spielende Kinder. Selten aber sprach er ein überflüssiges oder gar ein freundliches Wort zu seinem Gehilfen, doch gab es in seinem Verkehr so viel Neues zu sehen, daß Josi das Leben überaus kurzweilig erschien. Er lernte die Instrumente handhaben und die Furcht, sein Herr würde ihn eines Tages entlassen, verschwand vor dem beglückenden Gefühl, daß er ihm nützlich sei.

Freilich, hart genug ließ es ihm der Ingenieur werden, doch just, wenn er mit den letzten Kräften noch aushielt, indem er an die guten Vorsätze dachte, die er in der Einsamkeit seines Rebellentums gefaßt hatte, lächelte sein Herr: „Boy, ich glaube, wir arbeiten gut zusammen."

George Lemmy war einer von denen, die mit sich selbst und anderen erst zufrieden sind, wenn sie von der Mühe des Tages am Abend zusammenbrechen.

Eines Tages drohten ihm die von St. Peter, sie würden ihm die Bildermaschine zusammenschlagen, wenn er sie und ihre Häuser damit nicht unbehelligt ließe; nun war er wütend über die „Pfahlbauern", wie er sie nannte, und sein Zorn wuchs noch, als der Presi, der „Oberpfahlbauer", erklärte, er könne ihn nicht schützen, man müsse die von St. Peter nehmen, wie sie seien.

Abreisen! — Allein George Lemmy war verliebt in das Glotterthal und wandte nun seine Aufmerksamkeit

den heligen Wassern zu. Ihretwegen war er ja eigentlich ins Thal gewandert.

Er war von Bräggen im Oberland nach Hospel gekommen und hatte dort zufällig ein überraschendes Volksbild erlebt. Ein Ausrufer gab unter Trommelschlag den Leuten, die aus der Kirche strömten, bekannt, daß die Versteigerung eines „Baches" stattfinde. Neugierig schaute er zu, wie sich die Bauern in ihren halbleinenen Hosen und roten Westen sammelten, wie die Frauen, Mädchen und Buben sich in ihren malerischen Trachten an die blumenumsponnene Kirchhofmauer lehnten, auf der Straße der Präsident, der Garde und der Schreiber von Hospel Stellung nahmen und einen von den hundert Fäden, in die sich die heligen Wasser beim Flecken teilen, für den Sommer versteigerten. Sie schlugen ihn dem Meistbietenden zu, der damit das Recht erlangte, den Faden Woche um Woche während drei Tagen zu benutzen. Jedes Angebot malte der Schreiber mit großen Zahlen an ein Scheunenthor, damit jedermann ein klares Bild vom Gang der Steigerung erhalte, und aus dem Eifer, mit dem die Bauern boten, spürte der Ingenieur, wie wichtig ihnen der Besitz des Wassers sei. Bei der Gasttafel sprach er mit dem Kreuzwirt darüber: „Warum versteigert man das Wasser nur für die ersten Tage der Woche?" — „Nach einem alten Gesetz gehört es Donnerstag, Freitag und Samstag jedermann, also den Armen." Und sie redeten von den heligen Wassern so lange, bis den Ingenieur eine große Neugierde dafür gefaßt hatte.

Jetzt studierte er sie. Er maß und photographierte ihren Einlaß am Gletscher, folgte den Känneln, bestimmte

an vielen Stellen zwiſchen St. Peter und Hoſpel die Wärme des Waſſers, merkte ſich die Gefälle, die Waſſermengen, die durchfloſſen, verpfropfte zahlreiche Waſſerproben und zeichnete draußen in den Reben von Hoſpel die geeichten eiſernen Schaufeln und Scheiben, mit denen die Winzer die Verteilung des Waſſers beſorgen.

Joſi verſtand nicht alles und ſah den Zweck nicht für alles ein, was der Ingenieur that, aber er ſpitzte die Ohren und hörte es gerne, wenn George Lemmy über die heligen Waſſer ſprach.

Der Engländer forſchte nach hundert kleinen Dingen, und wenn ihn die anderen Gäſte ſoppend fragten, ob er denn nicht mehr von der großen Klapperſchlange loskomme, antwortete er lachend: „Laſſen Sie mich. Sie iſt ein merkwürdiges Stück Bauerngenie, ein Rieſenlaboratorium der Natur. Hier meine chemiſchen Ergebniſſe: Die Leitung führt in ihren Waſſern jede Woche hundert Zentner Schlamm, darunter zehn Pfund reine Phosphorſäure, ſieben Pfund Kali und hundertfünfzehn Pfund Bittererde. Stattliche Düngerfabrik, was? Und der analytiſchen Wertung entſpricht die praktiſche Erfahrung. Drüben am Hochpaß haben Sie die Wäſſerwaſſerfuhre der Liſſa. Als vor zwanzig Jahren ein Erdbeben ſie auf weite Strecken zerſtörte, konnte, wie amtlich belegt iſt, die Berggemeinde Zuenzirbeln bald nur noch fünfzig Stück Vieh erhalten, während vorher zweihundert reichliche Weide auf ihrem Gebiet gefunden. So giebt es genug Nachweiſe, daß die ſonnenwarmen Gletſcherwaſſer den Ertrag des Bodens verdrei- und verfünffachen. Laſſen Sie alſo die Heligen ruhig klappern — ich erwäge ſogar ernſthaft, ob ich der britiſchen Regierung nicht vor-

ſchlagen will, daß ſie vom Himalaja herunter in benachbarte Diſtrikte Indiens ähnliche Leitungen baue."

Wörter, die Joſi nie zuvor gehört, ſchwirrten ihm im Verkehr mit dem Ingenieur um den Kopf und die heligen Waſſer ſchienen ihm, ſeit ſich George Lemmy damit beſchäftigte, ſelber viel wunderbarer als je zuvor.

Eines Tages ſchritt er mit George Lemmy den ſchwindligen Weg über die Kännel an den Weißen Brettern, und mit Staunen ſahen Einheimiſche und Fremde die beiden Akrobaten an den ſchimmernden Wänden.

Joſi war es ein unvergeßlicher Tag. Als er an der Stelle ſtand, wo ſein Vater geſtürzt war, pochte ſein Herz in der Bruſt, und als ſie in der Mitte des ſchrecklichen Pfades, das in leichten Dunſt getauchte Thal tief unter ſich, eine Viertelſtunde ruhten, da ging ihm der Mund über und er erzählte dem Ingenieur das Leiden und Sterben des Vaters.

George Lemmy ſagte auffallend wenig dazu, er war und blieb der trockene Engländer. Aber Joſi fühlte doch ſeinen Blick der Teilnahme. Erſt als ſie aufſtanden, meinte Lemmy faſt ſcherzhaft: „Joſi, neunzehnjähriger Boy, werde Ingenieur und führe die Leitung ſicher durch die Felſen. Es giebt jetzt in unſerer Wiſſenſchaft Mittel genug, daß man auch dieſe Schlange zähmt. Nicht wahr, das wäre ein Streich für die Pfahlbauer von St. Peter, wenn es keine Waſſerfron mehr gäbe."

Ein jähes Feuer flammte aus den Augen Joſis.

Er ſchwieg, aber vor Erregung konnte er auf der zweiten Hälfte des ſchmalen Weges faſt nicht gehen.

Als ſie am Abend ins Dorf zurückkamen, ſchlang

Broni die Arme um den Bruder: „O, was die Leute ſagen! Weil du unnötig über die Kännel an den Weißen Brettern gegangen biſt, ſo habeſt du für die nächſte Waſſertröſtung das Los auf dich gezogen.“

Da lächelte Joſi kühl geheimnisvoll: „Die Leute ſagen, wenn der Tag lang iſt, viele Thorheiten — aber ich glaube ſelbſt, daß ich einmal wie unſer Vater ſelig an die Weißen Bretter ſteigen muß.“

Broni ſah ihn erbebend an: „Joſi, du biſt früher ein ſo artiger lieber Bub geweſen, und jetzt biſt du ein ſo Beſonderer worden, ſo ein Geheimnisvoller, daß es mir bald wie den anderen Leuten geht, daß ich dich zu ſcheuen und zu fürchten anfange.“

„Sei nicht ſo närriſch, Broneli,“ ſchmeichelte Joſi und blickte zufällig nach den Firnen der Krone.

„Am Ende gehſt auch noch dort hinauf, wo die armen Seelen hauſen! Joſi! Verſprich es mir, daß du es nicht thuſt. Denke an den ſeligen Vater, denke an die ſelige Mutter!“

Je inniger das Mädchen flehte, um ſo finſterer zog der Bruder das Geſicht: „Alle Tage denke ich an ſie, aber wenn George Lemmy es wünſcht, ſo gehe ich mit ihm auch auf die Krone. In jedem folge ich ihm.“

„Dann ſtürzeſt du dich ins Unglück,“ jammerte das Mädchen. Joſi aber ſchritt mit einem nachdenklichen Lächeln in ſein Nachtquartier.

„Was man doch um einen ſo lieben Bruder für Kummer hat!“ Bronis ſchöne blaue Augen wurden trüb. Als indeſſen der Anteil des fremden Ingenieurs auch ſtark für die Sagen erwachte, die um die heligen Waſſer gingen, und ihn Joſi, der im Erzählen nicht beſonders

[illegible] Freude an dem aufmerksamen Zuhörer.

Bei Brom saß der Fremde an der vollen Tafel. Dem Bruder zuliebe besiegte sie die Scheu vor ihm, und dem Ingenieur gefiel das blonde schöne Mädchen, das seine Geschichten in der vollklingenden alten Sprache des Thales erzählte, ausnehmend gut.

Er behandelte es mit Auszeichnung. „Ein Brigante wie du bist, hat so ein Edelweiß zur Schwester!“ scherzte er zu Josi.

„Und also fügt es Brauch und Gesetz,“ erzählte sie mit errötenden Wangen, die Hände über das Knie geschlagen, „wenn ein Jungknabe ein Mädchen lieb hat und will mit ihm ein eigenes Feuer machen, so mag er sich beim Garden melden, daß er ihm einen Sommer lang in der Bestellung der heiligen Wasser zudiene und in der Wasserpflicht erfahren in den Stand des Hausvaters trete.

„Wenn ein Jungknabe, der Knechtlein oder sonst geringen Standes ist, ein Mädchen liebt und es vom Vater nicht erlangen kann, mag er die Liebe dem Garden darlegen und glaubhaft darthun, daß die Jungfrau einer Seele mit ihm sei, und legt er vor dem Garden und der Gemeinde das Gelübde ab, daß er beim nächsten Leitungsbruch an die Weißen Bretter steige, so soll der Gemeinderat Freiwerber für ihn werden. Will aber der Vater des Mädchens nicht einwilligen, so sollen die Nachtbuben und wer will unstrafbar den Lauf haben, ihn und sein Haus zu verhöhnen und dem Werber zu helfen, bis der Vater die Jungfrau dem Jungknaben giebt.“

Josi brannte das Gesicht, unruhig vor innerer Bewegung hörte er zu, obgleich er die Satzungen schon kannte.

Vroni ſah es wohl. „Wegen Vinia," dachte ſie.

Die Freude des Ingenieurs an Joſi wuchs und er befreundete ſich auch mit dem Garden.

Eines Tages erfuhren die Geſchwiſter aus dem Geſpräch der beiden, wer George Lemmy eigentlich ſei. Er habe zuerſt, erzählte er, an einer Hochſchule in England, dann zwei Jahre in der deutſchen Schweiz ſtudiert und auf ſommerlichen Exkurſionen die Bergwelt lieb gewonnen. Später ſei er nach Indien gegangen, wo ſchon ſein Vater Kolonialbeamter geweſen, und dort baue er im Auftrag der Regierung Straßen und Eiſenbahnen. Das Klima ſei aber unzuträglich, und nachdem er fünf Jahre in dem heißen Land gearbeitet habe, ſei er genötigt geweſen, längeren Urlaub zu nehmen. Den Sommer verbringe er jetzt im Gebirge, doch nicht bloß, um die Schönheiten des Landes zu genießen, ſondern auch um einen oder zwei tüchtige Bergführer anzuwerben. Er brauche die Leute als Pioniere beim Bau von Straßen, die man bedürfe, um die kleinen wilden Gebirgsvölker, welche die indiſche Nordgrenze unſicher machen, beſſer bekämpfen zu können. Ein Führer, den er von früher her kenne, ſei ſchon geworben, Felix Indergand zu Bräggen, und im Herbſt wollen ſie gemeinſam nach Indien reiſen.

„Felix Indergand kenne ich von manchem Markt, das iſt ein rechtſchaffener und einſichtiger Mann," ſagte der Garde. „Da habt Ihr einen Tüchtigen geworben."

„Und wenn ich nun auch den zweiten hätte," antwortete Lemmy.

Joſi taumelten die Sinne, Tag und Nacht dachte er nichts anderes, als ob wohl George Lemmy nicht ihn einladen würde, mit ihm nach Indien zu gehen. Was

würde er dann thun? Ein freudiges „Ja!“ würde er ihm zujubeln. St. Peter war für ihn doch kein Boden mehr und kein Glück. Was sollte er im Dorf beginnen, wenn der Ingenieur wieder abgereist war?

Broni ahnte die Pläne des Bruders. Als Josi eines Tages freudvoll zu ihr gestürmt kam, fragte sie erschreckt: „Hat dich Lemmy nach Indien angeworben, daß du so rote Wangen hast?“

„Nein,“ erzählte er hastig, „aber weißt du, wo Binia ist, ich weiß es! Der Knecht des Fenkenälplers war mit einer Viehherde im Welschland. Da hat er sie gesehen, wie sie mitten unter Klosterschülerinnen ging. Das Kloster heißt Santa Maria del Lago und liegt an einem schönen See. Denke, er hat mit ihr geredet, aber es war eine Nonne dabei — Bini läßt dich und mich grüßen!“

Josis Augen strahlten, der Gruß war für ihn eine Welt voll Sonne.

Nun hoffte Broni, der Gedanke an Binia werde Josi in St. Peter zurückhalten, aber — blieb er, so stieg er wohl bei der nächsten besten Gelegenheit für Binia an die Weißen Bretter und fiel wie der Vater zu Tode.

Die Kunde, daß Binia im Kloster Santa Maria del Lago jenseits des Hochpasses sei, erregte im Dorf große Verwunderung, namentlich als man von Hospel aus erfuhr, die besondere Thätigkeit der Nonnen der frommen Anstalt sei die Besserung solcher Mädchen aus wohlhabenden Familien, die sich irgend einen leichtsinnigen Streich hatten zu schulden kommen lassen oder auf deren Lebenswandel ein Makel lag. Fast mit Schaudern sprach man von den grausamen Mitteln, welche die frommen Damen

anwenden, um ihre wilden Zöglinge zu zähmen, die Dunkelzelle, das genagelte Scheit, auf das die Sünderinnen so und so viel Stunden knieen müßten, den Hunger, das Nichtschlafenlassen, das Bespritzen mit kaltem Wasser.

Um so mehr erregte der Aufenthalt Binias an diesem Ort Aufsehen in St. Peter. „Was hat sie verbrochen?“ — Darüber grübelte man, und dann löste die alte Susi in Tremis den erstaunten Dörflern den Knoten: „Binia und Josi Blatter haben vom Kaplan Johannes den bösen Segen empfangen, daß sie nicht voneinander lassen können. Jetzt wird sie im Kloster enthext.“

Da man nichts Besseres wußte, so glaubte man der Erzählung der Alten. Um so mehr, als der Kaplan, der von seinem Fuchsbau an der Berghalde von Fegunden aus immer etwa heimlich nach St. Peter kam, die Thatsache nicht in Abrede stellte, sondern nur geheimnisvoll lächelte und die lodernden Augen vielsagend spielen ließ.

Nun sah man den Rebellen, der auf einer Wange das Zeichen des Teufels trug, erst recht mit scheelen Blicken an.

Dem Presi lag es schief, daß der Aufenthalt Binias bekannt geworden war, ein Schatten fiel damit auf die Hausehre, obgleich es um das Kloster nicht so schlimm stand, wie die Dörfler erzählten. Wäre er nur den Warnungen des Kreuzwirtes in Hospel gefolgt! Von Anfang Sommer bis jetzt war in quälender Gleichförmigkeit die Frage: „Wo ist denn Ihre alpige Rose, Ihr Herzensmädchen?“ Tag um Tag, Stunde um Stunde wiedergekehrt. Dazu Ausdrücke des Bedauerns, die man nur mit Lügen beantworten konnte. Und ihm selbst fehlte sie, die zärtliche Maus, das Vögelchen mit den dunklen

Augen, in denen eine so wunderliche Welt schimmerte. Die Berichte der Priorin von Santa Maria del Lago über Binia lauteten auch nicht sonderlich. Sie bete alle Tage zwei Stunden mit einer Schwester für ihre Besserung, aber das Kind sei klug wie eine Schlange, so weit es ohne Strafe durchschlüpfen könne, sei es immer bereit, sich über die Nonnen lustig zu machen. Und im Hintergrund der Briefe versteckt sah der Presi einen frommen Drachen, der auf eine Novize lauerte wie der Teufel auf eine Seele.

Nein — nein, siebenmal nein! Keine Braut des Himmels wollte er, nein, er selber wollte sich freuen an seinem lieben Vogel, an dem zärtlichen Kind.

Eher als den Nonnen gäbe er sie Josi Blatter, dem Rebellen.

Aus Empörung über die sonderbare Liebeserklärung, deren Zeuge er im Teufelsgarten gewesen war, hatte er Binia in der Meinung fortgeschafft, daß sie das siebzehnjährige Köpfchen schon breche, wenn sie den furchtbaren Ernst seines Willens sehe. Das war wohl nötig, denn Binia und Josi Blatter kamen jetzt in das Alter, wo der Ernst des Lebens beginnt.

Dieser verfluchte Rebell! Er, den man schon tot gesagt hatte, lebte so gesund. Jeder andere wäre in dem furchtbaren Jahr der Einsamkeit zu Grunde gegangen, aber gerade er nicht, sondern er ging jetzt so tröstlich mit seinem Engländer, als hätte er nie etwas anderes gethan. Und merkwürdig, dachte der Presi, von dem Peitschenhieb, den er auf seine Wange geführt, weiß im Dorf kein Mensch ein Wort. Der Bursche schwieg auf alle Fragen, woher die Narbe komme, wie das Grab, und

ertrug es mit lachendem Mund, wenn die Leute sagten, der Hinkende habe einen Hufstreich in sein Gesicht geführt.

Dieses Benehmen verwirrte den Presi. Ihm war manchmal, er müsse Händel mit dem Burschen anfangen, der schlank und gerade wie ein Bolz heranwuchs, das Nächstliegende mit klugem Auge erfaßte, seine Tagesarbeit mit zäher Ausdauer that und sich sonst nicht um die Welt scherte. Den könnte man, dachte er, töten und begraben, am Morgen aber stände er wieder da in blühender Lebendigkeit und schaute, wenig redend, doch alles überlegend, mit seinem gescheiten Gesicht um sich.

Ausnehmend gut gefiel Josi der Frau Crescenz. „Merkt Ihr nicht, Präsident, daß das einer ist, der einmal euch allen in St. Peter über den Kopf wächst? Ich würde den alten Span, an dem nichts ist, ruhen lassen und zöge den Vorteil gegen mich. Stellt Josi Blatter als Führer ein, wir machen Staat mit ihm."

„So, Präsidentin!" donnerte darauf der Bärenwirt, „dürfen mir die Gäste nicht mehr selber sagen, was sie für thörichte Wünsche aushecken — müßt Ihr ihnen als Fürsprecher dienen? Gott's Wetter, da wird kein Heu dürr. Wo habt Ihr den Verstand?"

Eines Tages aber entstand in St. Peter ein großer Auflauf von Einheimischen und Fremden. Auf der Spitze der Krone sah man zwei schwarze Punkte — zwei Bergsteiger! „Der Engländer und der Rebell," rieten die Leute gleich, „es sind gewiß keine anderen." Was im Thal an Fernrohren aufzutreiben war, richtete sich auf den in erhabener Einsamkeit schwebenden Gipfel des reinen Firns. Seit vor fünfunddreißig Jahren jener Naturforscher ins Thal gekommen und von der Krone

über die Schneelücke nach St. Peter niedergestiegen war, hatte niemand mehr die wunderbare Spitze betreten. Von den Schleiern der Armenseelensage geheiligt schien sie den Menschen nichts weiter zu sein als ein göttlicher Altar des Lichtes, auf dem der Morgen und der Abend ihre Fackeln anzündeten, die Sterne in bleicher Mitternacht ruhten und arme Seelen sich büßend auf die Freuden des Paradieses vorbereiteten.

Jetzt war der Bann gebrochen. Die Fremden jubelten, sie schwangen den Kühnen zum Gruß mächtige Tücher und sahen durch die Ferngläser, wie die zwei Männchen auf der Spitze die Grüße erwiderten. „Ein patenter Bursche, dieser Boy des Ingenieurs!" widerhallte es im Bären.

Die Frauen von St. Peter aber jammerten und die Männer tobten: „Jetzt ziehen die armen Seelen aus, das Dorf muß untergehen, wäre doch der Rebell im letzten Winter erfroren, der bringt Unglück über das ganze Thal."

Die furchtbare Erregung wuchs, einzelne, die meinten, die Strafe des Himmels breche sofort herein, rüsteten ihre Siebensachen zum Auszug, andere stürmten zur Kirche: „Läutet die heiligen Glocken, damit die armen Seelen bleiben."

Der Pfarrer, der nicht an die Abgeschiedenen im Eise glaubte, erhob Einsprache — umsonst — die Glockenklänge rauschten durchs Thal und vermehrten die Verwirrung.

„Haben die von St. Peter schon wieder einen Heiligen zu verehren, den niemand kennt als sie?"

So fragten die Fremden verwundert, der Presi und Frau Crescenz aber gaben ausweichenden Bescheid.

Broni weinte herzlich: „Nun iſt er doch gegangen!“

Als die beiden Bergſteiger in der Abenddämmerung todmüde, aber mit erhobenen Häuptern in das Dorf ſchritten, da ballten ſich die Fäuſte und die Zurufe der erzürnten Dörfler ſchwirrten an Joſis Ohr: „Du Teufelshund — wärſt du doch im letzten Winter beim Kaplan verreckt!“

Und hinter den Häuſerecken hervor flogen die Steine um die Köpfe der beiden.

Der Preſi und der Garde gingen ihnen entgegen, beruhigten die ſchimpfenden Aelpler und Bauern, und ihrem Anſehen gelang es, die Tollkühnen, ohne daß ſich die von St. Peter an ihnen vergriffen, in den Bären zu führen.

Da bereiteten die Gäſte, die eben an der Tafel ſaßen, den Bergſteigern einen begeiſterten Empfang — beſonders Joſi.

George Lemmy nahm den Vorfall von der fröhlichſten Seite, mit dem Humor ſeiner Raſſe fand er, es ſei merk- und denkwürdig, ein ſolches Abenteuer erlebt zu haben.

„Bub! — Unglücksbub! — was haſt du angeſtellt? — du biſt ja deines Lebens nicht mehr ſicher im Dorf, komm morgen zu mir, wir wollen beraten, was zu thun iſt,“ knurrte der Garde und ging, nachdem er noch mit dem Preſi abgeredet hatte, daß Joſi zur größeren Sicherheit im Bären ſchlafe, mit tiefbekümmertem Geſicht.

Seine Worte klangen Joſi, obgleich ihn die Kletterei faſt zu Tode erſchöpft, die ganze Nacht in den Ohren wie die Poſaunen des Gerichts.

„Vater — Mutter,“ jammerte er in ſich hinein,

„was habe ich thun können, als mit meinem Herrn gehen.“ Mit zerschlagenen Gliedern und matten Sinnen erschien er am Morgen vor dem Ingenieur.

„Ich komme mit dir zum Garden!“ lachte der gutgelaunt.

Der Presi sah, auf der Freitreppe stehend, den beiden nach. Er wollte sich wegen der kühnen Bergbesteigung in einen großen Zorn auf Josi Blatter hineinreden, aber es gelang ihm nicht, der Mut des Burschen zwang ihn zu heimlicher Hochachtung vor ihm und er dachte an das Wort der Frau Cresenz: „Das ist einer, der euch allen in St. Peter über den Kopf wächst,“ er dachte an Binia — und seufzte.

Am Nachmittag kam der Garde in den Bären und saß mit dem Presi lange im oberen Stübchen.

„Ich habe mit dem Pfarrer geredet,“ berichtete der Garde, „er will die Leute, indem er von Haus zu Haus geht, zur Ruhe mahnen und am Sonntag einen Spruch, daß der Glaube an die armen Seelen im Eis eine wahrer Frömmigkeit widersprechende Thorheit sei, in die Predigt flechten. Ich aber mache mir eine Todsünde daraus, daß ich Josi mit dem Ingenieur habe gehen lassen.“

„Er ist ein Satan, der Rebell,“ lachte der Presi, „ich fürchte, er ist bald nicht mehr zu bändigen — das kommt, weil Ihr ihn immer beschützt.“

„O, ich habe ihm heute vor dem Ingenieur das Kapitel verlesen wie noch nie, aber nicht mit gutem Gewissen, Ihr und ich, wir sind verantwortlich für ihn und sein Thun. — Ihr von lange her — ich, seit ich ihm gestattet habe, daß er mit George Lemmy gehe. — Im übrigen giebt es eine Aenderung im Leben Josi Blat-

ters — ladet auf den nächſten paſſenden Tag den Gemeinderat ein. — George Lemmy, der Ingenieur, will ihn mit nach Indien nehmen. Wie ich den Burſchen ſo recht in die Zange gefaßt habe, hat mich der Engländer lachend unterbrochen: ‚Unnötige Mühe!‘ eine Lobrede auf Joſi gehalten und beſtimmt erklärt: ‚Ich nehme ihn mit mir!‘“

„Nach Indien!“ Der Preſi ſchoß auf. Hundert Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopf, am vernehmlichſten der: „Endlich von einem Alpdruck erlöſt!

Er beruhigte ſich aber und ſagte: „Das will doch erwogen ſein!“

„Lemmy hat mir verſprochen, daß er einen rechtſchaffenen Mann aus ihm mache — einen Ingenieur, ſo weit es Joſis geringe Schulbildung erlaubt — und, ich weiß nicht warum, ich habe ein ſeltſames Zutrauen zu dem Manne. Ich reiſe übrigens morgen eigens nach Bräggen, um mit Felix Indergand zu reden, der auch mit Lemmy über das große Waſſer geht. Schlaflos legt mich die Geſchichte, aber nach allem, was geſchehen iſt, kann Joſi nicht in St. Peter bleiben.“

„Das ſtimmt, das ſtimmt!“ erwiderte der Preſi kühl, „es iſt ein verdammter Streich, den uns die beiden geſpielt haben. Im übrigen, wie ſind die Bedingungen? Muß die Gemeinde etwas für ihn zahlen?“

„Nichts! Es iſt freie Hin- und Rückfahrt verabredet, Joſi muß wenigſtens drei Jahre bleiben und wird von Lemmy gehalten wie jeder andere, der unter ſeiner Führung ſteht.“ —

„So — ſonſt hätte ich vielleicht einen Beitrag dran gethan!“—

Der Garde ſah ihn mit einem Blick an, der ungefähr ſagte: „So ſteht es alſo um dein Gewiſſen, Preſi!“

Als er gegangen war, ſchritt der Preſi ſchwer auf und ab: „Heimkommen, Binia! — Die Luft iſt rein. — Seppi Blatter, wir wollen dafür ſorgen, daß dein Spiel verloren iſt!“ — Dann ſtutzte er: „Dieſer Joſi Blatter — der ſtirbt in Indien nicht. — Der kommt eines Tages wieder heim — und dann iſt die Not um Binia größer als jetzt. — Das Kind muß jung heiraten.“

Nicht lange, und die Nachricht, daß Joſi mit ſeinem Engländer in ein fernes Land gehe, flog durchs Dorf. Man kränkte ſich ſonſt in St. Peter, wenn, was bei Jahrzehnten nicht vorkam, ein junger Bürger in die Fremde zog. Nach der Meinung der Dörfler war es doch nirgends auf der Welt ſo ſchön, lebte es ſich ſo gut wie zu St. Peter. Und man betrachtete jeden als einen Verlorenen, der ſich außer Landes begab. Joſi Blatter, den Rebellen, aber ließ man gern ziehen. Die Kunde von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe beruhigte die Leute, und die Gäſte des Bären, die genußfreudige, vom ſchlichten frommen Sinn der Dörfler durch eine Welt anderer Anſchauungen geſchiedene Geſellſchaft falterte unangefochten wie ſonſt durch Dorf und Feld, auf dem bereits die Herbſtblumen zu blühen begannen.

Von dem Sturm, der bei der erſten Beſteigung der Krone das eingeborene St. Peter bewegt hatte, hatten ſie kaum Kenntnis erlangt.

Aus dem großen Thal kamen ein paar junge Bergſteiger, die von der überraſchenden Beſteigung der Krone gehört hatten, und wollten ſie mit Joſi Blatter wiederholen. Er aber wies ſie ab.

Thöni indessen, der an dem Tag, wo die beiden den Gipfel der Krone erstiegen hatten, in Hospel gewesen war und nach seiner Rückkehr mehr vom Ruhm der Gäste als von der drohenden Haltung der Bauern reden gehört hatte, wurmte die Eifersucht auf den Rebellen bis ins Mark.

Er ließ sich heimlich von den jungen Steigern als Führer mieten. Als ob er mit den Ehrgeizigen nur einen größeren Spaziergang auf den Gletscher, aus dem die Glotter fließt, unternehmen wollte, ging er mit ihnen in der Morgenfrühe weg. Erst am Nachmittag sah man erstaunt eine kleine Kolonne auf dem unteren Firn der Krone. „Die Wahnsinnigen gehen auf einem überhängenden Schneeflügel!“ riefen plötzlich Stimmen, und man hatte es kaum bemerkt, so brachen die fünf durch die Wächte. Zum Glück kollerten sie nicht sehr tief einer Wand entlang, aber nun saßen sie auf einer Felsenplanke, von der kein Ausweg zu sehen war. Sie schwenkten Tücher, daß man sie holen möge.

Und sicher war eins: Mußte das arme Fünfblatt dort über Nacht bleiben, so erfror es.

Der Presi wütete über Thöni, er sammelte dann eine Hilfskarawane, und die von St. Peter ließen sich, obgleich sie sich über den neuen Frevel wie über den ersten empörten und ihre Schadenfreude nicht verbargen, sofort herbei, die Rettung der Gesellschaft zu versuchen. Denn wo Menschenleben in Gefahr schwebten, waren sie, wie alle Leute der Berge sind: sie kannten nur die Pflicht der Hilfe.

Josi war in fiebernder Erregung: „Darf ich sie holen? Sie erfrieren, bis die Mannschaft oben ist,“ fragte er den Ingenieur.

„Well, hole die Unglückseligen, Boy.“ Und George Lemmy war, indem er die Hände in die Hosentaschen steckte und ein Liedchen pfiff, selber neugierig, wie der Bursche nun vorgehen würde.

Eine — zwei — drei Stunden! — Man sieht ihn! Wo scheinbar nur glatte Wände sind, klettert der ehemalige Wildheuerbub wie ein Kaminfeger durch Felsenrisse, eilt über schmale Kanten, ist wieder in einem Riß und klettert aufwärts!

Ein Dutzend Fernrohre folgen ihm. — Noch eine Stunde — die Hilfskarawane ist erst auf den oberen Alpen — da schwingt sich Josi auf das Band, wo die fünf armen Knaben sitzen.

Er hört die Jubelrufe aus dem Thale nicht, er weiß nur, daß er eilen muß, die Leute zu bergen, denn St. Peter liegt schon im tiefen blauen Schatten, nur noch an den Spitzen glänzt die Sonne.

„Du lausiger Rebell, dich haben wir nicht gerufen,“ empfängt ihn Thöni.

„Grieg, seid artig, sonst lass' ich Euch beim Eid über Nacht da oben hocken,“ erwidert Josi.

Die von Thöni Schlechtgeführten danken ihm überschwenglich, einer weint vor Freude. Josi mahnt: „Nur Mut! — gangbarer Fels und Schutt ist nicht weit, aber ein Umweg ist nötig.“

Er kennt die Gegend genau, er hat über der Planke manchen Tautropfen gebrochen, er löst auch jetzt einen, den sein geübter Blick in einer kleinen Höhle entdeckt hat, und steckt ihn wie zum Andenken in die Westentasche.

„Aufpassen!“ ruft er. Die Lotserei beginnt, sie geht im Bogen und Zickzack bergauf, bergab, den greifbaren

Vorsprüngen entlang. Er würde den halsbrecherischen Weg in einer Viertelstunde machen, aber er muß den Ermüdeten und von jedem Selbstvertrauen Verlassenen die Füße einstellen, die Handgriffe zeigen, die mutlos werdenden Zurückgebliebenen nachholen, einen um den anderen am Seil herunterlassen, eine Stunde fieberhafter Anstrengung vergeht, und sie sind noch nicht am Ziel — die Nacht ist gesunken — — aber jetzt! — endlich! — endlich hat die Gesellschaft ein sanftes Geröllfeld erreicht — Josi will jauchzen, er kann es nicht vor Erschöpfung. Heiser nur sagt er: „Ihr seid auch da, Grieg!"

Thöni spürt aber kaum den sicheren Boden, so fährt er Josi an: „Du hättest uns nicht zu holen brauchen, du Laushund, ich wäre schon losgekommen. Den Schimpf machen wir einmal handgreiflich aus!"

„Gut, Ihr könnt Euch nur melden!"

Um drei Uhr des Morgens kamen Josi, die Geretteten und die Hilfskolonne im Dorfe an. Einheimische und Fremde wachten. Unter der Thüre des Bären, wo ihm der Presi mit einem Ausdruck aufrichtiger herzlicher Achtung entgegentrat und beide Hände reichte, brach er, den Jubel der Glückwünschenden in den Ohren, zusammen.

Kaum hatte er sich am Morgen erholt, als ihn der Presi in jene Stube rufen ließ, wo sie sich nach dem Tod der Mutter gegenüber gestanden hatten. Als der mißtrauisch dreinblickende Bursche eintrat, empfing ihn der Bärenwirt fast feierlich. Er stand auf, stützte die Linke auf das Pult und reichte ihm die Rechte: „Setzen wir uns! Ich bekenne, daß ich Euch eine Weile unterschätzt habe, Blatter, sonst hätte ich Euch nicht zu Bälzi

gethan. Zunächſt danke ich Euch, daß Ihr die fünf geholt habt. Die Rettung iſt ein Ehrenblatt für Euch."

Joſi wurde feuerrot und verlegen, er ſtand bei dem Lob des Preſi wie auf Nadeln. Der Mann, der ſo mit Wärme und Achtung zu ihm ſprach, war der, der ihm die Peitſche ins Geſicht geſchlagen. Er war aber auch Binias Vater. Die Gedanken ſpannen ſich ineinander und verwirrten ihn.

„Ihr wollt alſo jetzt mit George Lemmy nach Indien. Das iſt ein abenteuerlicher Plan. Der Gemeinderat hat indes einſtimmig beſchloſſen, daß man Euch kein Hindernis in den Weg legen will. Im Frühling werdet Ihr ja volljährig und dann ſeid Ihr ohnehin der Vormundſchaft entlaſſen."

Der Preſi ſtand auf und langte in ein Pultfach; „Wenn man ins Leben geht, dann iſt es von beſonderer Wichtigkeit, daß man die Freiheit, ſich zu wenden und zu kehren hat. Die beſitzt man nur mit Geld. Ich möchte Euch einen Reiſepfennig mitgeben. — Ihr ſeht, wenn ich gebe, bin ich nicht klein!"

Er reichte Joſi etliche Blätter Banknoten. Der junge Mann fuhr auf, er wollte reden, aber das Wort blieb ihm in der Kehle ſtecken. Nur ein ſeltſames „Herr Preſi!" würgte er hervor.

So viel Geld hatte er natürlich noch nie beiſammen geſehen, dachte der Preſi, mißverſtand ſeine Bewegung und hielt ſie für Gier.

„Ich will keinen Dank, die Blätter ſind für das Herunterholen der Jungen, es iſt Rechnung und Gegenrechnung — nehmt ſie herzhaft."

Eine verwirrende Liebenswürdigkeit lag in ſeinem Ton.

„Ich will noch einmal ſo viel zulegen, Blatter. Gebt mir nur das Verſprechen in die Hand — daß Ihr — wenn Ihr je aus Indien zurückkehrt — mit Binia nichts zu ſchaffen haben wollt. — — Es kann nicht ſein — es darf nicht ſein. — Ich ſage es Euch in heiligem Ernſt: Ich leide es nicht — ich leide es nicht."

Düſter und trotzig waren ſeine letzten Worte.

Nun aber brach Joſi los: „Herr Preſi, glaubt Ihr, daß ich meinen Vater ſchände? Um wie viel weniger Geld habt Ihr ihn in jener Nacht gekreuzigt, daß er an die Weißen Bretter ſteige. Ihr meint, ich nehme je einen Rappen[1]) an aus Eurer Hand?"

Etwas Ergreifendes, Rührendes lag im Zorn des Burſchen, eine durch Beſcheidenheit gezügelte heiße Entrüſtung.

Seppi Blatter und Fränzi in einem, ein verdammt ſchöner Burſche, dachte der Preſi.

„Und Binia?" fragte er mit einem leiſen Seufzer, ſchon halb verſtimmt.

In den Augen Joſis loderte es, er keuchte: „Herr Preſi, ich bin kein Hudel. Behaltet das Geld, ich behalte mir das Recht, das Mädchen um ſeine Hand zu fragen, das mir am beſten gefällt. Und im Glotterthal iſt's ja noch ſo: Keine Jungfrau ſteht ſo hoch, ein ehrbarer Burſch darf um ihre Hand anhalten."

Seine Stimme bebte, der Preſi lachte ſcharf: „Gewiß darf er darum anhalten — es kommt aber nicht aufs Fragen, ſondern auf den Beſcheid an, den er erhält. — — Wollt Ihr das Geld, Blatter?"

---

[1]) Rappen, ſchweizerdeutſch, ſo viel wie ein Centime.

Das letzte sprach er mit hartem, höhnischem Klang.

„Nein, Herr Presi!“

Das tönte nicht herausfordernd, aber als wären die Worte von Granit.

„Du Steckgrind — ein Rebell bist und bleibst du!“ — Der Presi schrie es. — „Mit dir habe ich es gut gemeint. Ich habe wollen Frieden zwischen mir und dir machen — du bist aber ein Thor — ein wahnsinniger, verstockter Thor — — he, du und Binia? — Wo nimmt auch so ein Fötzel das Recht her, an so etwas zu denken?“

„Herr Presi, in drei Jahren wollen wir wieder zusammen reden, helf' mir der Himmel, daß Ihr mich dann nicht mehr so verachten könnt.“

Josi sagte es bescheiden — doch das Wort war Oel ins Feuer.

„Gottes Heilige hören es — die Tatze soll mir eher aus dem Grabe wachsen, eher soll ein Traum, den ich einmal gehabt habe, in Erfüllung gehen und Binia von einem Gespenst erschlagen werden — als daß ihr zwei zusammenkommt.“

„Ihr redet entsetzlich!“ Helle Thränen liefen Josi über die braunen Wangen. „Lebt wohl, Herr Presi!“

„Dich mögen in Indien die Königstiger fressen!“

Er donnerte es dem Forttaumelnden nach — —

„Ihr redet entsetzlich!“ Dem Presi klang der Ausruf Josis im Ohre fort, es lag darin etwas so Wundes, wie wenn ein Tier aus tiefsten Nöten schreit. Aus sich selber wiederholte er: „Ich redete entsetzlich!“ Ihm war, er müsse Josi zurückrufen, er müsse ihm noch etwas sagen. Ein seltsamer Einfall kam ihm. Er wollte zu George

Lemmy sprechen: „Seht mir Ihr Bärner da — er reißt mir als Bergführer.“ Eine wiederkehrende Empfindung durchrieselte ihn. Er konnte, war ihm, den schönen, gescheiten, rechtschaffenen, heimlich stolzen Burschen unendlich lieb haben — lieb wie einen Sohn, — er staunte, wie ihm der Gedanke angeflogen kam — er sperrte sich wütend dagegen — er zitterte — er schwitzte und schnaufte.

„Ich muß noch einmal mit ihm reden! — Seppi Blatter — Fränzi — Habt ihr Gewalt über mein Herz?“

Nach drei Tagen aber sammelte sich in der Morgenfrühe ein Häuflein Dörfler vor dem Bären, um Josi Blatter, den Abenteurer, abreisen zu sehen. Der Bärenwirt stand auf der Freitreppe und winkte, wie ein Wirt winkt, wenn ein so angesehener Gast wie George Lemmy geht. —

„Jetzt habe ich doch nicht mit ihm geredet.“ Seit einer Weile saß der Presi, den Kopf stützend, am Tisch. Und wütender über sich selbst als über Josi, murmelte er:

„Vinia erschlagen — nein — nein — das ist Wahnsinn.“

Bei sich selbst war er überzeugt, daß Josi Blatter in drei Jahren als Freier vor ihm stünde.

„Nun wohl — dann Gewalt gegen Gewalt.“

Da kam Thöni: „Ich führe das Gepäck des Engländers nach Hospel!“

„Gut — doch noch etwas! Der Schwager Kreuzwirt fährt Ende dieser Woche oder Anfang der nächsten über den Hochpaß. Ich lasse ihn um den großen Ge-

fallen erſuchen, daß er Binia aus dem Kloſter heim-bringt.“

Als Thöni gegangen war, lächelte der Preſi glück-lich: „Binia — wenn du ſchon an dem Burſchen hängſt und thöricht biſt wie alle Weiber — mein lieber Herzens-vogel biſt du doch!“

XI.

„Joſi Blatter bleibt ein verkehrter und geheimnisvoller Kerl bis ans Ende," ſagten die zu St. Peter, als ſie ſahen, daß er mit ſeinem Engländer das Glotterthal nicht auf dem Weg über Tremis, Fegunden und Hoſpel verließ, den doch alle ordentlichen Menſchen gingen, ſondern ſich mit ihm vom Haus des Garden über die unwegſame Schneelücke wandte.

An der Grenze zwiſchen Weltland und Weißland erhebt ſich ein altes verwittertes Holzkreuz, bei dem die Hirten ſommers über ihren Sonntagsdienſt halten. Bis dorthin, wo man eben noch die Kirche in der tiefen Thalſpalte ſieht, begleitete Broni ihren Bruder, bei dem Kreuz knieten die Geſchwiſter nieder und verrichteten zum Abſchied eine gemeinſame Andacht.

Mit Thränen in den Augen blickte Broni Joſi nach. Als ſie aber immer noch ihr Tüchlein ſchwenkte, da ſtapfte er ſchon unentwegt mit ſeinem Herrn in die große wilde Gebirgseinſamkeit hinein.

Ernſt, doch unverzagt hatte er die letzten Tage verlebt. Sie aber war vor Schmerzen vergangen: den Vater, die Mutter hatte ſie ſchon verloren — und nun verlor ſie auch den Bruder. Sie konnte nicht glauben, daß er

je wieder nach St. Peter komme. In ihrem Kopf und in ihrem Herzen summte das Kirchhoflied:

„Und als er stand an blauer See,
Da schrie sein Herz nach Berg und Schnee."

Sterben wird er vor Heimweh!

Während seine sanfte Schwester mit den großen Blauaugen in Thränen träumte, was doch so ein lieber Bruder für ein böser Mensch sei, schritt Josi tapfer in die Zukunft und mit seinem Herrn quer über Gletscher und Hochgebirge. Drüben in einer kleinen Stadt wollten sie Felix Indergand, der in einigen Tagen nachzukommen versprochen hatte, erwarten und dann von Genua aus die große Reise nach Indien antreten.

Ein herrliches Wandern. Die Luft war blau und herbstlich still. Aus der Höhe ertönte der Ruf der Zugvögel. Die vom Sommer ausgelaugten und ausgewitterten Gletscher lagen wie riesige Leichen da. Wenn es wahr wäre, was die Sage behauptet, wenn die Venediger wirklich bei ihrer Säumerei über die Schneelücke in Stürmen und Wettern Ladungen Silbers verloren hatten, so würde man sie jetzt wohl finden können.

Doch Josi dachte an etwas anderes. Konnte er nach Indien gehen, ohne zu Binia, die er für ewig verloren hatte, lebewohl gesagt zu haben?

Unter einem überhängenden Felsen, bei den Resten alter Jägerfeuer übernachteten sie. „Brigante, solche Nächte unter freiem Himmel wird es auch bei unserer Arbeit in Indien genug geben, nur ist es dann nicht so still wie hier, sondern die wilden Tiere schreien und brüllen ringsum!"

Allein als George Lemmy nachsah, schlief Josi schon.

Am Morgen standen sie auf einem mächtigen Firngrat, einem wunderherrlichen silbernen Wall, wo der Himmel so nahe schien, als könnte man den dunkelblauen Teppich mit der Hand streicheln. „Boy, wo ist jetzt das Glotterthal?“

Im gewaltigen Eisland, das sich gegen Norden dehnte, war ein kleiner dunkler Streifen wie ein Nebelchen sichtbar. Da konnte es Josi kaum fassen, daß er sein ganzes bisheriges Leben in der schwarzen Spalte zugebracht habe.

Dort saß Broni.

Wie sonnig lag die Erde! Weithin dehnte sich im Süden unter ihnen, wo die Berge ausgingen, geheimnisvolle Bläue. Ist das wohl das Meer? dachte Josi. Da wies ihn George Lemmy auf weiße Flecken, die in der Bläue schwammen, und sagte: „Das sind die italienischen Städte.“

Am folgenden Tag wanderten sie einem lebendigen klaren Wasser entlang durch eine grüne Berglandschaft und kamen auf die schöne Straße, die vom Hochpaß herniederführt.

George Lemmy aber hinkte, er war beim Abstieg durch den Wald über eine Wurzel gestrauchelt und hatte den Fuß leicht verstaucht.

Im ersten Dorf nahmen sie ein Wägelchen und fuhren durch den goldenen Abend.

Kirchen, Klöster und Schlösser hoben ihre Türme aus Kastanienhainen und in der Ferne schimmerte eine Stadt. Fröhliches Volk in bunten Trachten kam ihnen entgegen, Landleute, die vom Markt heimzogen, riefen ihnen den Gruß in einer fremden Sprache zu.

Der Kutscher, der wohl an Fremde gewöhnt war,

wies mit der Peitsche nach allen Sehenswürdigkeiten und erklärte den beiden in mangelhaftem Deutsch ihre Namen und Bedeutung.

Jetzt blitzte ihnen ein blauer See entgegen.

Auf einem felsigen Vorsprung erhob sich ein Kloster aus mächtigen Bäumen, unter denen ein Zickzackweg zu dem großen alten Bau hinaufführte. An weißen Kapellen vorbei, die den Weg schmückten, sah man das von Epheu umrankte Thor und durch die Bäume, die reichlich Frucht trugen, blitzte neben dem Kloster der See.

„Das sehr berühmte Kloster Santa Maria del Lago mit den dreihundertjährigen Pinien," erklärte der Fuhrmann.

Da überzwirbelte dem starken Josi das Herz.

Gleich hinter dem Hügel, auf dem das Kloster steht, lag die Stadt, und vor einem kleinen netten Gasthof hielt nach der Weisung George Lemmys das Fuhrwerk an. Da übernachteten sie.

Als Josi am Morgen nach George Lemmy sah, lachte dieser: „Josi, Brigante! Ich bin also zum Ruhen verdonnert, der Fuß ist elend geschwollen. Ich fürchte aber, daß du ein schlechter Krankenwärter bist, darum bleibe mir ein gutes Stück, mehr als dieses Zimmer lang ist, vom Leib. Die Wirtin wird dich unten füttern, doch strecke alle Tage den Kopf einmal herein. Da hast du etwas Klingendes in die leere Weste und hörst du: Wein, Wurst und Brot bestellt man hier zu Lande mit den Worten: Preg' un po' de vin u e un cu de gin com pan!

Und nun versuche einmal, wie sich's auf eigenen Füßen geht."

Josi war glücklich. Einige Tage frei. Und er war

jetzt ſo nah bei Binia! Aber die Welt war ihm ſo fremd, daß er kaum wagte, ſich zu rühren. Durfte er zu dem Kloſter hingehen und nach Binia fragen? Nein, nein! Der Knecht hatte es ſchon thun dürfen, denn er war ein alter ſtoppelbärtiger Mann ohne alles Verdächtige. Ihm aber würde alle Welt es anſehen, daß ihn die Liebe zu Binia hingetrieben.

Lange ſchaute er den Handwerkern zu, die unter den Bögen der Häuſer das Kupfer ſchmiedeten, das Leder klopften und das Holz bearbeiteten. Ein Schneider, der die Brille tief auf die Naſe gerückt hatte, ſang beim Flicken alter Kleider. Da fiel Joſi das Kirchhoflied ein, das er mit der Mutter, mit Broni und Binia geſungen, aber freilich, wenn er an den Preſi dachte, war ihm nicht ums Singen.

Eine Weile ſpäter ſtrich er doch um das Kloſtergut und ſang:

„Das Steingenelk, die Königskerzen
Erblühn voll Pracht im heil'gen Rund,
Sie ſteigen aus gebrochnen Herzen
Und jede Blume iſt ein Mund!"

Da horch! Wie er gegen den See hinkommt, antwortet jenſeits der epheuumſponnenen Kloſtermauer eine ſilberne Stimme mit der gleichen Melodie.

„O wie das weint, o wie das lacht,
Dem Flüſtern horcht die Sommernacht!"

Nur einige Takte, dann bricht das Lied ab. — Er hört eine keifende Frauenſtimme, dann helles Lachen von jungen Mädchen.

Er rennt davon.

Binia hat ihm geantwortet. Wer ſollte ſonſt Worte

und Melodie kennen? In der fremden Welt hat er ihre Stimme gehört. Es wird ihm feierlich zu Mut. Gewiß wird er sie auch sehen.

Aber, wie er so überlegte, wurde er ganz traurig. Was nützte es, sie zu sehen? Er wußte ja jetzt bestimmt und fest, daß sie nie zusammenkommen würden. Ihm war, der gräßliche Wunsch im Mund des Presi, Binia möge eher durch eine fremde Hand fallen, als daß sie mit ihm durchs Leben gehe, habe allen Segen, der auf seiner Liebe zu Binia ruhen könnte, hinweggenommen!

Und doch war, seit er ihre Stimme gehört, sein ganzes Wesen in einem Aufruhr der Hoffnung. — Binia sehen! sie sehen!

Am Abend wandte er sich an den Wirt, der einen großen weißen Schurz über seine leutselige Seele und seinen dicken Bauch gespannt hatte und vom Viehhändlerverkehr her etwas Deutsch radebrechte. Er fragte ihn, ob die Klosterschülerinnen in die Stadt zur Kirche kämen.

Nein, antwortete der Gastwirt, sie hätten eine eigene Kirche, die Klosterfrauen kämen nur an hohen Festen in die Stadt, aber sie besuchen mit den naschhaften Mädchen oft den Markt. Morgen sei es Donnerstag, ja, da kämen sie wahrscheinlich. Er möge um acht Uhr dort sein, wenn er die Verwandte sehen wolle, aber ansprechen dürfe er sie nicht, dazu müsse er sich schon im Kloster selbst anmelden.

„Die Verwandte!" Josi lächelte ein wenig über die Vorstellung des Wirtes.

Am Morgen war er früh auf dem Markt. Als es acht Uhr schlug, entdeckte er die kleine Klosterschule, einige Nonnen führten die Schar Mädchen, die mit braunen

und blonden Zöpfen einherwandelten und ihre Blicke neugierig über die Menge der auf dem Markt gehäuften Früchte warfen.

Binia war die Zierlichſte und Schönſte unter ihnen — ſo ſchön, daß er ſie kaum anſehen durfte. Sie errötete, ſie fuhr ein wenig zuſammen, als ſie ihn bemerkte, dann ſchaute ſie auf die andere Seite und hielt ſich dicht an die Schar der übrigen. Sie ſandte keinen Blick zurück.

„Jetzt ſieht ſie mich nicht einmal an," dachte Joſi, und ſchämte ſich, daß er ſich ſo feſt eingebildet hatte, Binia liebe ihn ſterblich.

Er war enttäuſcht, er wagte es nicht, der dutzendköpfigen Geſellſchaft, die ſich in eine Gaſſe verlor, zu folgen. Unruhig und verlegen ſchaute er in das bunte fremde Gewühl der Käufer und Verkäufer. Sollte er bleiben, ſollte er gehen? Eine Viertelſtunde, da drückte ihm ein blaſſer Junge, der einen Bündel Schuhe über die Schultern gehängt hatte, einen Papierſtreifen in die Hand. Der Knabe erwartete ein Trinkgeld und ging erboſt über Joſi, der vor lauter Neugier das Geben vergaß, mit einem „Brutto Tedesc" davon.

„Um elf Uhr vor der kleinen Pforte am See. Binia." Joſi hatte genug Arbeit, die paar Worte zu entziffern, das Blatt zitterte in ſeinen Händen. „Wohl, wohl ſie liebt mich," jauchzte es in ihm.

Wie lange es nicht elf Uhr wurde!

Pochenden Herzens ſtand er vor dem Pförtchen unter einem Kaſtanienbaum, der ſeine Aeſte in die Flut ſenkte. Da bimmelte das Glöcklein im Kloſter; während es noch tönte, ging die kleine Thür in der Epheumauer auf.

Im hellen Sommergewand, im Bergerehut, gerade

ſo leicht und flüchtig wie einſt, huſchte Binia hervor, eine Gärtnerin hob warnend den Finger auf und rief ihr etwas wie eine Mahnung nach, dann ſchloß ſich das Pförtchen wieder.

Man ſah, wie Binia das Herzchen flog. „Joſi, wie kommſt du auch da her?“ rief ſie.

Eine ziemlich verlegene Begegnung. Ihm glüht der Kopf, er weiß nichts zu ſagen.

Binia iſt ſo ſchön, daß er es kaum wagt, ihr die Hand zu geben, und wie er die weichen Finger in den ſeinen hält, da iſt ihm, er halte einen jungen Vogel, deſſen Bruſt er ſchlagen fühlt.

Auch Binia iſt verlegen. Sie verdeckt es, indem ſie haſtig erzählt, ſie ſei vom Markt, ehe es eine Aufſeherin bemerkte, unter dem Vorwand, ſie bedürfe neuer Schuhe, in eine Werkſtätte geſchlüpft, habe dort die Zeile geſchrieben und nach der Heimkehr die Gärtnerin beſtochen.

Nun lachte ſie ſchelmiſch auf, faßte Joſi bei der Hand und zog den Willenloſen von der Kloſtermauer hinweg unter den Bäumen hindurch, bis ſie an eine kleine ſtille Bucht kamen, wo eine Quelle in den See lief. Dort ſtand ſie mit ihm ſtill.

„Gelt, das iſt ſchön hier, Joſi,“ ſagte ſie, „der See und die weißen Segel und der Duft um die Berge, aber im Kloſter iſt's häßlich!“

Traurig erwiderte Joſi: „O Binia, ich gehe jetzt in die weite Welt — ich gehe nach Indien. Noch einmal aber habe ich dich ſehen wollen. — Grad wie ein Engel biſt du ja gegen mich geweſen im Teufelsgarten und weißt nicht, wie du mir dort in meiner unſäglichen

Schmach wohlgethan hast! — Also lebe wohl, Bineli — ich wünsche dir tausendmal Glück und alles Gute!"

Er streckte ihr die Hand entgegen.

Binia machte ein sehr betrübtes und rührendes Schmollmündchen, das bebte, als wollte es weinen:

„Aber Josi."

Da hörten sie aus der Ferne nach ihr rufen. Plötzlich blitzte es in ihren Augen auf, sie hob sich auf die Zehenspitzen, sie legte die Handmuschel an den Mund, als wollte sie laut Antwort geben, sie lächelte aber nur: „Ich komme nicht!"

Josi war ganz verwundert: „Binia!"

„O, Euphemia, die alte Gärtnerin, wird sich schon herauslügen, daß ihr nichts geschieht. Du glaubst gar nicht, Josi, wie hinter diesen Mauern alle gut lügen können. Ich allein kann's nicht — ich bin zu ungeschickt dazu."

Binia machte ein halb lustiges, halb verzweifeltes Gesicht, hielt den Fingerknöchel an die weißen Zähne und schaute den Burschen mit ihren dunklen Lichtern ganz komisch an. — „Josi," schmeichelte sie, „weil du da bist, mag ich nicht stillsitzen, mir zappeln die Füße, heute wollen wir zusammen durch Luft und Sonne laufen, bis das Abendrot scheint. Ich dürste nach ein bißchen Freiheit. Ich habe einen Brief vom Vater bekommen, daß mich morgen der Kreuzwirt von Hospel abholt, und ich wieder nach St. Peter zurückkehren kann. Da können mir, wenn ich ihnen auswische, die heiligen Frauen nicht mehr viel thun. O glaube mir, Josi, das sind furchtbar grausame Weiber!"

Ein Zittern lief durch Binias schlanke Gestalt.

„Komm, Josi, wir wandern, ich kann jetzt gewiß nicht grad wieder ins Kloster hinein!“

Sie zog ihn mit. — Die Liebe zu Binia und der Trotz gegen den Presi besiegten seine Vorsätze. Still wie Flüchtlinge gingen sie eine Weile durch Bäume und Gesträuch, dann dem See entlang, dann planlos bergauf. Sie entdeckten bald, daß man sie nicht verfolge, auf der Höhe stieß Binia einen Jauchzer aus und sie setzte sich.

„Josi, es ist so schön von dir, daß du gekommen bist. Niemand stört uns in dieser fremden, sonnigen Welt. Ach, wie garstig, man sieht deine Narbe immer noch!“

Mit feiner, liebkosender Hand glitt Binia darüber hin, er sah das Licht rosig durch ihr kleines Ohr schimmern, die Spitzen ihres dunklen Seidenhaares berührten sein Gesicht und der Pfirsichflaum der Wange streifte ihn.

Er verging fast vor Seligkeit, aber die jubelnden Stimmen des Glückes vermochten die Sorge nicht ganz zu übertönen. „Du, Binia,“ hob er etwas beklommen wieder an, „es ist mir gar nicht recht.“ —

„Was bist du für ein schöner Bursch geworden, Josi,“ unterbrach sie ihn, „berichte mir von daheim — ich bin so neugierig.“

Während er erzählte, gingen die feinsten Spiele über ihr Gesicht, es wurde fröhlicher und fröhlicher — als er ihr schilderte, wie er Thöni von der Planke geholt hatte, klatschte sie in die Hände: „Josi, das ist herrlich — ich möchte dir gern etwas Liebes anthun, aber ich weiß nicht was!“ Und mit demütiger Stimme: „Ich weiß nicht, warum ich dich so lieb habe, Josi.“

„Sieh, grad so geht es mir mit dir, Bini!“

„Das ist merkwürdig," erwiderte sie träumerisch und ihre Stimme wurde wieder hoch und fein. „Am Wassertröstungsmorgen, als ich sah, wie deine Mutter wegen meines Vaters litt, da war's, als stände plötzlich in meiner Brust mit feurigen Buchstaben: ‚Ich liebe Josi!' Und als der Vater mißverstand, was ich im Fieber redete, als er dich haßte, da wurde die Liebe nur größer; als er dich zu Bälzi als Knecht gab, da wuchs sie, als du Rebell wurdest, da starb ich fast, und als dich mein Vater schlug, da wußte ich's wohl: ‚Jetzt rinnt das Blut Josis um mich, jetzt kann ich ihn nicht mehr lassen, selbst um meine Seligkeit nicht! Und so ist's mit mir: Würdest du sagen: ‚Steige auf jenen Schneeberg', so würde ich steigen, bis ich vor Müdigkeit umsänke, und würdest du befehlen: ‚Schwimme über diesen See', so würde ich mit meinen Armen rudern, bis — du ziehst so ein finsteres Gesicht, Josi — ich bin ganz unglücklich — du denkst gewiß, es sei schlecht von mir, daß ich mit dir gehe, obgleich es mein Vater nicht gern hat — aber ich habe dich halt so lieb!"

Sie senkte ihr Gesicht schalkhaft und schämig.

„O Binia," antwortete er, „du hast recht — ich will mich mit dir an dem schönen Tag freuen — es ist vielleicht der einzige, den wir erleben."

Sie gingen weithin über die sonnigen Hügel mit den prangenden Herbstfarben, aber eine leise jugendliche Scheu schritt noch zwischen ihnen, die manches, was sie sagen wollten, zurückhielt. Um so mehr redeten ihre Augen. Immer und immer wieder betrachtete eins verstohlen das andere.

Vor sich an einer Höhe sahen sie in die welkenden

Bäume hineingespannt die Netze eines Vogelstellers. Neugierig wie Kinder liefen sie hinzu und beschauten die malerisch hängenden Garne. Ein halbes Dutzend Amseln hing mit todesbangen Blicken darin. Binia zog einen Vogel um den anderen vorsichtig heraus, betrachtete lächelnd jedes Tierchen, preßte ihm einen Kuß auf den Schnabel und gab ihm die Freiheit. Die Vögel flatterten erst ängstlich, spürten dann die Befreiung, flogen in die Höhe und freudiges Geschrei stieg aus dem reinen Blau auf die Erde zurück.

Josi staunte Binia nur an: „Du herrliches Kind! Wenn aber der Mann käme, dem diese Vögel gehören!"

„O, ich habe den Nonnen manchmal den Spaß verdorben, und sie haben die Thäterin nie erwischt. Ich hätte mich auch für ein glückliches Vogelherzchen die ganze Woche einsperren lassen. — — Josi" — ihre Finger berührten seine Hand — „vielleicht bin ich auch einmal so ein armes Schelmchen — und dann kommt jemand Barmherziger und löst mich."

Ein Strahl ihres dunklen Auges traf ihn, ihr Mund aber lächelte herzgewinnend.

„Bini, ich habe mir schon fast den Kopf zerbrochen, wie wir trotz dem großen Zorn deines Vaters zusammenkommen könnten," stammelte Josi. „Und ich weiß es — es bleibt mir nichts anders übrig, als daß ich für unsere Liebe an die Weißen Bretter steige."

Da lehnte sie ihr Köpfchen schluchzend an seine Brust: „Das willst du für mich thun, Josi! Nein — nein. — Das darfst du nicht. — Du würdest fallen, wie dein Vater gefallen ist. — Und denke an meinen Vater — ich habe ihn, wenn er auch manchmal wüst und böse ist,

doch so stark lieb; ich möchte nicht, daß die Nachtbuben kämen, um dem Gemeinderat im Werben zu helfen, und die rasselnden Ketten um das Haus schleiften und riefen: ‚Presi, gebt die Binia heraus!' Ich glaube, da würde er auch erst recht wild über dich."

Sie sah ihn hilflos an.

„Binia, so thöricht bin ich nicht. Ich plane es anders! Kein Mensch weiß es, was ich thun will, dir aber, liebes Bineli, will ich es verraten. — In drei Jahren komme ich wieder heim, dann will ich St. Peter aus der Blutfron an den Weißen Brettern befreien. Um zu lernen, wie ich's angreifen muß, gehe ich mit George Lemmy nach Indien."

„Josi! — Du willst St. Peter aus der Blutfron befreien." — Ein überirdischer Glanz lag in ihren Augen und das Wort tönte wie ein Schrei. Sie schaute ihn staunend an, sie preßte seine Hände. „Josi, kannst du das? — Josi, ich glaube, das hat dir Gott eingegeben. — Ich halte dich nicht zurück — nein, lieber Josi, thu's — thu's! — Meine Gedanken sind mit dir, wenn du an den Brettern schaffen wirst."

Weiter, weiter führte sie die Sonne unter Kastanienbäumen dahin, die ihre stachlichten Früchte auf den Boden fallen ließen. Tief unter ihnen gegen den See hin jauchzten die Winzer in den Reben.

Sie sahen aber das Leuchten der Natur nicht, sie hatten zu viel von Brust zu Brust zu tauschen.

Binia glühte für Josis Plan.

„Josi, jetzt weiß ich, warum ich dich so lieb habe. Du hast halt ein großes, mutiges Herz — und als ich es noch nicht wußte, habe ich es doch schon geahnt, denn

es strahlt aus deinen Augen. Und jetzt ist mir, ein Thor habe sich vor uns aufgethan, durch das unsere Liebe hinaus in den Frühling wandern kann. Es kommt alles, alles gut! Sieh, nur ein festes Vertrauen braucht es, dann werden zuletzt alle Träume und Wunder wahr — auch das unserer Liebe und unseres Glücks. Gewiß ist mein Vater der erste, der dich mit Freuden empfängt, wenn du die Blutfron von St. Peter nimmst. Er hat Sinn für alles Große."

„Bini, wenn du so redest, so fange ich selber wieder zu glauben und zu hoffen an — du liebes, liebes Kind." Er schlang den Arm um ihre Hüfte und so wanderten sie in heiligem Glück.

„Das ist ein herrlicher Tag," jubelte Binia.

Auch Josi schwamm in stiller Seligkeit. Der Gedanke an den Fluch des Presi verschwand vor der blühenden Wirklichkeit. So schön hatte er sich das Leben nie gedacht. Wie das nur kam, daß er so allein mit Binia durch die lachende Welt wandern durfte? Womit hatte er es nur verdient? Rein wie der milde blaue Herbsthimmel erschien ihm sein Leben, es war ihm, als müßte es nun immer so bleiben und als stände nun die Zeit über ihm und Binia stille.

Wie lange ist so ein glücklicher Tag!

Unvermerkt lenkten sie ihre Schritte abwärts, und mit freundlichem Zuruf grüßte Binia das bunte Völklein der Winzer, dieses reichte ihnen dafür Trauben und Pfirsiche über Mauern und Häge und lachte dem wandernden Pärchen zu. Und wenn sie aus den Blicken der Erntenden waren, schob eines dem anderen scherzend die Beeren in den Mund.

„Ich habe gar nicht gemeint, Josi, daß du so lieb und artig sein könntest," lachte Binia.

Als sie zu einer weinumrankten Osteria kamen, wo man die Aussicht auf den Spiegel des Sees frei genießt, setzten sie sich auf eine Bank im Garten. Die Wirtin, eine freundliche alte Frau, fragte, ob sie etwas zu essen und zu trinken wünschen.

Als aber der Wein und das Essen vor ihnen stand, da nippten sie nur an den Gläsern. Die Wirtin schaute ihnen etwas betrübt zu und versicherte sie, daß die Speisen gut seien. Da langte Binia keck zu und legte ein paar Schnitten des rötlichen Fleisches in den Teller Josis. Sie selber möge nichts. Und sie plauderte mit der Wirtin.

Josi, der von der Unterhaltung nichts verstand, sah, wie Binia plötzlich erglühte.

Als die Wirtin gegangen war, fragte er Binia, warum sie so rot geworden sei.

Sie senkte, aufs neue errötend, das Köpfchen, schlug die Augen auf und lächelte kaum merkbar: „Wenn ich's nur sagen dürfte — sie — hat gefragt — ob wir Brautleute seien."

Da übergossen sich auch Josis Wangen mit dunklem Rot und seine Narbe trat deutlich hervor. Zögernd fragte er: „Was hast du ihr geantwortet?"

„Es hat mich halt so schön angemutet, da habe ich ‚Ja' gesagt." Sie flüsterte es mit feiner Stimme, sie lehnte sich zurück, daß er sie nicht sehen konnte, sie schmiegte sich so an ihn, daß ihr weiches Haar, das sich um die Schläfen wand, sein Ohr berührte und umschlang mit ihrem Arm seinen Arm.

„Hätte ich es nicht thun sollen, Josi?"

Da suchten sich ihre Hände, und als sie sich gefunden hatten, flüsterte sie: „Jetzt sind wir aber auch wirklich Brautleute.“

Josis Augen strahlten.

Da trat die Wirtin wieder zu ihnen. Von einem noch blühenden Stock schnitt sie die Rosen und gab sie Binia mit einem Glückwunsch. Binia steckte die Knospen an die Brust und nun drängte sie zum Fortgehen. Sie wollte mit Josi allein sein.

Das erste Stück Weges gingen sie schweigend. Da sagte Binia wie im Traum: „Ringe haben wir noch nicht!“

„Ich habe dir aber ein Andenken, Bineli — einen Tautropfen von der Krone. ‚Tautropfen‘ habe ich dich immer genannt, wenn ich an dich dachte, Bineli.“

„Das ist lieb,“ sagte sie leuchtenden Blicks. „Ich möchte gern ein Tautropfen sein, so rein, so frisch, so sonnenvoll, damit ich dir immer gefalle, Josi. Ich habe ein Kettelchen mit einer Kapsel von meiner Mutter selig, darein lege ich den Tropfen. Dann ruht er gewiß an einer treuen Brust. — Ich gebe dir diesen Mädchenreif — er ist zu klein für deinen Finger. — Aber trag ihn auf dir. — Küsse ihn jede Nacht und denke an mich.“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn, er küßte sie auf die Schläfe.

Da küßte sie ihn auf den Mund — er sie wieder.

Auf dem See lag ein weicher Abend und hüllte die Welt in Licht und goldigen Duft. Binia sah in süßer Träumerei vor sich hin. „In drei Jahren kommst du wieder, Josi. Und ich will dir treu warten und dann

alle Tage hinaus gegen den Stutz schauen, ob du gegangen kommst."

In der Dämmerung erreichten sie die Nähe der Stadt wieder. Binia war still. Die lange Wanderung hatte sie müde gemacht und ihre tolle Entweichung aus dem Kloster lag nun doch schwer auf ihren Gedanken.

„Was wird man dir anthun, arme Bini?"

Sie zwang sich zu einem Lächeln: „Auf einem kantigen Scheit werde ich neben der Nonne knieen müssen, welche die Nachtwache hat, und beten."

„O, du armes Kind," erwiderte Josi voll tiefen Mitleides.

„Nein, ich bin reich, ich denke dann immer an dich und an den langen schönen Tag."

Wie mild und innig das von ihren Lippen floß. Josi wußte nicht, sollte er jauchzen vor Glück oder weinen, daß sie seinetwegen in so grausame Strafe kam.

Am mondbeglänzten See betrachteten sie die kleinen Heiligtümer noch einmal.

„Jetzt sind wir verlobt," hauchte Binia, „jetzt bin ich deine Braut."

Sie umarmten sich. Binia weinte vor Ergriffenheit, aber sie waren nun in die Nähe des Klosteraufganges gekommen und plötzlich drückte sie Josi heftig die Hand und küßte ihn leidenschaftlich: „Lebe wohl, lieber, lieber Josi, wir sehen uns gewiß wieder und es kommt alles gut."

Dann riß sie sich los, kam nach ein paar Schritten noch einmal zurück: „Josi!" Ein schmerzlicher Schrei aus blassem Gesicht, und dann verschwand die flüchtige Gestalt im dunklen Laubengang. Josi stand und starrte

in die Dunkelheit, dann hörte er den schrillen Anschlag der Klosterglocke. Als Binia nach einiger Zeit nicht wiederkam, da riß auch er sich von der Stelle los.

Wachte er oder träumte er? Er küßte das Ringlein Binias, er dachte so innig, so heiß an sie, die jetzt um ihn litt. Aber auch der Fluch des Presi peinigte ihn wieder.

Als er am anderen Tag den Kopf ins Zimmer George Lemmys steckte, rief dieser lustig: „Boy, der Fuß ist schon fast besser — Felix Indergand ist da — morgen reisen wir!“

Da trat Indergand, der starke, kräftige Mann mit dem offenen Gesicht, unter die Thüre: „Blatter, eben ist der Kreuzwirt von Hospel mit seiner Nichte aus der Stadt gefahren.“

Mit nassen Augen ging Josi in einen Winkel und faltete die Hände: „An die Weißen Bretter für Binia!“ dachte er. „Was man im Namen der heligen Wasser thut, das muß unabwendbar geschehen. Ich will's glauben wie die zu St. Peter und dem Himmel mit einer That für den schönen Tag danken.“

XII.

Im Bären ist es, seit die Fremden fort sind, sonntäglich still. Der Presi sitzt in der großen Stube am Tisch unter dem Meerweibchen, raucht seine Zigarre und erwartet den Garben.

Draußen im Flur hört er Binias Stimme. „Wie sie schön singt!“

Der Presi hat eine aufrichtige Freude über die Wiederkehr Binias. Nicht bloß weil damit ein böser, übereilter Streich gut gemacht ist, sondern weil der Anblick des Mädchens sein Herz erquickt. Seine Augen bleiben, so oft er es sieht, an dem Kinde hängen. Sie ist zwischen Siebzehn und Achtzehn und der Aufenthalt auf Santa Maria bei Lago hat ihr nicht im geringsten geschadet. Sie ist frisch und schön, sie ist größer geworden, die Gesichtsfarbe heller, aber sie ist kein Dorfmädchen, dafür sind ihre Glieder zu zart. An der ganzen lieben Gestalt sieht man eigentlich nichts als die Augen, die unter den langen Wimpern so groß und dunkel sind, die so lebendig leuchten, daß einem darüber ganz warm ums Herz wird.

Frau Crescenz hat gesagt, Binia habe die Augen von ihm, vom Presi, sie sei überhaupt sein Ebenbild, aber

nur so, wie ein feines junges Tännchen einer Wettertanne gleiche.

Ueber diesen schmeichelhaften Vergleich lächelt er jetzt. Binia singt.

„Wenn sie nur nicht immer dieses häßliche Kirchhoflied singen würde," denkt er. „Aber es ist das einzige Lied, das sie kennt. Und das beste, sie singt. Sie hat es seit dem Tod der seligen Beth nie mehr gethan. Ihr Gesang beweist, daß ihr die Abreise Josi Blatters gleichgültig ist. Ja, das Kind wird schon noch vernünftig, die Luft ist jetzt rein. Es ist gut, daß ich mit dem Burschen nicht mehr geredet habe."

Das Lied Binias bricht ab. Sie hat draußen ein kleines Wortgefecht mit Thöni. Sie zanken sich wie ehedem.

Da kommt der Bursche in die Stube: „Es ist da ein Brief für Euch, Präsident!" Und geht.

Der Presi liest, über sein vergnügtes Gesicht fliegen die Schatten tiefer und tiefer, vom Vergnügen sieht man keine Spur mehr — nur zuckende Wetter.

„Gott's Donnerhagel, daß ich es an dem Tage nicht merkte, wo sie über die Schneelücke gingen. — Ein Telegramm — sie hätte im Kloster bleiben müssen. Ah — ah — eigens bereitgestellt habe ich sie ihm. O, was bin ich für ein Kalb!" So führt er mit rotem Kopf das Selbstgespräch und knirscht vor Wut.

In dem Augenblick, wo der Presi so ächzt, tritt der Garde mit schwerem Tritt in die Stube und sieht die Verwüstung in seinem Gesicht.

„Was giebt's, Presi?" Da reichte ihm dieser nur den Brief der Priorin von Santa Maria del Lago. Draußen hatte Binia ihren Gesang wieder aufgenommen.

Als der Garde den Brief zusammenfaltete und ruhig auf den Tisch legte, stöhnte der Presi: „He, das ist eine schöne Geschichte — wenn man da nicht verrückt wird. — Ich schaffe das Kind wegen dem Rebellen fort, daß sie einander aus den Augen sind, ich meine, es sei alles gut, und biete den beiden die Gelegenheit, daß sie einen ganzen Tag ungestört miteinander herumludern können. Das wird schön zu- und hergegangen sein — der laufige Blatter — und mein Kind!"

Er preßte die Pratze an die Stirne.

„Schämt Euch, Presi! Ihr kennt Euer Kind — ich kenne Josi. Da ist gewiß weniger geschehen, als wenn die Burschе und Mädchen in Hospel draußen auf dem Tanzplatz sind. Rechte Liebe ist ehrfürchtig, eines für das andere."

„Das ist keine rechte, das ist eine schlechte. Ich mag halt den Wildheuerbuben nicht leiden."

Da legte der Garde die schwere Hand auf die seines Freundes und Gegners.

„Hört, Presi! Im Frühjahr vor einem Jahr, damals, als Fränzi starb, habe ich mehr aus Zorn über Euch als aus Barmherzigkeit Broni zu mir genommen. Und seither ist sie uns zum Segen und Sonnenschein geworden, daß wir nicht mehr leben könnten ohne sie!"

„Ja, das weiß das ganze Dorf, daß Ihr als alter Knabe verliebt seid in das Jüngferchen. Sie ist auch ein artiges Kind. Ihr hättet es mir wohl in den Bären geben können."

Mit einem höhnischen Lächeln sagt es der Presi. Der Garde aber fuhr in ehrlicher Entrüstung los: „Verliebt. — Presi, schaut, wie viel graue Haare ich habe

im Bart. Wißt Ihr, wie die gekommen ſind? Die ſtammen von Euſebi und meinem Weib. Schier hinterſinnt hat es ſich, daß der Bube, für den ſie ſo viel gelitten hat und für den ich an die Weißen Bretter geſtiegen bin als ein Blödling aufgewachſen iſt. Wir haben keine wahre Lebensfreude gehabt, der Bub hat nicht erwachen wollen und die Gardin hat ſich halb zu Tode gekränkt, daß ihr juſt ſo einer als einziger beſchieden war. Als er fünfzehn geweſen iſt, hat er immer noch nur blöde zugeſchaut, wie die anderen gearbeitet haben, und hat mit den Steinchen geſpielt. Meint, Preſi, das hat mir und der Gardin ins Herz geſchnitten, wir haben oft den ganzen Tag gar nicht zuſammen reden mögen. Jetzt aber, ſeit Broni da iſt, iſt er wie ausgewechſelt. Fröhlich ſichelt er neben ihr oder hält mit den Knechten die Mahd, die ſchwachen Arme ſind ſtark geworden, er ſtottert kaum mehr und hat Freude am Reden. Das Herz geht mir auf, wenn ich daran denke. Lacht nur, aber es iſt, wie wenn ein Wunder des Glückes über den Burſchen gegangen wäre."

Der Preſi ſtreckte dem Garden hell und luſtig auflachend die Hand hin: „Ich verſtehe Euch ſchon, ich wünſche Euch Glück zur Schwiegertochter. Ich hätte einen anderen Geſchmack gehabt, Garde."

Einen Augenblick verwirrte der Spott des Preſi den Garden, dann erwiderte er ruhig: „Ich wollte gern, das Mädchen, das artige, gute, nähme Euſebi, ich darf es ihm nicht zumuten — nein — nein — ich dränge ſie nicht zuſammen. Die zwei müſſen ſich von ſelber finden."

Als er den Hohn ſah, der über das ſauber raſierte Geſicht des Preſi ſpielte, verſetzte er barſch: „Ich gebe

Broni, auch wenn sie Eusebi nicht nimmt, eine Aussteuer, wie sie in St. Peter keine Bauerntochter bekommt, ich wünsche nur, daß sie noch ein paar Jährchen bei uns bleibt."

„Ihr werdet ihr schon etwas Rechtes geben müssen, Ihr erzieht ja das Kind, als wär's vom Herrenhaus zu Hospel. Ist's denn richtig, daß sie eine eigene Maulesselin besitzt?"

„Wohl, wohl, die besitzt sie. Ihr werdet sehen, wie schön sie auf der Blanka zur Weinlese reitet!"

„Nun, wenn Armeleutekinder so verzogen werden, so kann's in St. Peter gut kommen!"

„Presi, seid doch still! — Eure Fremden verderben das Thal, da wäre viel zu reden. Jetzt hat der Glottermüller auch eine Wirtschaft aufgethan. Das böse Beispiel."

„Ja, was ist denn an Broni Besonderes," lenkte der Presi ab, „daß Ihr dem Kinde ein Maultier geschenkt habt."

„Es ist etwas geschehen, was ich nicht habe erwarten dürfen, Presi. Gerade wie Josi fortgereist ist, bin ich mit Eusebi an die Militäreinschreibung zu Hospel geritten. Fast gezittert habe ich vor dem Tag und gefürchtet, Eusebi werde vor Scham, daß man ihn nicht zum Militär nehme, wieder ein Blöder. Ich sitze während der Prüfung der Rekruten im Kreuz und mache mir trübe Gedanken. Da kommt Eusebi früher als ich ihn erwartet geeilt. ‚Vater,' jauchzt er, ‚man hat mich angenommen.' Er zittert vor Seligkeit, daß er das Glas nicht halten kann, das ich ihm biete. Und ich kann nicht ‚zum Wohlsein, Soldat!' sagen, so hat mich die Freude, die ich nicht habe zeigen wollen, gedrückt und gewürgt. ‚Weißt,

Vater,' erzählt er, ‚wie mich so einer mit Augengläsern angesehen hat, ist mir immer gewesen, Broni stehe hinter mir und sage mir das, was ich antworten solle.' Ich aber denke jetzt immer nur: ‚Eusebi ist Soldat, er ist kein Blöder mehr!' Ihr hättet mir das schönste Heimwesen im Glotterthal schenken können, so gefreut hätte es mich nicht. Da meint Eusebi: ‚Darf ich Broni nicht ein Krämlein bringen?' — ‚Allerwegen,' antworte ich, ‚deine Schulmeisterin muß einen Kram haben,' ich gehe zum Maultierhändler Imahorn in Hospel und von vierzehn Stuten kaufe ich die schönste, und wie wir heimkommen, sage ich: ‚Die ist für dich, Broni, weil Eusebi zum Militär angenommen worden ist!' Einem anderen, Presi, aber habe ich auch gedankt, ich habe zweihundert Franken ins Spendgut von St. Peter gelegt, und bin noch heute aus Vaterfreude in Broni und in unseren Herrgott vernarrt."

Der Presi wiegte bei der warmen Rede des Garden spöttisch das Haupt, aber seine Stimmung war eine bessere geworden. Auf den Brief der Priorin deutend, murrte er: „Und nun meint Ihr — das ist doch Eurer Rede Sinn —, daß ich Josi auch auf einen Esel setzen soll? Die zwei achtbarsten Männer von St. Peter die Schwiegerväter der Wildheuerkinder und so eine Art Gegenschwäher!"

Mit lachendem Hohn stieß er sein Glas an das des Garden. „Sagt ehrlich, wenn es Eusebi so tagt im oberen Stübchen, was wär's mit ihm und Binia? Der Bund zwischen zwei ehrenwerten Familien wäre doch eine andere Freude als nur eine Verwandtschaft durch die Wildheuerkinder."

Man wußte nicht recht, war es Scherz oder Ernst, so eigentümlich sprach er es, der Garde aber schüttelte den mächtigen Kopf: „Etwas langsam ist halt Eusebi immer noch, Binia aber, das Prachtkind, ist ein rasches, heftiges Blut. Das paßt wohl nicht zusammen."

„Aber zum Rebellen, der sich in den Bergen herumtreibt, paßt die Rebellin, die aus dem Kloster läuft — — nicht wahr, Garde," sagte der Presi halb höhnisch, halb lustig.

„Ho!" erwiderte sein Gastfreund, „ich meine, Josi Blatter wäre mir an Eurer Statt so lieb wie Thöni Grieg."

„Ta-ta-ta, wie kommt Ihr auf Thöni Grieg! Er und Binia verkehren ja wie Hund und Katze. Jetzt will ich aber doch die Vagantin einvernehmen. Bini — Bini!" — Er stand auf und rief es durch die Thüre.

Das Mädchen, das mit seinem Gesang aufgehört hatte, als die beiden Männer laut geworden waren, erschien, nichts ahnend, mit freudestrahlendem Gesicht.

„Da lies diesen Brief," sagte der Presi streng. Ein Blick Binias in das Schreiben, sie wurde dunkelrot und zitterte.

„Was habt ihr an dem Tag gethan? — rede nur, der Garde darf es auch hören." Es klang nicht eben bös, wie es der Presi sagte.

Binia stutzte einen Augenblick, ihre Röte ging in Totenbläße über. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, umschlang die seinen und hauchte leise, doch fein und klar: „Vater, ich darf's fast nicht sagen, wie ungehorsam wir gewesen sind. — Josi und ich haben uns — verlobt."

Der Presi sprang auf, nahm sein Glas und warf

es neben die Knieende auf den Boden, daß es in hundert Stücke zersplitterte.

„Und ihr meint, ich sei der Narr im Spiel!“ keucht er heiser, taumelt und will mit den Fäusten auf sie los, aber der Garde hält ihn: „Laßt sie ausreden!“ und wie der Presi sich nicht setzt, umspannt er ihn mit seinen eisernen Armen und drückt ihn auf den Stuhl. „Hockt ab, Presi, und hört. Dann sprecht!“

Binia wollte sich flüchten. „Bleibe, Kind!“ knurrte sie der Garde an.

Der Presi schnaubte und zischte: „Der Hund! der Hund! Wie wagt er sich an dich? He, schöne Augen hast du ihm gemacht, du!“

Wie ein Marmorbild stand Binia mit dem Rücken an der Wand, an die sie hingetaumelt war, nur die wogende Brust und die bebenden Nasenflügel verrieten das pulsierende Leben.

„Vater — tötet mich — aber ich sage es! — Ihr seid mit Fränzi verlobt gewesen, Ihr habt sie ohne Grund verlassen; ich aber muß an Josi gut machen, was Ihr an ihr bös gemacht habt. Das hat mir die selige Mutter eingegeben; ich liebe Josi, Vater, ich kann sterben, aber ich lasse ihn nicht, ich habe alles gehört, was Ihr am Wassertröstungstag mit der Fränzi geredet habt. Da ist mir die Liebe gekommen.“

Wie merkwürdig die feine verhaltene Stimme klang, ein Singen war es, mehr als ein Reden, ein sonderbares Singen, wie wenn der Wind durch die Waldwipfel streift, ein Ton, als flüstere er aus schweigender Höhe.

Die Stimme brach, die Unglückliche schwankte und tappte der Wand entlang gegen die Thüre.

„Du —"

Von schaumbedeckten Lippen zischte das gräßliche Wort, das Wort, das ein reines Mädchen tötet.

„Presi! Ihr habt Euch vergangen!" stößt der Garde mit einem Blick hervor, als wolle er sich auf ihn stürzen.

Der Presi röchelte. Plötzlich schoß er auf und faustete. Dann sank er entkräftet auf einen Stuhl — ächzte — und nach einer Weile stöhnte er wirr: „Jetzt ist es klar. — Fränzi — das hat mich immer gewundert, wohin das Kind an jenem Morgen aus meiner Stube verschwunden ist. — — Bini — Bini. — — Seppi Blatter — Fränzi — ihr seid grausam gegen mich!"

Der Presi schwieg, nur die Lippen zitterten. Erst als seine Wut in eine weinerliche Wehmut überging, die dem gewaltigen Mann fast komisch stand, sagte der Garde feierlich: „Ich will Euch eine Geschichte erzählen, ich habe sie von Fränzi."

Der Presi krümmte sich unter dem Namen.

„Hört, Presi! Auf der Burg zu Hospel saß ein Ritter. Seine Tochter liebte einen Knappen. Zornig darüber ließ der Vater den Jüngling über den Felsen, auf dem die Burg stand, werfen, die Jungfrau aber stürzte sich aus Verzweiflung in den Strom. Bald darauf machte der Ritter eine Bußfahrt nach Rom. Als er über den Gletscher kam, da standen im Eis weit voneinander die armen Seelen der Liebenden. Sein Töchterlein lächelte. Da fragte der Ritter: ‚Warum lächelst du, Kind, während du doch so frierst?' Sie antwortete: ‚O Vater, siehst du nicht, daß ich und mein Liebster bald beisammen sind?' Er sah zwischen ihnen nur das weite

harte Eis. Als er aber nach drei Jahren zurückkehrte, da waren die armen Seelen einander so nahe gekommen, daß sie sich mit den Händen erreichten. Bestürzt darüber, daß das Eis barmherziger war als er und nachgab, bereute er seine Härte bitterlich. Da hörte er eines Tages eine Stimme vom Berg: ‚Vater, trauere nicht mehr!‘ Da wußte er, daß die große Liebe das Eis ganz überwunden hatte und die armen Seelen dicht beisammen standen.“

„Wozu das?“ fragte der Presi dumpf. „An die armen Seelen glaube ich nicht!“

„So — meinetwegen — aber glaubt Ihr, Ihr seid stärker als der Ritter von Hospel? — Ihr seid stärker als der Gletscher?“

Der Presi stöhnte.

„Josi und Binia,“ fuhr der Garde mit getragener Stimme fort, „es giebt kein schöneres Paar im Glotterthale, aber auch nicht zwei so wilde Herzen wie sie.“

„Ich mag aber nicht der Narr sein im Spiel,“ stöhnte der Presi in wehem Zorn, — „ich will nicht, daß mein Kind nur so über mich hinwegschreitet. — Das verzeihe ich Bini nie!“

„O Presi, das Verzeihen werdet Ihr schon lernen. Ich an Eurer Stelle würde auf ein schönes Alter denken. Wenn Ihr aber den Kopf zu stark setzt, so seht zu! Dann kommt der Tag, wo Ihr auf den Knieen zur Lieben Frau an der Brücke rutschen würdet, wenn Ihr Bini nur Josi geben könntet und sie friedlich wüßtet. Gönnt ihnen beizeiten ein grünes Plätzchen zum Glück, sonst steigen auch sie auf die Berge und halten dort oben wie der Knappe und das Fräulein Hochzeit als schuldige Seelen.“

„Ihr meint an den Weißen Brettern!“

Der Presi sprach es mit stieren Augen. Er zitterte und sein Gesicht hatte sich verzerrt.

„Was sagt Ihr?“ fragte der Garde überrascht.

„O Garde — es ist nur ein schrecklicher Traum, aber er ängstigt mich. Ich habe Binia mit blutendem Haupt neben dem jungen Blatter an den Weißen Brettern gesehen.“

„Herrgott im Himmel, was sagt Ihr, Presi? Das herrliche Kind, wie nicht alle hundert Jahre eins im Berglande wächst, stand blutend an den Weißen Brettern?“

„Ja, mein Kind, meine Bini, die ich so unendlich liebe und die mich so elend macht.“

Und die Wehmut überwog den Zorn.

„Presi! Träume sind Schäume, sagt man, der Traum aber kommt aus dem Gewissen — es steht böse darin — macht Ordnung — an Seppi Blatter, an Fränzi habt Ihr es verbrochen — macht es am Sohn gut — spürt Ihr nicht, wie das Schicksal Josis und Binias Zug um Zug über Euch ist. — Merkt Ihr es nicht, Presi? — Macht Ordnung!“

Wie Hammerschläge fallen die Worte des Garden auf die Brust des Presi. Er bebt, er schwitzt.

„Wohl, ich merk' es — ich merk' es, Garde, sonst hätte mir das meine Binia nicht angethan — ich hätte den Josi Blatter nicht nach Indien gehen lassen sollen. — O Garde! — Mir ist, ich könnte ihn lieb haben.“

Wie aus gebrochenem Leib stöhnte es der Presi.

Schon glaubte der Garde ihn gewonnen zu haben. Da trat Frau Cresenz in die Stube und wischte die Scherben des zerschmetterten Glases zusammen. Ohne daß sie recht

wußte, was vorgefallen war, jammerte ſie: „Das Kind iſt halt ganz der Vater, das kann man nicht ändern, das ſind zwei harte Köpfe.“ Und dann wandte ſie ſich an den Preſi und tröſtete ihn mit fraulicher Milde, aber mit Worten, die nicht tief geholt waren und nicht tief gingen.

Der Garde hätte viel darum gegeben, die Frau wäre nicht gekommen oder wenigſtens raſch wieder gegangen, als ſie aber blieb, da wurde er über die Störung wild und ging ſelbſt.

„Sie iſt eine wohlmeinende und rechtſchaffene Frau, aber das Weib, die Mutter von unergründlich tiefem Herzen, das an dieſen Poſten gehört, iſt ſie nicht.“

So knurrte er, als er über die ſteinerne Treppe hinunterſchritt.

Als er am anderen Tag mit dem Preſi reden wollte, war dieſer hart wie Glas, die beiden gewaltigen Männer, die ſich ſonſt ſo gut verſtanden hatten, überwarfen ſich und der Verkehr von Haus zu Haus hörte auf. Nur Broni und Binia ſahen ſich noch zuweilen.

„Bini iſt eine Spinnerin geworden!“

So ſagten die Leute von St. Peter und ſtreckten dabei den Zeigefinger gegen die Stirn. Man munkelte, ſie ſei im Kloſter Madonna del Lago mißhandelt worden. Um den böſen Segen, den ſie und Joſi von Kaplan Johannes empfangen haben, zu vertreiben, hätten ihr die Nonnen jede Nacht unter Gebet ſo viel Waſſer, Tropfen um Tropfen, auf das Haupt geſpritzt, daß mit dem böſen Segen auch ein Stück guter Seele von ihr gewichen ſei. Und das ſuche und ſuche ſie in Gedanken.

Die thörichten Leute! Binia war allerdings, nach-

dem sie aus dem Kloster gekommen, eine Weile blaß und wankte wie ein Schatten einher, aber nicht die Nonnen hatten sie, den lustigen Wildling von ehemals, zu der Schweigerin gemacht, die, wieviel in ihr lebte, der Welt nichts als die großen dunklen Augen wies.

Ein einziges, gräßliches Wort des Vaters!

Und jetzt warb er nicht um sie wie einst — er setzte sich nicht an ihr Bett, er flüsterte nicht: „Meine Maus — mein Gemslein.“ Er sagte nicht: „Du lieber, lieber Vogel.“ Jetzt war auch keine Fränzi mehr da, die ihr zu mitternächtiger Stunde das wirre Köpfchen zurechtsetzte.

Droben in ihrem Kämmerlein schluchzte sie: „Mutter — liebe tote Mutter: Es ist schrecklich — wie mich der Vater verachtet. — Und er ist doch so ein herrlicher Mann. — Und Josi muß ich halt lieben.“

Manchmal wußte sie nicht, war es die Empörung gegen den Vater, war es die Liebe zu ihm, die stärker in ihr wüteten. Ein Blick — ein herzliches Wort — sie wäre jubelnd an seine Brust geeilt. Aber sein Ton blieb kalt wie das Eis der Gletscher, sein sonnenhelles Auge wurde, sobald er sie erblickte, lauernd und mißgünstig. Und das entsetzliche Wort, das er ihr entgegengeschleudert — das saß!

Allein es ist nun wunderbar! In einem jungen Herzen kann die Hoffnung nie sterben. Dazu muß der Mensch alt sein — alt — alt! Mißhandelt ein junges Herz, zerbrecht es. Ein Sonnenstrahl, und lächelnd liest es seine Scherben auf, streicht mit zitternder Hand darüber, und es ist fast das feurige Herz von zuvor.

Wie ein Tännling ist die Jugend. Ein Stein faust

aus der Höhe und ſchlägt ihm die Kerze ab, die er ſo luſtig in das Spiel der Winde erhob. Was thut der arme Tännling? — Er richtet ein Zweiglein gerade auf, das wächſt emſig Tag und Nacht und wird zur Kerze, und kaum der Forſtmann erkennt noch, daß der Tanne einmal die Krone abgeſchlagen war. Aber eine junge, kerngeſunde Tanne muß es ſein, ſonſt bringt ſie das Wunder nicht zu ſtande.

Binia war eine junge, kerngeſunde Tanne.

Sie wurde die ſtille Wohlthäterin des Dorfes und übte ihren Herzensberuf mit der Friſche und Wärme der Jugend. Sie guckte mit einem guten Lächeln in die Hütten, wo ein Weib, wo Kinder krank lagen, und plauderte Liebes mit ihnen. Sie gewann die Herzen und verſöhnte. Wenn ſie fort war, lag eine Blume auf dem Bett oder es klang ein Wort nach, das Glück verbreitete — und ihre größte Kunſt — ſie wußte jedem das, was er bedurfte, ſo zu geben, daß es kein Almoſen war.

„Redet einmal mit Binia, die weiß ſchon Rat," ſprach man im Dorf, „ſie hat noch das beſſere Herz als die ſelige Beth."

Und ſeltſam! Der Preſi ließ ſie gewähren. Wie der Name Joſi Blatter, ſo ſchwand auch die tolle Beſprechungsgeſchichte aus den Geſprächen der Leute von St. Peter, ſie ſagten nur:

„Wie ein Engel geht ſie durchs Thal."

Unter den Gäſten war niemand, der ſie nicht liebte. Manche junge vornehme Töchter ſtellten ſich wie Schweſtern zu ihr: „Binia, Sie liebes geſcheites Bergkind, wenn wir Sie nur mit in die Stadt nehmen könnten, man bekommt ja ein heißes Heimweh nach Ihnen."

Einer aber verging faſt vor Eiferſucht, wenn ein junger Herr der alpigen Roſe ein Röslein ſchenkte.

Thöni Grieg!

Die ſchmähliche Verſteigung an der Krone, die ihn dem Gelächter des Dorfes preisgegeben hatte, war der Anlaß, daß er nacheinander die Bubenſchuhe, zuerſt den einen, dann den anderen, ausgezogen hatte. Und nach dem großen Donnerwetter von damals ſtellte ſich der Preſi beſſer als je zu ihm.

Thöni beſorgt die Poſt, die im Sommer wichtig genug war, gewiſſenhaft, ebenſo die Zufuhr der Lebensmittel von Hoſpel und war den Fremden im Haus durch ſein fröhliches Temperament ein angenehmer Geſellſchafter.

Mit Binia aber zankte er ſich immer noch. Und wie!

„Mache ein anderes Geſicht gegen mich, du Wildkatze mit den Teufelsaugen!“

„Thöni, ſchäme dich doch, dich hat man ja von den Kronenplanken holen müſſen.“

„Ich würde ſchweigen, wenn ich wegen einem Rebellen in Santa Maria del Lago verſorgt geweſen wäre.“

Wütend lief Binia davon. Sie wußte wohl, daß ihr der Vater mit Santa Maria del Lago einen Schimpf angethan hatte — einen Schimpf, den ſie erſt verdient hatte, als ſie mit Joſi in die prangende herbſtliche Welt hinausgelaufen war. Aber ſonderbar, der Tag glänzte wie ein Stern in ihren Gedanken, ſie lächelte jedesmal verträumt, wenn ſie ſeiner gedachte.

Doch wenn ſie dann vor ſich hin ſtaunte, ſo fuhr Thöni wie ein wildes Tier dazwiſchen.

„Jetzt denkſt du ſchon wieder an den laufigen Rebellen. Ich töte ihn, wenn er je wieder nach St. Peter

kommt. Binia, jetzt gieb mir einmal ein gutes Wort — oder — oder —"

Ein verzehrender Blick traf ſie. Eines Tages wußte ſie es: Hinter ſeinen Beleidigungen ſtand die wütende Eiferſucht.

Sie fürchtete Thöni und er merkte es.

„O, ich thue dir nichts," ſagte er vorwurfsvoll, „aber wenn du nicht anders zu mir wirſt, ſo ſtelle ich an mir ſelbſt ein Unglück an."

„Thöni," erwiderte ſie kühl, „wenn du das nur über die Lippen bringſt, ſo iſt es kein Schade für dich. Du machſt ja jetzt Bälzis Kind den Hof."

„O, nur aus Verzweiflung, daß du, ſtatt mit mir lieb zu ſein, mich kratzen möchteſt."

„Dann wollt' ich aber ſie nicht ſein!" ſpottete Binia.

Sie gab ihm kein gutes Wort.

Zwiſchen Thöni und Bälzis Aelteſter, die im Bären Magd geworden war, kam es ſo weit, daß Frau Creſenz, um den Unwillen der Gäſte gegen die Liebeleien zu beſchwichtigen, das ſonſt anſtellige Mädchen mitten im Sommer entlaſſen mußte. Jeden Abend, oft noch ſehr ſpät, lief er aus dem Haus, man munkelte, zu ihr.

Es geſchah aber heimlich und hinter dem Rücken des Preſi, und Frau Creſenz ſchwieg, ſie fürchtete die Händel.

So ging der Sommer.

Da machte Binia in den letzten Tagen zufällig eine merkwürdige Erfahrung. Ein alter ehrbarer Schweizermann, der ihr ſehr ſtreng geſchienen hatte, den ſie aber doch liebte, ſagte Abſchied nehmend zum Vater: „Schön iſt's im Glotterthal — und ein Meitli[1]) habt Ihr ſchon,

[1]) Meitli, ſchweizerdeutſch, ſo viel wie Mädchen, Tochter.

Herr Präſident, daß man noch einmal jung werden möchte!“

Nun horchte ſie mit pochender Bruſt auf die Antwort des Vaters.

„Ja, meint Ihr, ich habe den Vogel nicht auch lieb? — Für wen rackere ich mich denn? Ich hätte den Mut für das Vielerlei des Geſchäftes nicht ohne das ſonnige Kind!“

Das ſagte der Vater, der ihr nie ein warmes Wort, einen vollen rückhaltloſen Blick gab.

Sie mußte an ſich halten, daß ſie nicht laut aufjauchzte, ſie rannte und ſprang wie ein Reh und die Gäſte fragten: „Haben Sie denn Sonntag in den Augen, Binia?“

„Ja freilich, das Leben iſt halt ſchön!“ lachte ſie und fort war das Reh.

„Iſt das eine liebe Hexe — eine herzbezwingende Geſtalt,“ redeten die Gäſte hinter ihr.

Es war im Herbſt, der Vater zählte mehrere Rollen Silber und Gold — er ſchmunzelte, er lachte, er trank Hoſpeler dazu. Dann redete er irgend etwas mit Frau Creſenz, die ihn bald wieder verließ, und plötzlich ſah Binia, wie er vor ſich hin fauſtete: „Sie iſt ein Affe — ſie iſt ein verdammter Affe. — Die ſelige Beth hat doch nicht immer Ja geſagt,“ hörte ſie ihn murmeln.

Binia kannte den Vater genau. Er konnte den Widerſpruch nicht leiden, aber wenn ihm von Zeit zu Zeit niemand ernſthaft widerſprach, ſo war es ihm auch nicht wohl. Und daß er der toten Mutter ehrenvoll gedachte, freute ſie tauſendmal.

Heute war der Vater entſchieden verſtimmt über

Frau Creſenz. „Der Affe! Niemand hat man, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann, als Thöni.“

„Als Thöni!“ Binia glühten die Wangen vor Eiferſucht, ſie hob ſich auf die Zehenſpitzen und von rückwärts, ſo daß der Vater ſie nicht ſehen konnte, lief ſie auf ihn zu, ſchlang die leichten Arme um ihn und drückte ihren friſchen roten Mund mit ſüßem Kuß auf ſeinen Mund. „Kind! — Binia! — Was willſt?“ — Der Preſi war ganz erſchrocken.

Sie lächelte ihn an, fröhlich und ſchmerzlich zugleich, flehentlich und hoffnungsvoll.

„Kehre mir das Herz nicht um mit deinem Lachen — ich ertrage es nicht.“ Der Preſi ſagte es unſicher.

„Wohl, wohl, umkehren möcht' ich's dir, Vater, ich möchte die Liebe darin ſehen! Vater — ich halte es auch nicht mehr aus, ohne daß du ein bißchen lieb mit mir biſt.“

Da war der harte Preſi überwunden, es ging ein glückliches Lächeln über ſein eben noch finſteres Geſicht. Und er nahm ihre beiden Hände: „Ja, Vogel, ich muß mit dir reden. — Du biſt ja jetzt in einem Alter, wo man keinen Tag ſicher iſt, wenn ein junger Mann den fröhlichen Finken einfangen will. — Kind, ich habe nur dich und wünſche, daß du glücklich werdeſt. Ich gebe dir die Wahl frei und will dir nicht einreden, wen du heiraten ſollſt, das iſt ganz deine Angelegenheit.“

Mit rotem Köpfchen ſaß Binia da — ſie ſchluckte, als wollte ſie etwas ſagen.

Ein mißtrauiſcher Blick des Vaters, dann ſagte er ſtreng: „Es giebt einen Namen, der in unſerem Haus nicht mehr ausgeſprochen wird. Verſtehſt du! — Im übrigen habe ich dir die Jugendthorheit verziehen.“ — —

Binia ſteht ſinnend in ihrer Kammer.

Zwei Jahre noch — dann kommt Joſi — er kommt wie ein Held — er tritt mit einer That vor das Volk, ſo gewaltig, wie noch keine im Bergland geſchehen iſt — er erlöſt St. Peter von der Blutfron an den Weißen Brettern und alle jubeln: „Joſi Blatter iſt größer als Matthys Jul.“

Und er beſiegt den Vater.

So lang will ſie tapfer kämpfen, den Vater nicht reizen, aber Joſi treu ſein im Herzen.

Und unter Thränen lächelnd küßte ſie den Tautropfen, den er ihr gegeben hat.

XIII.

„Pate! — Ein Brief von Josi! Er ist gesund, es geht ihm gut.“ Mit strahlendem Gesicht jubelt es die sonst zur Stille geneigte Broni und hält den in großen ungefügen Buchstaben gemalten Brief in zitternden Händen. „Hört, wie er lautet:

„Liebes Schwesterlein! Ich will Dir auch wieder einmal berichten, wie's mir geht. Es geht mir gut und George Lemmy ist recht mit mir, aber scharf und vom Schaffen klöpft[1]) mir schier der Rücken. Das ist gesund. Wir sind jetzt an einem Berg, der heißt Himalaja. Die Stadt heißt Srinigar, aber wir sind nicht darin. Wir machen eine Straße. Liebes Broneli, Du wirst denken, ich schreibe nicht schön. Das kommt vom Felsensprengen und Du mußt nicht lachen. Thue dich gar nicht kümmern wegen mir. Bet und denk an die Mutter selig. — Und an den Vater selig, was ich auch thue. Es ist dann noch etwas wegen der Binia, aber sie hat es Dir gewiß schon erzählt. Und wenn ich in der Nacht zwei Sternlein beisammen sehe, so sage ich: ‚Du liebes Bineli — du liebes Broneli‘. Ich muß manchmal in den Hemdärmel beißen, sonst würde ich brüllen[2]). Der Indergand

[1]) klöpft, schweizerdeutsch, so viel wie „bricht“.

[2]) brüllen, schweizerdeutsch, „heftig weinen“.

vertreibt mir etwa das Heimweh. Das Papier ist aus. Ich lasse das Bineli tausendmal grüßen, Dich auch, den Eusebi und alle. Und ich komme dann schon wieder heim. Schreibe mir recht bald. Dein treuer Bruder Josi. Die Adresse steht auf dem Umschlag."

Noch am gleichen Tag schrieb Broni einen viel größeren Brief, als sie empfangen, an Josi. Wie in ihrer Hand die Feder gut lief!

Aber über eine Stelle hinweg wollte sie nicht gehen, auf diese fielen ein paar Tropfen, die den schönen Brief fast verdarben.

Die unglückselige Liebe zu Binia! Sie wollte dem Bruder nichts Betrübliches schreiben, aber sie wußte schon, daß aus dieser Liebe nichts Gutes entstehen konnte. Binia war fast noch die Schlimmere als Josi. Auch jetzt kam sie gelaufen und bat und bettelte, daß sie den Brief lesen dürfe. Als sie ihren Namen darin sah, wurde sie ganz überstellig und tanzte mit Broni. Und unter den Brief Bronis schrieb sie:

„Tausendmal geliebter Josi! Denke nur immer an die zuckenden Vögel von Santa Maria del Lago und lasse die Hoffnung nicht fahren. Sie haben schon den Tod gesehen, und nun fliegen sie doch über Land und Meer. In herzlicher Liebe und Treue. Dein Bineli."

Broni sah den Gruß mit Schmerzen, der trotzige Mut Binias, die doch mehr einer wehrlosen Blume als einer Kämpferin glich, kam ihr wie eine Vermessenheit vor.

Von diesem Kummer abgesehen, ging es Broni gut.

Wenn sie am Sonntagmorgen mit dem Garben, der Gardin und Eusebi im Glotterhütchen, unter dem die zwei blonden Zöpfe niederhingen, mit blauen lachen-

den Augen, das hellseidene gefranste Brusttuch über die junge Fülle gekreuzt, das silberbeschlagene Betbuch und den Rosmarinstrauß in den Händen, sittig die Kirchentreppe zum Kirchhof hinaufschritt, so flüsterten die Leute: „Wenn nichts Ungeschicktes dazwischen kommt, so giebt die keine Wildheuerin.“

Am hübschesten aber war die Zwanzigjährige wohl, wenn sie mit Rechen und Gabel frisch und gesund im Morgentau über die Wiesen schritt. Etwas vom stillen Wesen der Gardenfamilie war auf sie übergegangen, ein rasches Vorwärts, ein lautes Thun war nicht ihre Sache, aber was sie in Ruhe that, ging ihr mühelos und anmutig von der Hand. Und wo sie in stillem Frohsinn mitwerkte, lief allen alles leicht, die Knechte sogar sagten es.

Und sie selber wünschte sich nichts Schöneres, als das wandernde Sommerleben der Bauernleute von St. Peter. Für ein paar Tage ritt man, das Notwendigste zum Unterhalt mitnehmend, nach Hospel in die Reben, wo jeder Bauer von St. Peter ein kleines Haus besaß, dann hielt man sich einige Tage auf der Maiensässe auf, um dort das Vieh grasen zu lassen oder zu heuen, wieder etwas später arbeitete man auf dem Acker beim Dorf und am Sonntag ritt die Familie auf die Alpen zu Besuch.

Da saß der ganze Haushalt mit den Knechten vor der Hütte, die Glocken des Viehes klangen friedlich in die tiefe Stille und die Enzianen standen wie im Gebet.

„Broni, erzähle eine Geschichte,“ sagte das eine Mal der Garde, das andere Mal die Gardin, selbst Bonzi, der Viehknecht, war ein dankbarer Zuhörer, und mancher, der des Weges kam, setzte sich auch hinzu, Bronis Glockenspiel hatte bald eine kleine Gemeinde, darunter junge

hübſche Burſchen, die ſich nicht bloß wegen der Geſchichten in den Kreis drängten.

„Sie iſt halt grad wie die Fränzi ſelig, darum hält ſie der Garde ſo in Ehren.“

So ſprach man im Dorfe, und niemand war Broni gram, die Burſchen aber waren ihr gut.

„Frau,“ ſagte der Garde, „wir müſſen uns entſcheiden. Es geht um das Mädchen wie um friſches Brot. Vor vierzehn Tagen hat der Fenkenälpler gefragt, ob ſein Aelteſter am Sonntag zum Mittageſſen kommen dürfe. Er würde Broni gern einen Antrag machen. Heute iſt der alte Peter Thugi gekommen und hat ſo eindringlich gebeten, wir möchten ſie dem jungen Peter geben, er ſei ein ſo guter und ehrbarer Mann. Ich habe aber beiden abgewinkt.“

„Hätteſt du doch lieber zugeſagt,“ ſchmollte die Gardin, „Broni ſetzt ſich ſonſt noch in den Kopf, ſie bekomme Euſebi.“

„Geſchehe nichts Schlimmeres!“ erwiderte der Garde.

„Und ich meine, es wäre jetzt, wo Euſebi im Militärdienſt iſt, gerade die rechte Gelegenheit, daß wir Broni aus dem Haus bringen, natürlich in allen Ehren. Ich habe nichts gegen ſie — es geht mir nur ſo ſtark gegen das Herz, daß unſer einziger ein Wildheuermädchen nehmen ſoll. Hätte ich drei Buben, ſo könnte einer ſchon Broni nehmen — aber der einzige. Wir ſollten doch auch auf eine gute Verwandtſchaft ſehen! Und Euſebi iſt ſo zuweg, daß er überall anfragen darf.“

„Das thäteſt du deinem Buben zuleide, daß du Broni in ſeiner Abweſenheit gehen ließeſt. — Nein, Gardin, Broni bleibt da!“

Mit Festigkeit erklärte es der Garde.

Frisch und lebensfroh kam Eusebi vom Dienst zurück. „Vater, ich habe mich furchtbar zusammennehmen müssen, daß ich immer nachgekommen bin, aber es ist gut gegangen.“ Das spürte man Eusebi an. Er erzählte seine Erlebnisse so hellauf, wie ihn noch nie jemand gesehen.

„Ja, aber Eusebi,“ lachte der Garde, „bei uns giebt's auch Neuigkeiten. Broni bleibt wohl nicht mehr lang da, die Burschen im Dorf gucken sich fast die Augen aus nach ihr, und zwei, die ich nicht verraten will, haben sich schon als Freier gemeldet.“

Broni, die dabei stand, als der Garde so redete, glühte wie eine Rose auf: „Ich will aber keinen, ich bleibe bei euch, Garde. Und wer wollte sich auch im Ernst um mich kümmern? Es ist mir am wohlsten, wenn ich ledig bleibe.“

Schön war sie in ihrer tiefen Verlegenheit, wie sie, das Haupt gesenkt, mit zitternden Fingern an den Haften ihres Miebers nestelte.

Eusebi aber riß an seinem Schnurrbärtchen, daß es ihm in den zuckenden Fingern geblieben wäre, wär's nicht so fest angewachsen gewesen. Wie unvorsichtig war es, denn der blonde Schnurrbart machte sein Gesicht beinahe hübsch!

Am Abend überraschte die Gardin ihren Sohn, wie er bei Broni am Herdfeuer in der Küche stand und das Blondhaar des abwehrenden Mädchens zu streicheln versuchte und immer wiederholte: „Gelt, liebe Broni, es ist dir doch nicht ernst, daß du ledig bleiben willst?“

Halb freute, halb ärgerte sich die Gardin. Nein, das war nicht mehr der scheue, blöde Eusebi. Mit einem

Scheit jagte ſie ihn aus der Küche und Broni hielt ſie eine Predigt.

Der erwachende Euſebi warb aber ſo freimütig um Broni, daß ihre Stellung zwiſchen Sohn und Mutter immer ſchwieriger wurde und ſie Mühe hatte, ſich in den Augen der Gardin untadelig zu benehmen.

Bald aber überſchattete ein trauriges Ereignis das im Hauſe aufblühende ſanfte Liebesſpiel.

Mehr als ein halbes Jahr, nachdem Broni ihren Brief mit dem Zuſatz von Binia an Joſi geſchickt hatte, mitten im tiefen Winter, kam das Schreiben, mit vielen Stempeln bedeckt, an zwei Stellen etwas durchſchnitten, an ſie zurück und auf der Rückſeite ſtand: „Addressee died in the cholera-hospital at Srinigar.“ Dienſteifrig hatte Thöni ſchon die Ueberſetzung auf den Umſchlag gefügt: „Der Adreſſat iſt im Cholerahoſpital zu Srinigar geſtorben.“ Darunter ſtand irgend ein Stempel.

Broni hielt die Botſchaft noch in den bebenden Händen, da kam ſchon Binia in aufgeregter Haſt dahergeeilt; „Broni, liebe Broni, gelt, das iſt nicht wahr, er lebt!“

Broni aber, die, ihrer Sinne nicht mächtig, auf einen Schemel geſunken war, rief immer nur, daß ſich die Wände hätten erbarmen mögen: „Es iſt halt nach dem Kirchhoflied gegangen, Joſi, mein Herzensbruder, iſt tot — o, als er ging, habe ich es gewußt, daß er ſterben würde!“

Die großen dunklen Augen Binias erweiterten ſich ſchreckhaft.

Das bereitwillige Eingehen auf die Todesbotſchaft und der Zuſammenbruch Bronis erſchütterten ſie mehr als die erſte Nachricht, um ihren Mund zuckte das Weinen,

sie wankte hinaus in die Winterdämmerung. „Es ist nicht wahr! — Diejenigen, die gelobt haben, für die heligen Wasser an die Weißen Bretter zu steigen, können ja nicht krank werden und nicht sterben, bis ihr Gelübde erfüllt ist.“

Im Volksglauben suchte sie Trost.

Zuerst mißtraute auch der Garde und das ganze Dorf der Todesbotschaft. Hatte man Josi Blatter nicht schon einmal für tot gehalten und dann war er doch wieder lebendig zum Vorschein gekommen!

„Hat er sich gemeldet?“ fragte man Broni. „Nein, das nicht — ich habe nichts gesehen und nichts gehört.“

„Dann lebt er, dem nächsten Verwandten muß sich ein Sterbender melden, und ginge sein Weg über das weite Meer. Vor zwei Jahren hat sich in Tremis einer, der in Amerika gestorben ist, seinem Bruder angezeigt.“

Allein die Tröstungen des Volksglaubens hielten nicht stand vor der herben Wirklichkeit. Der Garde nahm den Brief bei der ersten Gelegenheit mit in die Stadt und legte ihn der Post vor. Da versicherte man ihn, die Stempel seien echt, das Schreiben sei durchschnitten, weil es auf der Rückkehr aus dem Choleragebiet geräuchert worden sei, und die Cholera sei eine Krankheit, die den gesundesten Mann in einer Stunde wegblase.

Der Garde erbat sich aus Bräggen die Adresse Indergands; als sie anlangte, schrieb er an den Kameraden Josis, Broni sandte noch einmal einen Brief an Josis eigene Adresse, es kamen aber keine Antworten, ja nicht einmal mehr die Briefe zurück, auch das große amtliche Schreiben nicht, mit dem sich der Gemeinderat von St. Peter an den schweizerischen Konsul in Kalkutta wandte, und

unter Angabe der näheren Umstände um einen Totenschein für Blatter ersuchte.

Unterdessen war man schon wieder in den Sommer gekommen, und Broni sagte die Totengebete für den Bruder her, und das Schönste deuchte sie immer das Kirchhoflied:

„Du armer Knabe! Schlaf am Meere!
Sieh, Gottes sind so Flut wie Firn,
Sieh, Gottes sind die Sternenheere,
Er schickt ein Tröpfchen, das die Stirn
Mit frischem Gletschergruß umspült
Und dir das heiße Heimweh kühlt!"

Die tiefe Trauer des Mädchens hielt auch im Dorf das Andenken an Josi Blatter noch eine Weile rege.

In einer seltsamen Gewitterbeleuchtung erschien den Dörflern das kurze Leben Josis. Sein Vater war zu Tode gestürzt, durch die Schuld des Presi war der Bursche auf einen bösen Weg gekommen, er hatte zuletzt die armen Seelen beleidigt, aber schlecht war Josi doch eigentlich nie gewesen, großmütig hatte er sogar sich selbst für die fünf Verstiegenen in die Schanze geschlagen.

„Ueber den Presi aber, der dieses junge Leben zu Grunde gerichtet hat, wird es kommen!"

Das flüsterte stetig durchs Dorf.

Niemand bewies Broni so herzliche Teilnahme wie Eusebi, und die Gardin wurde darüber eifersüchtig auf sie. Als eines Tages, just wie der Garde und Eusebi auf der Alp waren, eine leidende Fremde, die in Bronis blauen Augen das tiefe Gemüt entdeckt hatte, das Mädchen als Begleiterin anstellen wollte, riet die Gardin Broni dringend zu: „Du bekommst es gewiß besser als

bei uns — du wirſt vielleicht in ein paar Jahren ſchon eine reiche Erbin!"

Da ſtürzten Broni die Thränen hervor. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Vor ihrem Bett im Kämmerlein kniete ſie und ſchluchzte herzzerbrechend und ſtundenlang.

Sie merkte es nicht, wie die Männer heimkamen, wie Euſebi, er, der Langſame, die Treppe heraufſtürmte, wie er etwas ſchüchtern die Thür öffnete und in das Kämmerchen trat, ſie ſpürte es erſt, als er immer noch etwas ſcheu ihr weiches blondes Haar ſtreichelte und ſagte: „Broni, weine nicht."

„O Euſebi, ich ſoll fort — und ich kann nicht. Es iſt mir ja nirgends wohl als bei euch!"

„Sei ruhig, Broni, ich habe dich ja lieb," tröſtete er herzlich.

Da blickte ſie mitten aus den Thränen einen Augenblick ſonnig und gläubig auf, aber nur einen Augenblick:

„Euſebi, rede nicht ſo — du weißt, ich bin ein armes Mädchen, obwohl ihr mich wie eine Tochter gehalten habt. Es iſt beſſer, ich gehe."

Da rannte Euſebi aus der Kammer: „Mutter, wenn Broni fortgeht, ſo gehe ich auch."

„Sei kein Narr, Euſebi," ſagte dieſe überlegen und kühl, „hat je ein Bauer ein Wildheuerkind geheiratet?"

Euſebi tobte und ſtürmte in die Stube: „Haſt du's gehört, Vater — Broni geht fort."

Der Garde ſaß breit am Tiſch und ſtützte den Kopf in beide Fäuſte: „Thorheiten — Thorheiten," murmelte er vor ſich hin.

Da jagte Euſebi, der lebendig geworden, wieder

fort, hinauf in sein eigenes Kämmerlein, kam aber bald zurück und die Bäuerin schlug die Hände zusammen.

„Seit wann trägt man das Sonntagsgewand zum Werktagsfeierabend?“ spottete sie.

„Ich trag' es, weil ich jetzt fortgehe, Mutter — mit Broni zusammen suche ich einen Dienst.“

Die Gardin kannte ihren zahmen Eusebi nicht mehr, seine Augen blitzten nur so. Da nahm sie ein Scheit, drohte dem schnurrbärtigen Sohn und rief zornig: „Auf der Stelle legst du das Sonntaggewändchen ab, du, — du —“

Eusebi hatte das Scheit, das die Mutter hochhielt, ergriffen, mit einem Ruck warf er es weit weg: „Mutter, so geht es nicht mehr!“

Da schrie die Gardin in die Stube: „Alter, hörst du nichts. Eusebi will mir nicht mehr folgen. O, der Lümmel — der Lümmel!“

„Nein, beim Eid folge ich Euch nicht mehr,“ trotzte Eusebi, „ich gehe jetzt mit Broni.“

„Das ist der Segen und der Sonnenschein, von dem der Alte immer geredet hat. — Einen ungeratenen Buben habe ich jetzt durch sie — Garde — Garde — bist du taub geworden, warum hilfst du mir nicht?“ Und sie riß ihm die eine Armstütze vom dicken grauen Haupt hinweg.

Da merkt sie erst, wie der Garde so stark, daß er es nicht mehr verhalten mochte, vor sich hin lachte.

„Was ist auch das, du lachst!“ Sie war verwirrt und wütend.

„Ich lache, weil der Eusebi ein Mann geworden ist. Ich kann dir nicht sagen, wie gut er mir jetzt gefällt.“

Die großgewachsene Gardin wurde ganz zahm, ernüchtert grollte sie: „O, ihr wüsten Männer!“

In dem Augenblick kam Broni sonntäglich gerüstet und schluchzte: „Nur danken möcht' ich euch für alles Liebe und Gute, aber Streit soll es meinet — —“ Ihre Stimme erstickte.

„So lebe wohl, liebes Broneli,“ sagte der Garde, nicht traurig, sondern gemütlich, „Eusebi wird schon recht zu dir schauen.“

Die Gardin war starr.

Und Eusebi sagte tief bewegt: „Also lebet wohl, ich habe halt Broni zu lieb, ich gehe jetzt mit ihr — behüte dich Gott, Vater — behüte dich Gott, Mutter!“

Als er nun aber Broni, die, gerüttelt von Leid, die Stube schon verlassen hatte, folgte, da rief die Gardin ihrem Manne zu: „Du Rabenvater, deinen Einzigen lässest du nur so in die Fremde gehen — wenn er jetzt ein armes Knechtlein wird — der Sohn des Garden von St. Peter.“

Sie weinte aus heißem mütterlichem Herzen und der Garde knurrte: „Man muß ihm halt dann und wann einen Napoleon[1]) schicken.“

Da eilte die Gardin unter die Hausthüre und schrie aus Leibeskräften: „Eusebi — lieber Eusebi — komm zurück.“

Die beiden Flüchtlinge waren noch nicht weit gegangen, denn Broni suchte Eusebi durchaus zu bereden, daß er zu den Eltern zurückkehre, sie wolle kein Glück auf einen Streit bauen. Vor dem Disput mit Broni aber hörte Eusebi die Mutter nicht rufen.

---

[1]) Napoleon, ein Zwanzigfrankenstück.

Nun ſchritt das junge Paar vorwärts.

Da ſchrie die Gardin in ihrer Herzensangſt: „Broni! — liebes Broneli — kehr um!“ und wirr durcheinander: „Broni — Euſebi — Broneli — Euſebi, ums Himmels willen — kommt doch wieder!“

Da ſtutzten die Flüchtlinge, und jetzt ertönte hinter der Mutter der fröhliche Ruf des Vaters: „Kommt jetzt nur wieder!“

Euſebi zog ſein Mädchen mit einem Juchſchrei zurück; halb noch ergrimmt, halb gerührt wiſchte die Gardin die Thränen ab und grollte dem Garden: „Ich habe nicht gemeint, daß du ernſter Mann in deinen alten Tagen noch ſo ein Erzſchalk ſein könnteſt, aber drei ſind ſtärker als eines, ich merke es und will mit euch in Liebe auskommen. Gieb ſie nur zuſammen.“

Broni lag an der Bruſt des Garden und der neigte ſich auf ſie und küßte ſie. „Du warſt immer mein Kind, jetzt biſt du's erſt recht, du ſanfte, ſtille Wunderthäterin, die meinen Euſebi aus einem Thoren zu einem ganzen Manne gemacht hat.“

Die Gardin ſtreckte Broni die Hand hin und ſchluchzte:

„In mein Herz kann ich faſt niemand einlaſſen, das iſt ſo herb, aber jetzt, Broni, biſt du drinnen — nenne mich Mutter und eine gute Mutter will ich dir ſein!“

In die Wohnung des Garden flutete das Abendgold. Feierlich bewegt ſtand der Alte, den funkelnden Zinnteller in der Hand. Er brach einen Biſſen Käſe wie ein Felsklötzchen und ſchenkte braungoldenen Hoſpeler in ein einziges Glas.

„Nehmet, eſſet und trinket!“ Er reichte die Hälfte

des Biſſens, der ein einziges Stück geweſen war, Euſebi, die andere Hälfte Broni und bot ihnen das Glas.

„Euſebius Zuenſteinen und Veronika Blatter. Ich verlobe euch nach dem alten Brauch des Thales. Ihr kennt den nicht, der den Käſe bereitet, und den nicht, der den Wein gekeltert hat. Väter haben es vor mehr als hundert Jahren gethan und ſie haben nicht gewußt, für wen. Alſo ſollt auch ihr thun, damit kein Geſchlecht ohne den Segen der vorangegangenen ſei. Die Ahnen ſegnen euch und wünſchen euch Glück. Euſebi, Hochzeiter! — Broni, — Braut!“

„Amen!“ ſprach die Gardin, die mit gefalteten Händen hinter den Liebenden ſtand.

XIV.

„Died in the cholera-hospital at Srinigar!“ Thöni jubelte das Wort wie Siegesbotschaft durch das Haus. Der Presi sah vergnügt in das Spiel der Schneeflocken, die dicht und schwer herniederwirbelten.

Da zog es doch plötzlich wie ein Seufzer durch seine Brust: „Ich hätte Josi Blatter in St. Peter zurückhalten sollen!“

Wie er es wider Willen dachte, schritt vor dem Fenster Kaplan Johannes durch das Schneegestöber und wies ihm eine drohende Grimasse.

Die plötzliche Erscheinung des Halbverrückten, der seit seiner Vertreibung einen dämonischen Haß auf ihn und Binia warf, peinigte den Presi, ohne daß er wußte warum, wie Schicksalsdrohung. Es giebt aber einen Helfer in der Freude und einen Sorgenbrecher im Leid.

Die trostlose Binia überraschte den Vater und Thöni, die zusammen vom besten Hospeler zechten. Da stieß der schon lallende Vater sein Glas ins Leere: „Zum Wohl, Seppi Blatter — hörst du, dein Bub' ist gestorben. — Was willst du jetzt noch?“ Er lachte hellauf.

Thöni, der nüchterner war, folgte dem Beispiel: „Josi Blatter, du Laushund. — Ja so, da ist Binia. — Komm, trinke auch eins auf deinen toten Schatz!“

„Schändet die Toten nicht.“ Mit dem gellenden Ruf sprang sie zu den beiden Männern und wischte die vor ihnen stehenden Flaschen und Gläser mit leichtem Arm vom Tisch.

„Josi lebt — er lebt!“ bebte ihre Stimme. „Ihr könntet ihm sonst nicht zum Wohlsein trinken. Der Blitz vom Himmel würde in den Bären fahren!“

„Binia, wenn du so wild bist, bist du teufelsschön,“ lallte Thöni.

Der Vater wollte über ihre Keckheit wüten, aber es ging nicht mehr wohl an. Am anderen und in den folgenden Tagen sagte er kein Wort, er war stillverdrießlich, und das war ein Zeichen, daß er sich selbst grollte.

Seit Binias empörtem Ruf: „Er lebt!“ glaubte auch er nicht mehr, daß Josi Blatter tot sei. Nein, der stand ja immer wieder auf, wenn er schon begraben war. Um so stärker jedoch bekräftigte der Presi die Todesnachricht, wenn andere Leute darein Zweifel setzten: „Ta-ta-ta!“ sagte er, „es giebt auf der Welt nichts Zuverlässigeres als die englische Post!“

Unterdessen begann eine seltsame Zeit für Binia. Sie mußte an ein Wort der alten thörichten Susi denken: „Schlafe, schlafe, Schäfchen, wenn du groß und ein schönes Mädchen sein wirst, kommen um dich viele Burschen fragen.“

Darauf hatte sie erwidert: „Ich liebe aber nur Josi.“

Nun war beides in Erfüllung gegangen: viele Freier kamen, und sie liebte nur Josi.

Gegen den Vater hatte sie Gewissensbisse. Sie fühlte sich ihm heiß verpflichtet, daß er sie nicht zwingen wollte, irgend einem jungen Manne, der ihm gerade gefiel, die

Hand zu reichen. Das war ein großes Zugeständnis. Für Josi jedoch wollte sie die Liebe aller Freier ausschlagen, darüber würde er kommen. Die Todesnachricht auf dem Brief war gewiß ein Irrtum.

Der erste Freier war ein ungeschlachter Holzhändler aus dem Oberland. Als er sich mit ein paar Schoppen Hospeler Mut getrunken hatte, stieß er sie mit dem Ellenbogen in die Seite: „He, Kind, luge einmal meine Geldkatze an — was meinst — wollen wir einander heiraten? — Ich bin halt keiner von denen, die lange ‚ich bitte und ich bete' stammeln und Küsse betteln — dummes Zeug — gerade recht geheiratet muß sein."

„Wenn's nur so geht, ist leicht ledig bleiben," lachte Binia.

Der Presi war es zufrieden, daß sie den ersten, die nach ihrer Hand trachteten, Körbe gab, denn es schien ihm nicht vornehm, daß ein Mädchen gleich auf einen, der ihm freundlich thut, mit offenen Armen zueilt, und er hatte den Vogel doch am liebsten im Haus. Der Gedanke, sich einmal von Binia trennen zu müssen, fiel ihm schwer.

Doch in St. Peter hätte kein junger Mann so recht den Mut gehabt, der Schwiegersohn des gefürchteten Presi zu werden. Binia allein hielt den alten freundschaftlichen Verkehr mit dem Dorfe noch aufrecht. Und sie war mehr die Freundin der Armen und Gedrückten, als der wohlhabenden Haushaltungen mit heiratsfähigen Söhnen.

„Vater, gebt mir noch zwanzig Franken — ich habe keinen Rappen mehr." Sie wußte so drollig zu betteln.

„Ich spare — und du verschwendest — will wieder einer eine Geiß kaufen?"

„Ja, aber wer, sag' ich dir halt nicht —"

Der Presi, der nicht geizig war, lachte und gab ihr den Betrag. Was verschlug es? Es ging ja auch viel Geld ein. Und es mußte ein leibliches Verhältnis mit dem Dorf unterhalten sein.

Die von St. Peter schauten beinahe teilnahmlos zu, wie die Touristen mit ihren Bergstöcken durch die Gegend klapperten. Besteigungen der Krone fanden jetzt jeden Sommer mehreremal, ja häufig statt und der Bären war ein echtes, rechtes Bergsteigerquartier geworden.

Gegen den Presi aber, der diese neue Zeit gebracht hatte, herrschte ein dumpfer Groll. Die Dörfler fühlten sich in St. Peter wie nicht mehr zu Hause, und wenn die Bauern auch viel Milch und allerlei anderes zu erhöhten Preisen in den Bären verkaufen konnten, so sprachen sie doch am liebsten von der alten Zeit, wo der Sommer in ruhigen Prächten durch das Thal gegangen war.

Thöni diente nicht mehr als Bergführer, er war in allen Dingen die rechte Hand des Presi. An seiner Stelle geleiteten jetzt Führer von Serbig und Grenseln, Leute, die gemerkt hatten, daß auch in St. Peter ein schönes Stück Geld zu verdienen sei, die Touristen auf die Berge.

Mit Schrecken sah Binia die wachsende Freundschaft zwischen dem Vater und Thöni.

Thöni war, so vornehm er sich gab, eigentlich doch ein recht gemeiner Kerl. Wenn er einen freien Augenblick hatte, stand er unten vor dem Haus bei den Führern und unter vielem Lachen redeten sie miteinander wüste Dinge.

Dann fuhr der Vater wohl mit einem „Gott's Sterndonnerwetter, Thöni!" dazwischen. — Wenn er ihm aber in seiner handfesten Art das Kapitel verlesen

hatte, ſo ging alles langehin wieder glatt und gut, er hatte ſeine Freude an dem jungen Mann, der ſich gewählt wie ein Fremder kleidete, den wohlgepflegten Schnurrbart kühn in die Welt ſtellte und ſeine vielen Geſchäfte mit ſpielender Leichtigkeit erledigte.

Und wie wußte Thöni dem Vater zu Willen zu ſein und ſich ſeinen Launen anzupaſſen! Darin war er unübertrefflich.

Wie eine Horniſſe aber ſchoß er durch das Haus, wenn er in irgend einem Gaſt einen Freier für Binia witterte. Und ſie kamen immer zahlreicher, die Freier; aus dem Unter- und Oberland kamen die reichen Händler, die jungen Hotelbeſitzer, und unter den Gäſten waren nicht wenige, die für Binia ſchwärmten.

Der Vogel aber entſchlüpfte. In Binias ganzem Weſen lag wie in ihrem ſchlanken Leib die Kraft ſtählerner Geſchmeidigkeit und ſtählernen Widerſtandes. Wo ſie ein echtes Gefühl ſpürte, da lohnte ſie es wohl mit einem Blick, daß der Freier meinte, er habe in ſeinem Leben noch nichts Süßeres geſehen, aber durch alles, was ſie that und ließ, klang es bald ſchelmiſch, bald traurig: „Seht ihr nicht, daß ich frei ſein will? — Was zwingt ihr mich, es euch zu ſagen?“ Wer ihr mit zudringlichen Huldigungen zu nahe trat, den blitzte ſie mit einem Blick oder einem Wort nieder, daß er ſich ſchämte und zahm wurde wie ein kleines Maultier.

Jetzt lächelte aber der Vater nicht mehr, wenn ſie einen Freier zurückwies. Mißtrauiſch und grimmig loderte es aus ſeinen Augen. „Kind,“ ſtieß er hervor, „wenn du meinſt, du könneſt mich narren!“ Und der Zorn zuckte um ſeine Brauen.

Frau Creſenz tröſtete dann auf ihre Art.

„Was ſich zankt, das liebt ſich," meinte ſie mit kühlem Lächeln. „Ihr werdet ſehen, das Blatt zwiſchen Thöni und Binia wendet ſich. Nur ſich nicht einmiſchen und nicht drängen."

Dem Preſi kam eine Verbindung zwiſchen Thöni und Binia ſelber nicht mehr ſo unſinnig vor wie damals, als er den Garben wegen des ſonderbaren Gedankens ausgelacht hatte.

Das Kind blieb dann doch in St. Peter. Sie zu zwingen hatte er aber das Herz nicht. Sie war ja noch ſo jung.

Die Zeit ſchritt, der Tag kam, wo Euſebi und Broni, das glückliche Paar, Hochzeit hielten.

So ein ſchönes Feſt hatte man in St. Peter noch kaum erlebt. Ein junger Verwandter der Gardenfamilie und Binia führten das Brautpaar, und wie lieblich war Broni mit der niedlichen kleinen Krone auf dem blonden Haupt, wie hübſch der einſt ſo häßliche Euſebi, wie ſah man es ihm an, daß das Glück den Menſchen verſchönt.

Ans Glück dachte Binia am Morgen nach der Hochzeit, da donnerte ſie der Vater an: „He, das Wildheuerkind iſt am Ziel! Aber deinem Spiel ſchaue ich jetzt nicht mehr zu. — Meinſt du, du dürfeſt um den toten Rebellen noch ein paar Jahre greinen. — Nichts da! Wenn du jetzt deinem Vater nach vielem Leid eine Freude bereiten willſt, ſo zankſt du dich mit Thöni nicht mehr, ſondern überlegſt ernſtlich, ob du nicht im Frieden ſeine Frau werden könnteſt. Ich habe einen ſchönen Plan und daran hänge ich. Der Bären iſt für unſere Gäſte zu klein geworden, ich baue drüben gegen die Maienſäſſen hin ein

Chalet im Berneroberländerstil, daß es mit seinen Balkonen ganz St. Peter überscheint. Und nun meine ich, wenn Thöni Direktor und du Frau Direktor des Hotels zur ‚Krone' würdest, so wäre für dich gesorgt und ich könnte mein Haupt ruhig niederlegen. Thöni," fuhr er fort, „ist aus guter Familie, er versteht das Geschäft und ich habe ihn mit der Zeit und namentlich in diesem Jahr lieb gewonnen — er ist lenksam und hört auf mich."

Das letzte sagte der Presi mit besonderem Nachdruck.

Binia sah den Vater nur noch durch Thränen.

„O, Vater," stöhnte sie, „mir thun Kopf und Herz weh. — — Baue doch lieber nicht. — Denke an die Leute von St. Peter, die uns jetzt schon wegen der Fremden im Bären grollen."

„Ho, mit denen von St. Peter nehme ich es auf," erwiderte er hart und es blitzte so bös aus seinen Augen, daß sie verstummte.

Thöni zankte, wütete, schmeichelte, er weinte vor ihr. „O Bini — Bini," suchte er sie zu überreden, „wir hätten's so schön zusammen!"

„Thöni, ich nehme den, der mich freut, aber nicht einen, der schon mit so vielen Mädchen gelaufen ist."

Sie sagte es ernst und bekümmert — sie hatte eine geheime Furcht vor ihm.

Doch war die Zeit da, wo Josi nach seinem Versprechen hätte zurückkehren müssen. Sie war in fieberischer Erregung, sie stand stundenlang am Fenster und schaute auf die Straße in den Herbstsonnenschein, später schaute sie in die Schneeflocken und am strahlenden Drei-

königstag sah sie, wie die Kinder ihre Häspel mit den drei papiernen Sternen drehten und hörte ihren Ruf:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie kommen von fern und suchen den Herrn!"

So hatte sie als kleines Mädchen neben Josi den Windhaspel getragen und sich innig gefreut, wenn die drei Rosen, die gewöhnlich nicht spielen wollten, liefen.

Kein Brief kam an Broni — kein Lebenszeichen von Josi — er kam nicht und kam nicht. Und zum Neubau fällte man das Holz.

Ja, wenn ihr dummes Köpfchen nur einsehen wollte, daß Josi gestorben ist. Mit Entsetzen gestand sie es sich: Sie sah sein liebes, offenes Gesicht nicht mehr so klar wie einst. Ihr war, leise und langsam senke sich ein feiner Nebel zwischen ihm und ihr und sein Bild weiche in die Ferne. Sie streckte die Arme aus nach ihm: „Josi, zeige mir deine schwieligen Hände — ich kann sie mir nicht mehr so recht vorstellen. — Josi, lache mit deinem trockenen und doch so herzinnigen Lachen, es klingt mir nicht mehr deutlich im Ohr. Mutter! — Mutter! — Hilf mir, daß ich nicht wanke!"

Und ein Wunder geschah! Für viele Wochen gab Thöni Grieg manchmal sein wildes, eifersüchtiges Drängen auf, er schwieg, nur in seinen Augen lag etwas Unerklärliches, etwas wie Haß und Drohung.

Er war nicht mehr der schöne Thöni, der lustige Thöni, er war ein reizbarer, übellauniger Herr mit einem aufgedunsenen rötlichen Gesicht. Sobald der Vater aus dem Haus gegangen war, wurde er nachlässig und grob, er kam alle paar Augenblicke aus der Poststube und schenkte sich Wein ein. Ein paarmal fanden Frau Crescenz

oder Binia auch in der Ablage geleerte Flaschen. Und auf ihre Vorhalte grollte er: „Was hat das Weibervolk im Bureau zu thun, was geht euch die Poststube an?“

Binia aber liebte die Post, besonders das Telegraphieren, so viel als möglich besorgte sie mit flinken Fingern die Depeschen selbst.

„Das ist langweilig,“ sagte sie vorwurfsvoll, „daß du immer die Schlüssel ziehst. Früher wußte ich alles, was auf der Post ging — hast du so eine Lumpenordnung, daß man nicht mehr hineinsehen darf?“

„Eben, gerade Ordnung habe ich, du Wildkatze,“ höhnte er.

„Dann mache doch die Sendungen bereit, die noch liegen!“

„Ich gehe jetzt Revolverschießen,“ trotzte er.

„Wozu brauchst du einen Revolver?“

„Er ist für solche, die nach St. Peter kommen, aber nicht hergehören,“ lachte er seltsam.

Binia kam ein fürchterlicher Verdacht, aber sie wagte ihn kaum zu denken. „Nein, so bodenlos schlecht ist Thöni doch nicht,“ beruhigte sie sich selbst.

Im übrigen schoß er, wenn er ausging, nicht immer mit dem Revolver, sondern saß ebenso häufig im Wirtschäftchen des Glottermüllers oder bei irgend einem hübschen Mädchen.

Frau Crescenz und Binia, Gäste und Dorf sahen es, der schöne Thöni, der lustige Thöni, hatte einen Wurm, die einen sagten im Kopf, die anderen im Leib.

Zuletzt sah es auch der Prest: „Thöni, du gefällst mir nicht mehr — weiß der Kuckuck, was du hast und was mit dir ist.“

„Ich meine, man ſollte jetzt einmal bauen, das Holz liegt ſchon lange genug," gab Thöni mürriſch zurück.

„Natürlich wir bauen jetzt," antwortete der Preſi feſt.

Als man den erſten Spatenſtich führte, rief er Binia auf ſeine Stube. Er ſtreifte ſie mit forſchendem, ſorgenvollem Blick; dann hob er an: „Binia, du verlobſt dich jetzt mit Thöni, ſpäteſtens im Frühjahr heiratet ihr. Ich habe dir Zeit gegeben, eine Wahl nach deinem Sinn zu treffen, du haſt ſie verwirkt. Jetzt befehle ich dir!"

Binia ſtand totenblaß; mutlos und verſchüchtert wagte ſie keinen Widerſpruch.

Man baute, aber im ſchlechteſten Zeichen. Die Werkleute brachten die „Krone" nicht vorwärts. Als hätte Gott ſelbſt einen Zorn darauf, regnete und wetterte es im Glotterthal den ganzen Sommer durch und der Preſi eilte in hundert Nöten zwiſchen dem Bären und der Bauſtelle hin und her. Zum erſtenmal, ſeit Fremde nach St. Peter kamen, füllte ſich der Bären nicht. Und er wünſchte das Trüpplein von Sommerfriſchlern, das da war, wieder nach Hoſpel zurück und weiter. „Herr Präſident," fragten ſie Tag um Tag und jede Stunde, „glauben Sie, wir bekommen bald ſchönes Wetter?" — „Ich weiß es nicht. In hundert Jahren kann der Sommer ja auch im Glotterthal einmal herzlich ſchlecht ſein." Mit verhaltener Wut ſagte er es. Die Maulaffen! Wer litt mehr unter dem ſchlechten Wetter als er.

Und zum erſtenmal waren die Fremden mit dem Bären nicht zufrieden. „Der Herr Präſident iſt mürriſch," klagten ſie, „Herr Grieg, der früher ſo jovial war, unaufmerkſam und grob. Frau Creſenz lächelt ſo ſeelenlos wie ein Automat. Und Binia, die alpige Roſe,

hat alle Schelmerei verloren oder dann zuckt sie so heftig und seltsam heraus, daß es wie ein Lachen im Fieber ist."

Die Freier blieben aus. Nur einer wandte sich noch an sie, ein junger stiller Gelehrter.

Er hatte ihr die paar Blumen gebracht, die trotz dem schlechten Wetter an den Bergen gewachsen waren, aber sonst eine große Zurückhaltung gegen sie beobachtet. Am Abend, bevor er abreiste, erst nahm er ihre Hand: „Fräulein Waldisch — Binia," sagte er tief bewegt, „diese Hand ist zu klein und zu mollig für Ihr rauhes Bergthal. — Kommen Sie mit mir in die Stadt — ich liebe Sie — werden Sie meine Braut — meine herzliebe Frau." — —

Es war so ein gediegener Mann und redete so warm.

Binia wurde dunkelrot und ihre Hand zitterte: „Herr Doktor!" Sie senkte das Köpfchen. „Ich passe nicht in die Stadt, ich kann ja kaum recht lesen und schreiben und bin ein schlichtes Bergkind."

Da drang er heiß in sie: „O Binia! für mich ist das genug — ich bin selbst ein einfacher Mann. Was Sie an Wissen nicht haben, das ersetzen Sie mir hundertmal mit Ihrer sonnigen Natürlichkeit, mit Ihrem klugen Auge, mit der Wärme Ihres Gemütes. Ich habe eine liebe alte Mutter daheim — sie ist auch schlicht und kann keine überbildete Tochter brauchen."

Bei dem Wort „Mutter" begann Binia zu schluchzen. Eine Mutter! In ihrem Leben noch einmal eine Mutter. Das war ein stürmischer Angriff.

„Die oberflächlichen Leute meinen," fuhr der junge Mann fort, „Sie seien nur ein überaus gescheites, allerliebstes Naturkind, aber ich will es Ihnen sagen: Sie

ſind ein großes, liebeheiſchendes, heißes Herz — und wenn ich Sie verſtanden habe, wenn Sie es ſind, Binia, ſo gehen Sie um Ihres eigenen Glücks willen nicht kalt an mir vorbei. Darf ich mit dem Herrn Präſidenten reden?“

Wie die Männerſtimme zitterte!

„Nein — nein — Herr Doktor, nein,“ erwiderte ſie angſtvoll, „ich ehre Sie — ich will Ihnen ein Geheimnis verraten — ich bin verlobt.“ — —

Da ging der junge Mann in tiefer Trauer. Er ſchrieb ihr aber ſpäter: „Ich weiß, was ich verloren habe, Sie einzige — tauſend-, tauſendmal Glück!“

Ueber dieſen Brief weinte ſie bitterlich. Sie wußte es, ſie hätte froh werden können mit dem Manne. Und, ſeine Hand wäre Rettung vor Thöni Grieg geweſen.

Wozu dieſe wahnſinnige Treue für Joſi? Das fünfte Jahr erfüllte ſich jetzt bald, daß er fortgegangen war.

Tiefen Kummer bereitete ihr die durch das ſchlechte Sommerwetter entſtandene Stimmung im Dorf.

Wenn man nur mit dem Vater reden, ihn warnen dürfte, aber er iſt wie ein Pulverfaß. Man darf nicht an ihm rühren. Alles muß ſich vor ihm drücken. Thöni — Frau Creſenz — am meiſten ſie ſelbſt: „Bini,“ donnert er ſie an, „Gott's Hagel — ich mache das Wetter nicht, laſſe mich mit den Kälbern im Dorf in Ruh'.“

„Binia,“ ſagten die von St. Peter, „Ihr ſeid ja lieb und gut, aber wir wollen nichts aus dem Bären, es klebt Unglück daran,“ und einige Weiber erklärten es frei heraus: „Kommt uns nicht mehr ins Haus. Wenn Ihr ſchon ſo lieb lächeln und reden könnt, mit Euren dunklen Augen ſeid Ihr doch eine Hexe und der Bären iſt das Unglück von St. Peter.“

Eine furchtbare Zeit war gekommen. Immer lagen Nebel an den Bergen; wenn die Sonne am Morgen auch ein wenig ſchien, ſo donnerten am Nachmittag doch wieder die Gewitter, und wenn ſich die Wolken ein wenig lichteten, ſah man neue Runſen an den Bergen. Die oberen Alpen wurden ſpät ſchneefrei, ehe das Gras gewachſen war, deckte ſie ſchon wieder Schnee, ein früher Reif vernichtete die Ernte und am Glottergrat rückte der Gletſcher vor. Die Wildleutlaue rüſtete ſich!

Not herrſchte bei Menſchen und Vieh, ein Angſtgefühl legte ſich über das Dorf, als dürfe es nie mehr auf beſſere Zeiten hoffen, und der gräßliche Kaplan Johannes, der wieder von Fegunden heraufgekommen war, verließ St. Peter nicht mehr.

Binia wußte es. Dieſer Wahnſinnige lebte faſt nur von dem Haß gegen den Vater, der ihn vor Jahren hatte aus der Gemeinde treiben laſſen. Er wühlte und hetzte im Dorf mit den dunkelſten Künſten des Aberglaubens. Entſetzlicher noch! Der böſe Narr hatte ſeine Begierde auf ſie geworfen. Sie fürchtete ihn wie die Taube den Habicht; ſeit er ihr letzthin zugerufen: „Jungfer, merkt Ihr, wie mein Korn reif wird?“ zitterte ſie vor ihm und ahnte ſchwere Ereigniſſe.

Gewiß trieb der dämoniſche Kaplan die von St. Peter zu einer thörichten That, um in einer Stunde der Verwirrung ſeine düſtere Seele an den Bildern erfüllter Rache zu ergötzen.

Ein ungeheuer peinlicher Vorfall, von dem zum Glück der Vater ſelbſt nichts erfuhr, trat dazu.

Eine fremde vornehme Dame, die mit ihrem Hund hergekommen war, verlangte, daß man das Tier wie

einen Gaſt bediene. Thöni, der Thor, der ſich in das Geſicht der Dame vergaffte, gab es zu, allerdings nur in einem beſonderen Zimmer. Die Mägde hatten zu dem Hund „Guten Tag, Herr Walo!“ zu ſagen, wenn er auf den Stuhl ſprang, ihm ein weißes Tuch vorzubinden und dann je auf beſonderem Teller fünf Gerichte vorzulegen, zuletzt wie zu einem Gaſt zu ſprechen: „Wünſchen wohl geſpeiſt zu haben, Herr Walo!“ und die Dame überwachte die Bedienung ihres Viehes.

Mit flammendem Geſicht ſchaffte Binia Ordnung, aber die Mägde ſchwatzten, und nun lief die Geſchichte im Dorf.

„Jetzt, wo wir und unſer Vieh Mangel leiden,“ ſtaunten die Leute entſetzt.

Kaplan Johannes trug die Erzählung von Haus zu Haus: „Merkt ihr,“ fragte er, „aus dem Wetter nichts! Geht nach Hoſpel, dort ſind ſie froh über den Regen, der dann und wann fällt. Merkt ihr nichts?“

„Wohl, wohl!“ erwiderten die Dörfler, „die armen Seelen wollen die todſündige Völlerei im Bären nicht, ſie wollen den Neubau nicht, die Zwingburg, die uns hublig machen ſoll. In den fürchterlichen Wettern geben ſie uns ihre Zeichen.“

„Wir ſind ja ſchon hublig,“ antworteten andere ingrimmig: „die drei Kleinſten Bälzis ſtehen am Weg und ſtrecken den Fremden die Hände um Almoſen hin. Die Haushaltung hat nichts zu beißen und zu brechen. Und noch viele müſſen vor Elend auch zu betteln anfangen. Das iſt das Werk des Preſi.“

Der Garde mahnte zur Ruhe, der Pfarrer predigte gegen den Aberglauben und wies ſeiner Herde in Chro-

niken nach, daß es auch früher ſchon ſo ſchlimme Jahre gegeben habe.

Die Dörfler aber ſchrieen ihm zu: „Pfarrer, Ihr hütet die heilige Religion nicht. Wißt ihr es nicht? Der Preſi will in dem Neubau heimlich eine Kapelle für die Ungläubigen einrichten, wie eine zu Grenſeln ſteht, und wenn Ihr nicht helft, müſſen wir ſelbſt Ordnung ſchaffen. Wir ſind nicht gewaltthätig und den Fremden wollen wir nichts thun, aber wenigſtens den Neubau dulden wir nicht.“

„Man muß mit dem Preſi in Güte reden!“ meinten einige Ruhige, wie der Fenken- und der Bockjeälpler.

„Wenn wir das thun,“ erwiderten aber die anderen, „ſind wir verloren. — Er iſt ein alter Fuchs, er weiß ſchon, wie er zu ſprechen hat, daß keiner von uns mehr etwas ſagen kann.“

Der Glottermüller hatte mit ſeinem Wirtſchäftchen gute Zeiten, aber auch in den eigenen Stuben ſammelten ſich da und dort die Dörfler.

„Wir müſſen es hinter den Garben ſtecken,“ meinten ſie, „er kommt dem Preſi am eheſten bei. Der Glottermüller muß mit ihm gehen. Der Kaplan Johannes auch.“

Der Garde ſeufzte, als Bauer um Bauer in ſeine Wohnung kam und ihm zuredete, daß er Vermittler zwiſchen der Gemeinde und dem Preſi werde. „Ich bin nicht mehr ſein Freund!“ erklärte er. — „Aber Ihr ſeid der Garde!“ drangen ſie in ihn. — „Dann gehe ich allein,“ ſagte er. — „Nein, wenigſtens einer muß mit,“ erwiderten ſie, „damit der Preſi ſpürt, daß es Ernſt gilt.“

Nach gewaltigem Sträuben fügte ſich der Garde in

den ſauren Gang und darein, daß der Glottermüller ihn begleite.

Es war im Herbſt und nach vielen Wochen der Verdüſterung ſtand der Himmel in reinem Blau, nur hingen an der Krone ſo drohende Wächten, wie man ſie niemals zuvor geſehen. Durch das Dorf flog es von Mund zu Mund: „Schaut, ſeit die Fremden fort ſind, iſt der Himmel uns wieder wohlgeſinnt.“

Würdig empfing der Preſi die beiden Abgeſandten von St. Peter, würdevoll wie ein König antwortete er ihnen, ſich mit der Hand auf ſein Pult ſtützend: „Ihr Männer von St. Peter. Meint ihr, daß ich die Gemeinde weniger lieb habe als ihr? — Aber in einer thörichten Sache laſſe ich mich nicht von euch zwingen. Wir ſind alle freie Männer. Wir beugen uns vor nichts als vor den Ueberlieferungen unſerer Väter und den Geſetzen des Landes. Ueberlieferung und Geſetz iſt aber, daß jeder bei uns frei bauen darf, wie er will. Ich habe kein minderes Recht als ihr, der Bären und die Krone ſtehen unter dem Schutz des Geſetzes, der das Eigentum heiligt. Wer daran rührt, iſt dem Gericht verfallen. Nicht anders iſt es mit den Fremden, die ins Thal kommen. Sie ſind nicht, wie ihr meint, vogelfrei, ſie ſtehen unter dem Schirm mächtiger Verträge. Wehe dem, der die verletzt! Und alſo habe ich eine gerechte Sache, wenn ich ein neues Haus aufſchließe und Gäſte darein führe, und ich will es euch beweiſen, daß ich euerm ungerechten Verlangen nicht nachkomme. Thöni — Binia!“

„Preſi, ſeid barmherzig,“ bat der Garde, „ſonſt gerät die Gemeinde ins Unglück. Was Ihr ſagt, iſt wohl wahr — aber es iſt nicht gut — es iſt nicht gut.“

Scheu kam Binia geſchlichen, ſie konnte den Garden faſt nicht anſehen, Thöni aber erſchien wie ein großer Herr.

„Thöni Grieg und Binia Waldiſch,“ wandte ſich der Preſi ſtolz und feierlich an die beiden, „vor der Gemeinde St. Peter verlobe ich euch, auf daß ihr in Frieden und Glück das neuerbaute Haus zur Krone führt. Binia, hole mir Biſſen und Wein, daß ich ſie euch reiche.“

Sie zitterte. Wie im Verſcheiden ſagte ſie: „Nein — ich kann nicht, Vater.“

Da wurde er kreideweiß: „Du Elende!“ knirſchte er mit einem entſetzlichen Blick der Wut, „vor der Gemeinde machſt du mich zu Schanden — möge Gott dich dafür ſchlagen!“

Der Glottermüller verlor ſeine Haltung und quiekte mit ſeiner hohen Weiberſtimme: „Das iſt ja abſcheulich! Ich gehe, lebt wohl!“

„Ja,“ bebte die Stimme des Preſi, „ſagt es dem Dorfe nur, was für eine Ungeratene ich zum Kinde habe.“

Da nahm der Garde die Hand des Preſi und mit Thränen in den Augen ſprach er: „Gewaltthat auf Gewaltthat! — Sünde auf Sünde — Preſi! alter Freund — muß ich es wirklich erleben, daß Ihr Euch ſelbſt, Euer Kind, Euer Haus, das ganze Dorf zuſammenſchlagt!“

„Was, alter Freund?“ erwiderte der Bärenwirt kalt und hohnvoll, „einer, der es mit den Kälbern hält, — ein Tropf ſeid Ihr, Garde!“

„Alte Männer ſchlagen ſich nicht. — Ihr ſchlagt Euch ſelbſt.“

Der Garde keuchte es, er ging und in einer Ecke lag Binia, das Häuflein Unglück.

Am anderen Tag aber flog die Kunde von Mund zu Mund: „Nun hat sich Binia doch mit Thöni Grieg verlobt.“ Schreckliche Gerüchte waren im Umlauf. Drei Stunden sei der Presi auf dem Boden gelegen und habe mit Armen und Beinen ausgeschlagen. „Ich kann nicht mehr leben. Mein Kind hat mich vor der Gemeinde zu Schanden gemacht.“ Da habe sich Binia auf ihn geworfen und verzweifelt gerufen: „Vater — lebe! — ich will Thöni nehmen!“

Der Presi hatte den Sieg über sein Kind und die Abgeordneten davongetragen, aber der Bären lag in Acht und Bann, furchtbare Erregung und Empörung gegen ihn herrschte im Dorf.

So kommt der Winter, ein verkehrter Winter! Es fällt viel Schnee, aber er hält nicht. Die Lawinen donnern Tag um Tag und ihre Luftstöße erschüttern die Hütten. Jetzt tritt endlich bittere Kälte ein. Da geschieht ein schreckliches Wunder. Eine Windsbraut fährt über die Krone, sie wirbelt den Firnenschnee wie Gewitterwolken auf, die Wolken verfinstern das Thal, sie sausen herab, sie drehen sich und prasseln aufs Dorf. — Die Glocken läuten.

„Wohl denen, die tot sind,“ schreien die Leute. „St. Peter geht unter — die armen Seelen ziehen aus — für die Zeit, die uns bleibt, haben wir noch genug zu essen, und daß unser armes Vieh an Seuchen stirbt, kann nichts mehr schaden.“

Da schleicht ein Wort heimlich durch das geängstigte St. Peter, das Wort „Ahorn!“ Wo sich zweie treffen, redet der eine geheimnisvoll von hundert Dingen, bis er unauffällig das Wort „Ahorn“ ins Gespräch mengen

kann. „Ahorn!“ erwidert der Angeredete feierlich. Außer dem Garden, den man immer noch einer alten Freundschaft für den Presi verdächtig hält, dem Pfarrer und einigen anderen, denen man nicht traut, ist ganz St. Peter in einem geheimen Bund, dessen Mitglieder sich im Wort „Ahorn“ erkennen. Wer die Losung spricht, weiß es: Im Namen der armen Seelen muß der Bären, das Sündenhaus, fallen und der Neubau zerstört werden. Es giebt sonst keine Rettung für das Dorf. Wen das schreckliche Los trifft, der muß den Bären und die Krone anzünden. Sonst ihm selbst „Ahorn“. Es giebt keinen Verräter im Bergland. Sonst auch ihm „Ahorn“. Wer es aber thut, der soll, auch wenn er dem Gericht in die Hände fällt, in der Gemeinde nicht ehrlos sein, sondern alle anderen sollen für seinen Haushalt einstehen.

Was die von St. Peter thun wollen, ist aber so fürchterlich, daß sie selber davor zurückbeben. Sie losen noch nicht, erst zu äußerst soll es geschehen — gerade ehe die Fremden wieder erscheinen.

„Ahorn“ und Wildleutlaue! So kommt der Frühling.

Der Presi und Thöni sind nach Hospel geritten. Am offenen Fenster steht im Abendsonnenschein Binia und träumt. Ihre Wänglein sind bleich, die Augen noch dunkler und größer als früher. Auf dem Kirchhof sprießt das erste flaumige Grün und auf dem Kirschbaum, der sich bräutlich schmückt, flötet eine Amsel.

Eine Amsel. — Sie denkt an Santa Maria del Lago. — Jetzt ist sie selbst der gefangene Vogel, aber keine barmherzige Hand kommt und schneidet sie aus dem Netz.

Josi, dessen Bild ihr so gräßlich entschwebt ist, steht wieder in Klarheit vor ihr.

Die Reue wütet in ihrer Seele. In einer augenblicklichen Wallung des kindlichen Gefühls hat sie dem Vater das Opfer gebracht, daß sie sich mit Thöni verlobte. Ist der Vater des Opfers wert? — Nein, wie könnte er sonst die Freundschaft mit Thöni halten, dem Schuft.

Und der Vater ist ein Thor. Die Gier Thönis wehrte sie ab, da kam er gerade, allerdings nicht ganz nüchtern, dazu. Thöni ließ sie los, da lachte der Vater glückselig. „Haltet euch nur, Kinder, vor mir braucht ihr nicht so scheu zu thun.“ Und Thöni überredet den Vater, heimlich sei sie gar nicht leid zu ihm. Sie aber hat es noch nie dazu gebracht, Thöni nur den kleinen Finger zu strecken oder sich eine Berührung von ihm gefallen zu lassen. Allein an den mißverstandenen Augenblick, an Thönis Vorspiegelungen klammert sich der Vater und betäubt sein schlechtes Gewissen.

Ob er nun glücklich ist? — Nein, er ist ein armer, armer Mann! Er fällt aus den Kleidern, er beginnt zu ergrauen, er lächelt wohl darüber, daß kein Mensch den Bären betritt, aber der Haß des Dorfes peinigt ihn, die Beleidigung, die er dem Garden angethan hat, tötet ihn fast.

Er könnte ein herrlicher Mann sein, das Dorf würde an ihm hangen, aber die Welt mag sterben, er setzt seinen eigenen Willen durch.

Und sie — und sie — dieses viel zu starken Vaters Kind — sie ist schwach geworden — nach unsäglicher Treue doch treulos.

Wie ſie als Kind gethan, wenn ſie hilflos war, beißt ſie in die Finger und ſchaut mit großen traurigen Augen in die ſonnige Frühlingswelt.

Da rennen Leute die Straße daher und kreiſchen: „Es iſt ein Toter auferſtanden — Joſi Blatter, der Rebell!“

Sie ſchreit auf — ſie fällt in die Kniee, ſie flüſtert: „Er lebt!“ und vor ihr verſinkt die Welt.

XV.

Geheimnisvoll, wie er gegangen war, kam Josi Blatter!

Durch den Donner der Lawinen, durch den rauschenden Föhnsturm des Märzen schritt er am Spätnachmittag von der Schneelücke herunter.

Lange bevor er St. Peter erreichte, hatte man im Dorf den einsamen Wanderer bemerkt. „Ein Mann, ein Tier oder ein Gespenst!" rieten die Leute und waren eher geneigt, an etwas Wunderbares als an etwas Natürliches zu glauben. Was für ein Christ konnte um diese Zeit der höchsten Gefahr über die Schneelücke steigen, an der selbst im Hochsommer hundertfache Gefahren lauern. Der Wanderer aber schritt unentwegt näher und sprach zu den verwundert Spähenden und Harrenden: „Grüß euch Gott," gerade wie es die zu St. Peter sprechen.

„Alle Heiligen. — Das ist Josi Blatter — das ist der Rebell!" Die Frauen und Kinder bekreuzten sich, man hörte ängstliche Stimmen: „Ist er lebendig oder tot?" und die abergläubisch Erschrockenen fuhren zurück.

Er mußte wohl lebendig sein, wie er in Nagelschuhen, den Rucksack über die Schultern gehängt, den eisenbeschlagenen Bergstock in starker Hand, so fest und gelassen

kam. Es war, als wolle er gerade zum Kirchhof gehen, und in scheuer Entfernung folgten ihm die Dörfler: „Der ist jetzt ein schöner Mann geworden!“ meinten einige. Er aber wandte sich um: „Bäliälplerin, wißt Ihr, welche Nummer das Grabscheit meiner seligen Schwester Broni hat? Ich möchte für sie beten.“

Alle, die es hörten, schrieen auf und wichen zurück. Der junge Peter Thugi nur grüßte ihn herzlich: „Josi, was denkst du? Deine Schwester Broni ist nicht gestorben, sie ist ganz gesund, tritt nur ins Haus des Garden.“

Josi wankten die Kniee; als ob er stürzen wolle, pflanzte er sich an den Bergstock. Er konnte nicht reden.

Jetzt sind sie vor der Wohnung des Garden. „Lebe wohl, Josi!“ sagt Peter Thugi. Der murmelt aber nur finster: „Warum hat mir der Garde das gethan?“

„Josi Blatter, der Rebell, ist auferstanden!“ tönt es wie Feuerruf durch das Dorf, halb St. Peter sammelt sich vor der Wohnung des Garden.

Er sitzt mit der spinnenden Broni in der Stube. Da sieht er den Auflauf. Im gleichen Augenblick pocht es an der Thüre und Broni öffnet.

„Josi! — Alle Heiligen — Josi!“ Mit blutleeren Wangen weicht sie zurück — dann stürzt sie wieder vorwärts und umhalst ihn jubelnd und weinend. „Du lebst, Josi, — du lebst!“ Allein der Ankömmling bleibt an der Schwelle stehen, stellt den Bergstock nicht an die Wand, legt den Rucksack nicht ab, und als der Garde ihm entgegengeht und sagt: „Komm doch herein, Josi,“ da bleibt er noch wie angewurzelt unter der Thüre. „Ja, darf ich?“ fragt er gedrückt. „Lange eng machen will ich euch nicht. Ich weiß jetzt, daß ich überzählig bin.“

Finſter und wankend ſteht er an der Thüre: „Ehe ich eintrete,“ preßt er hervor, „muß ich doch fragen, wie Ihr mir habt ſo einen Brief ſchreiben können, Garde. Broni lebt und iſt nicht tot! — O Broneli, du lebſt — du lebſt!“ Er will ſie umarmen, aber ſie tritt zurück und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen.

„Mutter Gottes, was Joſi redet,“ jammert ſie. „Ich geſtorben und der Vater einen Brief? — Joſi, hat dir die fremde Welt das Hirn verrückt?“ Ihre Augen nehmen einen ſchreckhaften Ausdruck an.

Der erſte, der ſich in der grenzenloſen Verwirrung faßt, iſt der Garde: „So komm doch herein, Joſi,“ redet er ihm freundlich zu, „wir wollen über alles im Frieden reden. Broni, jetzt hole zu eſſen und zu trinken, mit dem Wiederfortgehen drängt es gewiß nicht, Joſi.“

Der ſitzt nun am Tiſch und ſchluchzt in die Hände: „Broni lebt!“

Der Garde iſt tief erſchüttert. „Ein Brief — ein Brief! ſagſt du, Joſi.“ Er langt in ein Schubfach des Buffert. „Da iſt auch ein Brief, aus dem wir nicht klug geworden ſind.“ Joſi ſchaut auf — er dreht und dreht den Brief in zitternden Händen. „Vor vier Jahren! Da war ich allerdings in der Gegend von Srinigar! Vor zweien noch. Auch die Cholera war dort. Ein paar hundert hat man alle Tage verſcharrt. Es iſt abſcheulich drauf und drunter gegangen. Da hat mich vielleicht die Poſt nicht gleich gefunden und hat geglaubt, ich liege auf dem Karren. Solche Dinge ſind in der großen Verwirrung vorgekommen, viele Angeſtellte der Poſt ſind geſtorben, es hat neue gegeben, und die waren nicht immer zuverläſſig. So iſt ein Irrtum denkbar.“ Er wirft einen

Blick in den Brief: „Und Binia hat das Wort von den Vögeln geschrieben: ‚Laß die Hoffnung nicht fahren.‘“ Er erbebt.

Broni ist mit dem Hospeler, dem Brot und Rauchfleisch zurück, sie deckt den Tisch mit weißem Linnen und der Garde sagt, indem er dem jungen Manne noch einmal die Hand schüttelt: „Josi, gottwillkommen, ich merke schon, es ist viel aufzuklären.“

Die Geschwister, von denen eines geglaubt, das andere sei tot, umarmen sich wieder und wieder: „Josi, du lebst“ — „Du lebst auch, Broni!“

Plötzlich sagt Josi: „Aber wie so lange kein Brief gekommen ist, hab' ich doch wieder einen gesandt. Darauf ist Euer Brief, Garde, gekommen, und ich habe Euch noch zweimal geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ Er langt in die Brusttasche. „Da ist Euer Brief, Garde!“

Der Garde liest, wird bleich, wird rot und wieder bleich: „Nicht selig werden will ich, wenn ich das geschrieben habe, so gotteslästerliche Dinge — schau! — schau! — Broni!“

Und sie liest:

„Lieber Vögtling Josi! In gar großer Betrübnis melden wir Dir, daß das gute, liebe Broneli nach langem Leiden gestorben ist. Eine Kuh hat es im Winter sehr unbarmherzig auf das Herz geschlagen. Es hat sich zu unserem großen Leidwesen legen müssen und nimmer mögen genesen. Aber Deinen Brief hat es noch mit mageren Händchen gehalten und sich noch auf dem Todbett daran gefreut. Es ist so traurig, daß ich nicht alles schreiben mag. Auch sonst geschieht nichts Gutes in

St. Peter. Du haſt damit, daß Du auf die Krone gingeſt, ein großes Unglück angeſtellt. Kein Frieden, keine Ruhe iſt mehr in der Gemeinde! Sei froh, daß Du fort biſt! Die Bini hält in vierzehn Tagen Hochzeit mit Thöni Grieg. Wer hätte gedacht, daß ſie den Fötzel nehme! Aber der Preſi hat es halt wollen. Und das Broneli hat noch am Tag, wo es geſtorben iſt, geſagt, es ſei ihm recht, daß es die Hochzeit nicht mehr erlebe, es hätte keine Freude daran wegen Dir. Es hat Dich noch tauſendmal grüßen laſſen. Du ſollſt für die Selige beten. Lebe wohl, Joſi, und tröſte Dich! Auf Wiederſehen kann ich nicht ſagen, denn Du wirſt jetzt wohl nie mehr nach St. Peter kommen. Hans Zuenſteinen, Garde."

Broni ſchaudert vor Entſetzen. Der Garde läuft wütend hin und her: „Merkſt du nicht, wer den Brief geſchrieben hat, Broni?" Er nimmt ihn wieder. „Gerade meine Buchſtaben ſind es im Anfang, aber zuletzt ſind es andere." Er wühlt mit zitternden Händen im Buffert. „Da iſt noch etwas Geſchriebenes von Thöni Grieg. — Da ſchau, ſchau! — Da am Ende hat es von ſeinen Buchſtaben — du unſeliger Hund! — Thöni, du unſeliger Hund. — Und du nennſt dich nur Fötzel — und biſt ſo ein Schuft!"

Joſi ſchluchzt: „Ich habe nicht auf die Buchſtaben geſehen, mich hat der Brief halt gerade ſo angetönt, als ob er von Euch wäre — ich habe ſo viele Thränen darauf vergoſſen. Thöni — das haſt du mir gethan! — Und Bini iſt gewiß auch nicht ſein Weib."

Da öffnet ſich die Thüre ein wenig, man hört draußen Euſebis gedämpfte Stimme. „Schau nur ſchnell, Bini — er iſt wirklich und wahrhaftig da — aber zittere nicht ſo!"

Ein Schrei, wie wenn eine Saite ſich zerfaſert und ſpringt: „Joſi!“ Binia fällt an der Schwelle nieder, ſie ſtößt gegen die Thüre und dieſe öffnet ſich breit.

Joſi macht eine taumelnde Bewegung gegen Binia. „Bineli!“ ſchreit er in ſeliger Freude, aber er fährt zurück, tonlos ſtammelt er: „Sie trägt doch einen Ring!“ Er ruft: „Geh fort, Bini, geh fort — ich halte es nicht aus — ich kann dich nicht anſehen — — fort, fort — Frau Thöni Grieg!“

Eine Welt voll Elend liegt in den abgeriſſenen Worten. Broni müht ſich um die Geſtürzte und begleitet ſie aus dem Haus.

Der Garde nimmt Euſebi beim Rockärmel: „Wie haſt du auch Bini hereinbringen können,“ knurrt er wild.

„Wir haben Sägeträmmel in der Glotter geflößt, da kommt ein Bub Bälzis geſprungen: ‚Joſi Blatter iſt wieder in St. Peter!‘ Ich renne heim, wie ich vor das Haus komme, ſtehen die Leute da — mitten unter ihnen wie eine arme geſtorbene Seele Binia. Sie nimmt meine Hände. ‚Ich komme gerade von daheim, iſt es wahr, iſt Joſi da?‘ Ein Stein hätte ſich ihrer erbarmen müſſen. Und gebettelt hat ſie: ‚Laß mich nur durch die Thürſpalte lugen wie er jetzt iſt.‘ Ihr hättet auch nicht widerſtehen können, Vater!“

Der Garde knurrt wieder etwas, Euſebi hört es nicht mehr. Er hat ſich zu Joſi gewandt: „Joſi — Schwager — lieber Schwager.“

„Ja ſo — du biſt es, Euſebi!“ ſtammelt Joſi. „Dich habe ich nicht gleich wieder erkannt. Was biſt auch für ein Mann geworden — und ich habe dich immer noch im Gedächtnis gehabt, wie du ſo ein blöder Bub geweſen biſt!“

„Schwager!“ wiederholt Euſebi.

„Wie rufſt du mir! — ‚Schwager?‘ — das iſt eine ſpaßige Welt.“

„Du weißt noch nicht, daß Broneli meine Frau iſt — meine liebe, herzige Frau.“

„Euſebi, was ſagſt — Broni, deine Frau!“ Joſi ſtürzt von einer Ueberraſchung in die andere.

„Und du weißt noch nicht,“ ſagt Euſebi, „daß wir ein ſo liebes, herziges Kind haben, komm und beſchau's!“

Der Glückliche zieht den von allem Neuen auf den Kopf geſchlagenen Joſi in die Nebenſtube: „Siehſt, da liegt es und ſchläft und weiß nicht, daß du gekommen biſt. Es iſt jährig, und weil es geſund iſt, ſo ſchläft es bei allem Lärm.“

„Wie heißt es?“ fragt Joſi.

„Joſeli heißt es wie du und dir zu Ehren.“

„Joſeli heißt es und mir zu Ehren,“ wiederholt er wie in tiefem Traum.

Der Kleine in ſeinem Bettchen wimmert, erwacht; wie er den Vater ſieht, ſtreckt er lachend die Aermchen, und Euſebi nimmt den Kleinen liebkoſend auf den Arm: „Joſeli!“

„Schwager!“ ſagt er, „wie mich das freut — wie mich das freut, daß du wiedergekommen biſt. Broni hat ſo viel getrauert um dich, jetzt mein' ich, iſt ſie dann erſt recht glücklich mit mir, weißt, das iſt eine Frau, wie die Fränzi ſelig, wie deine Mutter — o ſo himmelgut.“

Wie die beiden Männer wieder in die Wohnſtube treten, iſt Broni, die junge Frau, eben von der Begleitung Binias zurückgekehrt und auf einen Stuhl geſunken.

Mit gefalteten Händen spricht sie: „Bini ist heimgegangen — aber was jetzt geschieht, weiß Gott!“

Da kommt die Gardin mit den Knechten und Broni ist glücklich, wie die Mutter Josi herzlich begegnet: „Tausend, was für ein schöner Mann Ihr seid! Einen so braunen Bart! So freie Augen! Hochgewachsen und stark. Und die häßliche Narbe sieht man nicht mehr.“ Sie schüttete einen ganzen Korb voll neugieriger Fragen vor ihm aus.

Der Garde sagt aber ernst: „Ich gehe noch ins Dorf, es muß in der ersten Frühe ein zuverlässiger Bote nach Hospel auf die Post! Schweigt zunächst über die Briefe, St. Peter ist schon halb toll, wird noch das Verbrechen Thönis bekannt, so haben wir den offenen Aufruhr gegen den Bären.“ Er geht und die unaufschiebbaren Abendarbeiten, welche Eusebi und die Gardin in Anspruch nehmen, fügen es, daß die Geschwister allein sind.

Leise sänftigen sich die Wogen des überraschenden Wiedersehens.

Josi sitzt am Tisch und weint still vor sich hin. Der Sturm hat ihn überwältigt.

Da streichelt ihn Broni und fragt: „Wie hast auch den Heimweg wieder gefunden, Josi, nach mehr als fünf Jahren?“

Mit geröteten Augen schaut er auf: „Ich will es dir nur bekennen,“ erzählt er, „ich wäre nicht wieder gekommen, hätte mich Felix Indergand nicht mit Gewalt zurückgeschleppt. Wie zwei Brüder haben wir zusammen gelebt. Wenn ich fast umgekommen bin vor Weh, daß du gestorben seiest, und Binia an mir so schlecht gewesen ist, so hat er manchmal meine Hand genommen

und ſo warm geredet, daß ich ganz tröſtlich geworden bin. ‚Was willſt im fremden Land freudlos leben?‘ ſagte der gute Felix, ‚kreuzige dich nicht ſo ſtark, Untreu‘ iſt ſchon vielen geſchehen.‘ Und wenn ich von dir, Broni, erzählt habe, ſagte er: ‚Gerade ſo iſt die Beate, mein liebes Schweſterkind zu Bräggen.‘ Und er meint, ich ſoll ſie um ihre Hand fragen. Er drängte mich. Und nun, Broni, gab ich ihm ein Verſprechen, das mich reut, aber wenn man keinen lieben Menſchen auf dieſer Welt mehr zu haben meint, thut man einem guten Freunde viel zu Gefallen. Jedes Jahr am Fridolinstag fährt das Mädchen von Bräggen in die Stadt zu ſeinem alten Oheim, dem Chorherrn Fridolin Indergand, um ihm als Patenkind Glück zu wünſchen. Alſo auch morgen. Und ich muß ohnehin in die Stadt gehen, um nachzuſehen, ob mein Geldlein richtig auf die Bank angewieſen worden iſt. Da kann ich ſie ſehen, ohne daß ſie vom Plan weiß. Sie muß in Hoſpel übernachten. Doch iſt mir ſo ſonderbar! Ich hätte ſchon vor drei Tagen in St. Peter ſein können, aber ich meinte: ‚Nur geſchwind beten auf den Gräbern und durch das Dorf laufen.‘ — Und, Broni, um die Beate kümmere ich mich nicht — ich kann nicht — ſieh, wer von Bini ein Reiflein hat, der hat keine andere mehr lieb! Immerhin will ich dem Freund das Verſprechen halten.“

So berichtete Joſi.

„Schon morgen willſt du wieder fort, Joſi, Herzensbruder? Sei nicht ſo bitter, glaube mir, Binia hat gräßlich um dich gelitten. Sie iſt zu der Verlobung mit Grieg gezwungen worden.“ Und in fliegenden Zügen ſchildert ihm Broni die Ereigniſſe der Zeit.

„Sie hat gräßlich gelitten um mich.“ Tonlos ſagt es Joſi und weint.

„Daß ich auch ſo flennen muß,“ ſtammelt er, „es iſt ja eine Schande, wenn ein Mann greint, aber ich kann mich nicht wehren — ich flenne vor Freude, weil es dir ſo gut gegangen iſt, Broni, — wer hätte gedacht, daß Euſebi ſo ein Mann, wer hätte gedacht, daß wir die nächſten Verwandten des Garden würden — ich flenne, weil dein Kind Joſeli heißt — weil ich wieder in St. Peter bin, wo Vater und Mutter begraben ſind. Ich weine aus Wut über Thöni Grieg, erſchlagen könnte ich ihn vor Grimm — ich weine, weil es mir das Herz vertrübelt und bricht, daß ich Bini wiedergeſehen habe. — Und ſchmerzenreich iſt ſie geweſen um mich, ſagſt du, ſchmerzenreich und iſt jetzt doch Thönis Braut!“

Joſi hat alle Faſſung verloren.

Da kommt der Garde zurück. Wie er hört, daß Joſi ſchon am Morgen in die Stadt gehen will und von dem Verſprechen erfährt, das er Indergand gegeben, ſeufzt er erleichtert auf. Er ſetzt ſich Joſi gegenüber und nimmt ſeine Hand. „Ich meine,“ ſagt er herzlich, „ich ſei auch dein Vater, Joſi, und will offen mit dir reden. Wie du zu Bini ſtandeſt, weiß ich und der Herrgott, der ins Herz ſieht, weiß ebenſo gut, wie ſchwer es mir wird, ihr ein Leid anzuthun. Daß du aber morgen die Beate Indergand ſehen willſt, das iſt des Himmels Wink. Kämpfe, kämpfe, Joſi, gegen dein Herz! Es wird jetzt ſchon eine Aenderung im Bären geben, Thöni Grieg kann nicht in St. Peter bleiben, ich könnte mich nicht zähmen, wenn ich ihn träfe, den unſeligen Hund. Was da aber komme, Joſi, hüte dich vor Binia! Der Bären

wankt. Zu maßlos hat der Preſi gewütet. Ein Volksgericht bereitet ſich vor, wie es in alten Zeiten gegeben hat — und, lieber Joſi, ich möchte dich, wenn der Bären geſtürzt iſt, nicht unter den blutenden Opfern finden. Darum, um Gottes willen, Hand weg von Binia. So wenig zu ihr wie zu den Feinden des Preſi — mein Haus ſoll rein bleiben von Schuld — und wenn dir die Beate ein wenig gefällt, ſo ſei freundlich zu ihr. Es iſt Gottes Hilfe zu deiner Rettung."

„O, wäre Bini nur nicht verlobt," ſtöhnt Joſi, „ich holte ſie jauchzend mitten aus der Wut derer von St. Peter, aber ich kann nicht der Nachgänger Thöni Griegs ſein — nein, beim Himmel nicht — und nicht mit einem Stecklein könnte ich ſie mehr anlangen."

„Joſi, geh' zur Ruhe," mahnt Broni, „du bebſt ja am ganzen Leib — du biſt krank."

Joſi ſteht auf.

„Noch eins, Joſi," ſagt der Garde, „ſo ſchwer es dir und mir fallen mag — gegen das Dorf wollen wir über Thönis That ſchweigen und wenigſtens jetzt auch noch nicht vor Gericht klagen. Die Wildleutlawine hat ſich gerüſtet und das iſt immer eine ſchwere Zeit — ein Wort von uns, und ſie kann den Bären mit den heligen Waſſern zuſammenſchlagen. Gieb mir die Hand darauf, Joſi, daß du ruhig biſt."

Stumm reichen ſich die Männer die Hände, zuletzt ſagt der Garde: „Mit dem Preſi will ich aber morgen doch reden — nicht ſeinetwegen — aber wegen des armen Dorfes."

Zum erſtenmal ſchlief Joſi wieder in der Heimat, doch wirre Träume quälten ihn, am meiſten der, Binia

ſchwebe in irgend einer großen Gefahr und rufe mit ihrem Vogelſtimmchen: „Joſi — Joſi — ich bitte dich — hilf mir.“ Schreiende Amſeln flogen die ganze Nacht um ihn und einmal war ihm, jetzt ſei wirklich eine an die Kammerſcheiben geſchoſſen. Er wollte aufſtehen, aber mit bleiernen Gliedern blieb er liegen. Im erſten Grauen des Morgens ſah er ganz beſtimmt etwas Weißes vor ſeinem Fenſter. Er ſtand auf. Ein Briefchen, durch das ein Faden gezogen war, hing am Fenſterhaken.

„Bini!“ ſchrie er.

Sie ſchrieb: „Ich muß mich vor Dir rechtfertigen, ſonſt ſterbe ich. Bei dem ſchönen, unvergeßlichen Tag von Santa Maria del Lago, ſei heute um Mitternacht im Teufelsgarten. Dein unglücklicher Vogel Binia.“

Joſi biß ſich auf die Lippen und ſein Geſicht verfinſterte ſich. „Thorheiten, Bini,“ flüſterte er, und beim frühen Morgeneſſen ſagte er zu Broni: „Schweſterlein, ich habe es mir überlegt. Ich muß wieder in die Fremde. Je bälder je beſſer. Am Sonntag noch wollen wir miteinander zur Kirche gehen, dann reiſe ich wieder ab.“

Und ſeltſam! Broni war über ſeine Rede wohl traurig, das Waſſer trat ihr in die Augen, aber ſie widerſprach ihm nicht.

Sie dachte an Binia und ihre ahnungsreiche Seele witterte Gefahr für Joſi.

Er zögerte und zögerte fortzugehen, er ſcherzte noch mit Joſeli, der erwacht war, und dann war es immer, als wolle er noch etwas ſagen oder fragen.

„Du kommſt gewiß zu ſpät,“ mahnte Broni.

Jetzt endlich ging er, er ging den erinnerungs-

und ſchmerzenreichen Weg über den Stutz hinunter, am Teufelsgarten und am Schmelzwerk vorbei.

Als er zu den Weißen Brettern aufſchaute, erſchrak er. Es rieſelte weiß in den Wildleutfurren und knatterte in einem fort. „Gerade wie damals," dachte er, „als ich mit Vroni Mehl holen ging. Aber ſo früh im Jahre!"

Er dachte an den Vater — er dachte an ſeinen eigenen großen Plan, als ein zweiter und ſtärkerer Matthys Jul und für Binia die heligen Waſſer den ſicheren Weg durch die Felſen zu führen und St. Peter aus der Blutfron zu löſen.

In ſeinen ſehnigen Armen zuckte das Leben, ein wunderbarer Anreiz lag in dem Gedanken.

Bah — Bini iſt für ihn verloren — er will wieder fort, die in St. Peter mögen ſelber ſehen, wie ſie mit den heligen Waſſern fertig werden.

Im Teufelsgarten dufteten die erſten Veilchen. Eine wunderliche Stunde kam ihm ins Gedächtnis.

„O Binia! — Binia!" ſeufzte er.

Er hatte nicht den Mut gehabt, Vroni zu Binia zu ſchicken und ihr ſagen zu laſſen, ſie möchte von dem Stellbichein abſtehen. Ein Wort, wenn auch nur zu Vroni, wäre ihm doch wie ein ſchnöder Verrat am geliebten Bild erſchienen.

„Glaube mir, ſie hat gräßlich um dich gelitten — ſie iſt zur Verlobung mit Thöni gezwungen worden." Die Worte Vronis klangen ihm in den Ohren. Und Binia iſt in Gefahr.

„Ich kann ſie aber doch nicht treffen — ſie iſt die Braut Thöni Griegs," murmelte er, und der Gedanke

an Binia und an die Warnung des Garden quälte ihn so, daß er im reinen Frühlingstag vor Weh fast starb. Da kam ihm Kaplan Johannes entgegen. Der Schwarze mit dem Bettelsack stutzte einen Augenblick — dann schlug er ein hölliſches widriges Lachen an: „Guten Tag, Söhnchen! — Bist du wieder da, du undankbares Aas!“

„Schweige, Pfaff!“ Und Josi machte eine drohende Bewegung mit seinem Stock.

Ein entsetzlicher Haß loderte aus den Augen des Verrückten, Josi aber hatte eine sonderbare Empfindung: „Wie wenn mir einer Gift angeworfen hätte.“

In Tremis streckte die alte verkrümmte Susi ihren Kopf aus dem Fenster. „Je, je,“ lachte sie verwundert, „der zweimal verloren gegangene Rebell! — Jetzt seht Ihr aber schön aus. Bini muß jetzt wohl den Thöni fahren lassen. Hä-hä hä!“

„Haltet Euer altes Maul!“ rief er ihr verdrossen zu, er eilte vorwärts und kam in Hospel eben recht auf die Post.

Der Wagen rollte das große Thal entlang. Ein betagtes Ehepaar und ein junges Mädchen teilten sich mit Josi in den Raum des offenen Gefährtes. Das Mädchen glich Broni und war blond wie sie. Er hörte bald, daß sie erst in Hospel eingestiegen sei, wo sie übernachtet habe. Die drei sprachen dann aber wieder von gleichgültigen Dingen, namentlich vom Segen der heligen Wasser zu Hospel und den fünf Dörfern, wo ihr erster lauer Strom die Aprikosen- und Pfirsichblüten geöffnet hatte.

„Ihr seid von Bräggen,“ wandte sich Josi höflich an das Mädchen, „sagt, ist Felix Indergand gut heimgekommen von seiner weiten Reise?“

„Vorgestern," antwortete sie frisch, „kennt Ihr ihn?"

„Freilich, freilich, warum nicht. Wir waren in Indien zusammen, wir haben uns erst vor wenigen Tagen getrennt."

„Da seid Ihr Josi Blatter von St. Peter im Glotterthal?"

Zwei hübsche Augen richteten sich auf ihn, ein herzliches Lächeln umspielte die Lippen des Mädchens.

„Felix," fuhr sie fort, „hat uns viel von Euch erzählt, er sagte, ohne Euch hätte er es niemals ausgehalten in dem fremden Land, aber wenn er fast vergangen sei vor Heimweh, dann habet Ihr ihn immer so lieb angesehen mit Euren braunen Augen."

Sie lächelte wieder und betrachtete Josi, der unter ihren Blicken unruhig wurde.

Himmel, dachte er, das ist wirklich ein frisches liebes Mädchen.

Bei einem der nächsten Dörfer stiegen die alten Leute aus — die Jugend fuhr bis in die Nähe der Stadt allein durch den Frühling und plauderte.

Beate Indergand war Waise, ein stattliches Bauernheimwesen lastete auf ihr und ihrer Mutter, und wenn Josi nicht zu viel in ihre Worte legte, so dachte sie ernstlich, sich männliche Hilfe zu suchen.

„Ja, in Bräggen," scherzte er, „giebt es gewiß Bursche genug, die gern zu Euch in den Dienst treten, zu so einer Jungfrau wie Ihr, Beate."

„Seid doch still," antwortete sie, „die Bursche bei uns lungern lieber vor den Gasthöfen herum."

Da stellte sich Josi, wie wenn er Lust hätte, bei ihr als Knecht einzutreten.

„Ach, geht," ſagte ſie errötend, „ſo ein geſcheiter, ſchöner Mann wie Ihr, der in Indien Aufſeher geweſen iſt, wird doch nicht Knecht, das könnte ich gar nicht leiden."

Und ſie ſah ihn ſo ſonderbar fröhlich und gütig, mit ſo viel Achtung an, daß er ganz verwirrt wurde.

„Kommt aber," ſprach ſie, „nur ſonſt bald einmal nach Bräggen, Felix wird eine große Freude haben und Euch alles bieten. Wir laſſen Euch dann ſelbſtverſtändlich ein paar Tage nicht los."

Sie blinzelte ihn freundlich an, dann ſagte ſie: „Ja, etwas muß ich Euch noch erzählen. Wie ich geſtern mit der Poſt im Kreuz zu Hoſpel angekommen bin, ſaßen zwei Männer von St. Peter da, der Präſident und ein jüngerer Herr, Thöni haben ſie ihn genannt. Ich frage ſie, ob Ihr ſchon daheim ſeid. Da ſagt der Präſident: ‚Der iſt ja geſtorben!' der jüngere aber wird grün und gelb wie eine Leiche und wiederholt auf ſpaßige Art: ‚Ja, der iſt geſtorben!' Jetzt bin ich eifrig geworden und habe erzählt, was ich von Felix über Euch wußte: wie Ihr, obgleich noch ſo jung, geachtet und angeſehen und Aufſeher über mehr als hundert Arbeiter geweſen ſeid und gute Zeugniſſe bekommen habt, worin ſteht, daß man Euch wieder an einen guten Poſten ſtellen wird, wenn Ihr Euch wieder meldet. Die haben Mund und Augen aufgeſperrt, der Präſident hat vor Schlucken nichts ſagen können als: ‚So — ſo — — Joſi Blatter — ſo — ſo!' Der jüngere aber hat die Gläſer nur ſo geſtürzt. Es war ganz ſonderbar. Da hat aber der Kreuzwirt auf einmal geſagt: ‚Die Maultiere ſind bereit — reitet heim, ihr habt ja eine große Neuigkeit zu bringen.'"

„So lieb habt Ihr von mir geredet," dankte Josi, seine Wangen glühten, er versprach den Besuch zu Bräggen und nahm ihre Hand. „Ihr seid so ein artiges Mädchen!"

„Ihr gefallt mir auch gut — ich bin sonst nicht von der Art, daß einer nur meine Hand nehmen darf, sondern recht wähleriſch," lächelte sie.

Da hielt die Postkutsche im letzten Dorf, ein Mann stieg ein, und weil Josi und Beate nichts Gleichgültiges sprechen wollten, so wurden beide still.

Es wäre gewiß ein schöner Traum: Ein freundliches Gut im grünen Oberland, darauf gesegnete Arbeit, das Lachen eines so jungen sonnigen Weibes wie Beate, am Feierabend das Geplauder des liebsten Freundes, der in schweren Jahren genug Proben wankloser Treue abgelegt hat, und dazu den Frieden der Heimat.

Josi weiß es. Aber er ist kaum allein, so bereut er das Versprechen, nach Bräggen zu kommen, bitterlich. Es wäre ein Unrecht an der sonnigen, arglosen Beate, wenn er ihr Liebe heuchelte, während er doch ein anderes Bild im Herzen trägt: Binia, das feurige Herz, die mutvolle Seele. Da giebt es keine Rettung.

Indem er sich Beate vorzustellen sucht, sieht er immer Binia, ihr glänzendes Augenpaar, die frischen Lippen, das rosige Ohr und er geht mit ihr am Gestade von Santa Maria del Lago.

Wie einen Diebstahl an ihr empfindet er jedes gute Wort, das er Beate gegeben hat.

„Felix, ich kann dir nicht helfen!" sagt er für sich, und dann: „Bini! — Bini! — Ich komme, wenn es das Leben kostete, in den Teufelsgarten — ich muß deine dunklen Augen sehen — deinen Ruf ‚Josi' hören. —

Dann aber fort, wieder zu George Lemmy nach Indien — morgen ſchon fort — trotz Garde, Broni und Joſeli — fort — fort! ein einſamer heimatloſer Mann.

„Wie gern wäre ich für dich an die Weißen Bretter geſtiegen, aber — o Bineli — weil du mit Grieg gegangen biſt, habe ich den Mut nicht mehr.“

XVI.

Einen Tag zurück.

Binia iſt vom Haus des Garden wieder daheim. Mit verkrampften Händen ſitzt ſie am Rand des Bettes. Die dunkle Flut ihrer Haare iſt ihr zu beiden Seiten niedergeglitten, zwei brennende Augen ſchauen zwiſchen den Strähnen hervor. Das Geſicht iſt ſtarr und blaß wie ein Steinbildnis, aber im Blick funkelt das Leben, ſtrömt die Leidenſchaft. Sie ſtößt einen Ton hervor, wie ein kleines Kind, das ſeufzt. Es beben die Lippen: „Er iſt gekommen wie ein Held — er iſt ſchön wie ein Held!“

Dann wimmert ſie und beißt ſich die Fingerknöchel wund. „Wie hat er mich genannt? — Frau Thöni Grieg!“ Das Wort brennt ſie wie eine Hölle im Herzen! „Es iſt nicht wahr. Nein. In Ewigkeit nein. — Ich werde es nicht.“

Sie ſchleudert den Reifen weit von ſich.

Sie wankt zum Schrank, ſie nimmt aus einer kleinen bemalten Truhe ein goldenes Kettchen, ſie öffnet die Kapſel die daran hängt, und ein Tautropfen glänzt. Sie küßt ihn mit glühenden Lippen und ſagt: „Wie ein

Tautropfen so frisch, so rein, so sonnenvoll habe ich wollen sein, damit ich dir immer gefalle, Josi."

Die Stimme erbebt zart und fein. Da merkt sie erst, daß ihr die Haare niedergefallen sind. Sie tritt vor den Spiegel und ordnet sie. Und nun lächelt sie doch. Sie ist wohl blaß und ihre Wänglein sind schmal, aber ihre gewölbte Stirn ist rein — und die Lippen sind rein.

Und sie stammelt: „Das Herz ist rein! — Und er liebt mich noch — ich habe es ihm angesehen — ich will demütig sein gegen ihn — o, so demütig — und wenn er mich nicht mehr will —"

Ein Schrei!

Und nun staunt sie wieder: „Wenn der Vater nicht will, wenn Thöni nicht will. Sie wollen nicht!"

Kämpfen, kämpfen will sie jetzt um Josi bis ans Ende — gegen Thöni — gegen den Vater — gegen die ganze Welt. Nein, um das einzige große Glück ihrer Liebe darf sie sich nicht betrügen lassen.

Und wenn sie Josi fortjagt, so will sie zu ihm hinkriechen und betteln: „Dulde mich bei dir!"

Sie sinnt und nach einer Weile tönt wieder ihr kleiner Schrei.

In den fliegenden Gedanken hat sie etwas Sonderbares gehört und gesehen; die Leute haben gesagt, Josi habe geglaubt, Broni sei tot. Und auf dem Tisch des Garden lagen zwei Briefe. — Ein alter Verdacht zuckt auf: „Warum hat Thöni die Postschlüssel immer abgezogen?" Ist sie hellseherisch geworden aus langer, unbegreiflicher Blindheit?

„In verbrecherischer Weise hat sich Thöni zwischen mich und Josi gestellt."

Mit einem Schlag hat ſie die ſichere Ueberzeugung gewonnen.

„Ja, jetzt Kampf!“ Ihre Augen flammen auf, alles an ihr lebt und bebt. „Du wirſt ſehen, Vater, du armer, in einen Verbrecher vernarrter Thor, wie ich Thöni liebe.“

Mit fieberglühendem Köpfchen ſchwankt ſie hinab in die Poſtablage. Sie hat die Hand am Telegraphenapparat: „Poſtdirektion. In St. Peter iſt ein Poſtverbrechen geſchehen. Ich bitte um Unterſuchung. Binia Waldiſch.“ Da läßt ſie die Hand ſinken — der Schrecken lähmt ſie. Der Vater iſt der Poſthalter, nicht Thöni. Hat je ein Kind ſeinen Vater den Gerichten ausgeliefert?

Wie mit Waſſer begoſſen ſchleicht ſie davon. Sie weiß ja nicht einmal, ob ihr brennender Verdacht gerechtfertigt iſt. Und nun noch ein furchtbarer Gedanke: „Wenn der Vater in ſeinem wilden Haß auf Joſi der Anſtifter der Briefunterſchlagungen wäre?“

„Schäme dich, Binia,“ flüſtert ſie, „ſo iſt er nicht. — Unerhörte Gewaltthaten haben dir ſein Bild verdunkelt, aber du mußt ihm nur in die Augen ſehen, in die lieben und ſchönen Augen, dann ſiehſt du einen gewaltigen Mann, der ſich eher würde zerbrechen laſſen, als daß er mit Abſicht und wiſſentlich bei einer Schlechtigkeit mithülfe. — Er iſt das Opfer — armer, armer Vater!“

Ehe es Morgen wird, will ſie hinter den Geheimniſſen Thönis ſein.

Sie ſieht, wie ihr die Blicke der Frau Creſenz mißtrauiſch folgen — ſie geht in ihre Kammer — — ſie lieſt den Ring Thönis knirſchend auf — aber ſie bringt

ihn nicht mehr an den Finger — sie läßt ihn in die Tasche gleiten.

„Mutter," flüstert sie, „jetzt sollte dein armes Kind klug sein wie eine Schlange."

Sie steigt in die große Wohnstube hinab — sie näht — aber die Nadeln brechen und der Faden reißt. Und dennoch denkt sie: „Wie ich heucheln gelernt habe! Nähen — und das Herz zerspringt."

Sie denkt an alles, was sie mit Josi gemeinsam erlebt hat. Sie sieht die Bilder, als schaue sie in einen Guckkasten: den kleinen Buben, der das wilde Kind herumträgt — den Kuß im Teufelsgarten — den schlafenden Josi, den sie mit Fränzi beschaut — Josi, das Knechtlein, das zerschmettert mit Bälzi geht — Josi, der unter dem Peitschenhieb des Vaters blutet — Josi, der zu Madonna del Lago erwartungsvoll vor der Gartenpforte steht.

Wie hat sie auch nur einen Augenblick vor dem Zorn des Vaters schwanken, einen Augenblick glauben können, Josi sei tot.

Da kommen die Männer heim.

„Hole mir Wein, Bini, ich habe noch einen verdammten Durst," johlt Thöni, — „schau mich nicht so verächtlich an, Bini, und so seltsam. So, schwillt dir der Kamm wieder, weil der Rebell und Halunke da ist. Es nützt dir nichts. — Am Sonntag muß der Pfarrer unsere Ehe verkündigen!"

„Ins Bett mit dir, Thöni," keucht und donnert der Presi, der müde und elend auf einen Stuhl gesunken ist.

„Von Euch laß ich mich nicht mehr so anfahren, Presi," mault Thöni unter der Thür zurück, „wenn ich im Kot bin, so seid Ihr auch drin."

„Geh jetzt," sagt der Presi matt, „schlafe den Rausch aus. Gelt, Bini, du machst keine Thorheiten wegen des Rebellen!" Thöni schwankt ohne „Gute Nacht" fort.

Sie antwortet dem Vater nicht. Das Linnen, an dem sie arbeitet, ist ihr vom Schoß geglitten. Sie hat das letzte Wort Thönis anders gefaßt als der Vater — für sie ist es ein Schuldbekenntnis, daß an Josi ein Verbrechen geschehen sei.

„Ich gehe jetzt auch zu Bett, es ist mir nicht recht wohl. Gute Nacht, Binia." Der Vater sagt es so gütig, wie er seit langem nicht mehr geredet hat, aber tiefbekümmert, als hätte er etwas Schweres erlebt.

Binia schläft nicht.

Mitten in der Nacht wandelt sie barfuß und gespensterhaft durch das Haus. Leicht gekleidet schleicht sie von ihrer Kammer durch den Gang zu Thönis Zimmer. Sie lauscht eine Weile an der Thüre. Der drinnen schnarcht laut. Sie öffnet die Kammer, läuft auf den bloßen Zehen zu Thönis Kleidern und zieht daraus den Schlüsselbund, er klirrt leise, der Schläfer wendet sich auf die Seite, sie huscht in den Mondschatten, aber einen Augenblick später schnarcht er weiter, sie huscht zurück durch Gang und Treppen abwärts bis zur Postablage.

Sie entzündet Licht, schließt Pult und Truhen auf und findet, was sie sucht, in einer kleinen Schublade — Briefe — die Notschreie Josis um sein totes Schwesterlein und um sie.

Sie küßt sie — ihre Augen blitzen — ein bleiches Lächeln geht über ihr Gesicht. „Darum hast du so viel trinken müssen, Thöni, du Schuft! Aber ein Narr bist du wie alle, die Schlechtes thun. Sonst hättest du die

Briefe vernichtet.“ Aus der Ferne hört ſie den gleichförmigen Geſang des Wächters, der mit ſeinem Spieß taktmäßig auf das Straßenpflaſter ſchlägt. Sie löſcht das Licht aus, bis er vorübergegangen iſt.

Dann entzündet ſie es wieder. Ein jubelndes Triumphgefühl ſteigt in ihr auf — ſie will am Morgen die Briefe dem Vater vorlegen — Thöni iſt geſchlagen, das Feld für Joſi frei. — Und vor Joſi will ſie ſich rechtfertigen — ſo bald als möglich.

Sie ſchreibt in fliegender Haſt ein paar Zeilen, die ihn in den Teufelsgarten beſtellen, ſteigt durch den Untergaden ins Freie und hängt den Brief mit Hilfe einer Stange, einer Nadel und eines Fadens an die Haken des Fenſters, hinter dem Joſi ſchlafen muß, und kehrt leis zurück.

Alles was ſie thut, thut ſie wie im Traum — ſie iſt ihrer Sinne nicht mächtig, ſo hämmert die Bruſt — ſie taumelt durchs Haus, ſie tritt wieder in Thönis Zimmer, ſie ſteckt den Schlüſſel in ſeine Kleider, ſie betrachtet einen Augenblick den Schläfer, ſie hebt die geballte Fauſt: „Joſi haſt du gemartert und ſchläfſt ſo gut.“

In ihren Augen funkelt der Haß, ſie flüſtert: „Weiß Gott, ich könnte Judith ſein.“

Fort eilt ſie und nun iſt ihr doch, ſie höre etwas. — Das Entſetzen rüttelt ſie — ſie hat den Vater ſeufzen gehört — aber ſie hat nicht gewagt, ſich umzuſehen. War es nur Einbildung der geſpannten Sinne, daß er unter der Thür ſeiner Kammer ſtand?

Wie eine Bildſäule lehnt ſie noch im Morgenrot mit gefalteten Händen an ihrem Bett, blaß und aufgeregt, aber in furchtbarer Entſchloſſenheit.

„Geh jetzt," ſagt der Preſi matt, „ſchlafe den Rauſch aus. Gelt, Bini, du machſt keine Thorheiten wegen des Rebellen!" Thöni ſchwankt ohne „Gute Nacht" fort.

Sie antwortet dem Vater nicht. Das Linnen, an dem ſie arbeitet, iſt ihr vom Schoß geglitten. Sie hat das letzte Wort Thönis anders gefaßt als der Vater — für ſie iſt es ein Schuldbekenntnis, daß an Joſi ein Verbrechen geſchehen ſei.

„Ich gehe jetzt auch zu Bett, es iſt mir nicht recht wohl. Gute Nacht, Binia." Der Vater ſagt es ſo gütig, wie er ſeit langem nicht mehr geredet hat, aber tiefbekümmert, als hätte er etwas Schweres erlebt.

Binia ſchläft nicht.

Mitten in der Nacht wandelt ſie barfuß und geſpenſterhaft durch das Haus. Leicht gekleidet ſchleicht ſie von ihrer Kammer durch den Gang zu Thönis Zimmer. Sie lauſcht eine Weile an der Thüre. Der drinnen ſchnarcht laut. Sie öffnet die Kammer, läuft auf den bloßen Zehen zu Thönis Kleidern und zieht daraus den Schlüſſelbund, er klirrt leiſe, der Schläfer wendet ſich auf die Seite, ſie huſcht in den Mondſchatten, aber einen Augenblick ſpäter ſchnarcht er weiter, ſie huſcht zurück durch Gang und Treppen abwärts bis zur Poſtablage.

Sie entzündet Licht, ſchließt Pult und Truhen auf und findet, was ſie ſucht, in einer kleinen Schublade — Briefe — die Notſchreie Joſis um ſein totes Schweſterlein und um ſie.

Sie küßt ſie — ihre Augen blitzen — ein bleiches Lächeln geht über ihr Geſicht. „Darum haſt du ſo viel trinken müſſen, Thöni, du Schuft! Aber ein Narr biſt du wie alle, die Schlechtes thun. Sonſt hätteſt du die

Briefe vernichtet.“ Aus der Ferne hört sie den gleichförmigen Gesang des Wächters, der mit seinem Spieß taktmäßig auf das Straßenpflaster schlägt. Sie löscht das Licht aus, bis er vorübergegangen ist.

Dann entzündet sie es wieder. Ein jubelndes Triumphgefühl steigt in ihr auf — sie will am Morgen die Briefe dem Vater vorlegen — Thöni ist geschlagen, das Feld für Josi frei. — Und vor Josi will sie sich rechtfertigen — so bald als möglich.

Sie schreibt in fliegender Hast ein paar Zeilen, die ihn in den Teufelsgarten bestellen, steigt durch den Untergaden ins Freie und hängt den Brief mit Hilfe einer Stange, einer Nadel und eines Fadens an die Haken des Fensters, hinter dem Josi schlafen muß, und kehrt leis zurück.

Alles was sie thut, thut sie wie im Traum — sie ist ihrer Sinne nicht mächtig, so hämmert die Brust — sie taumelt durchs Haus, sie tritt wieder in Thönis Zimmer, sie steckt den Schlüssel in seine Kleider, sie betrachtet einen Augenblick den Schläfer, sie hebt die geballte Faust: „Josi hast du gemartert und schläfst so gut.“

In ihren Augen funkelt der Haß, sie flüstert: „Weiß Gott, ich könnte Judith sein.“

Fort eilt sie und nun ist ihr doch, sie höre etwas. — Das Entsetzen rüttelt sie — sie hat den Vater seufzen gehört — aber sie hat nicht gewagt, sich umzusehen. War es nur Einbildung der gespannten Sinne, daß er unter der Thür seiner Kammer stand?

Wie eine Bildsäule lehnt sie noch im Morgenrot mit gefalteten Händen an ihrem Bett, blaß und aufgeregt, aber in furchtbarer Entschlossenheit.

Sie muß mit dem Vater reden — raſch — raſch.

Am Morgen aber meldet Frau Creſenz, der Vater ſei krank, und wie Binia doch zu ihm heraufſteigen will, da fleht jene, daß ſie ihm Ruhe gönne.

Daran hätte ſich Binia nicht gekehrt, es handelte ſich jetzt gewiß um mehr als Ruhe, aber — ihr ſelber liegen die Erregungen der Nacht wie Blei in den Gliedern — ſie hätte die Kraft nicht, mit dem Vater zu reden, wie ſie müßte — ſie könnte nur weinen.

„Wohl, wohl," meint Frau Creſenz, „das wird eine heitere Wirtſchaft auf den Sommer, der Präſident ächzt, du biſt ſo zitterig wie Eſpenlaub und von Thöni mag ich ſchon gar nicht reden — der war heute früh wie eine Leiche — die Poſt hat er nicht beſorgt — er hockt ſchon wieder beim Glottermüller und ſäuft. — Und ich überlege, ob ich nicht fortlaufen will." — —

Der Preſi ſitzt in ſeiner Stube im Lehnſtuhl und ſtöhnt: „So viel Elend! — Die Dörfler drohen mit Aufruhr — der Garde iſt wild über mich — die Wildleutlaue ſteht in Sicht — und nun iſt auch der Rebell wieder da — der unheimliche Rebell, von dem man nicht weiß, woher er in allen Dingen ſeine Stärke hat."

Wie ſonderbar hat er es im Kreuz zu Hoſpel vernommen, daß der zurück iſt. Die Bräggerin plauderte ſo harmlos, als ob ſie nichts merke. Thöni aber ſtürzte Glas auf Glas und in ſeinem Rauſch ſagte er auf dem Heimritt immer nur, er werde den Rebellen töten.

Er hat ſich an der letzköpfigen Aufregung Thönis geärgert — er konnte nicht ſchlafen vor Verdruß. — Da — da — hört er eine Thür gehen — er ſtreckt den Kopf aus dem Schlafgemach — — Binia ſchleicht leicht-

gekleidet und barfuß aus Thönis Kammer und huscht hinüber, wo sie und die Mägde schlafen — Bini — seine Bini. — Ist's möglich — sie in der Nacht bei Thöni — sie, die sich immer gegen ihn gewehrt und gesperrt hat — sie, das wilde und doch so keusche Blut ist so wohlfeil geworden.

Er ächzt — er stöhnt. — Es ist unfaßbar, daß Binia zu Thöni gegangen sei, aber was das Auge sieht, glaubt das Herz. Er hat gestern abend einen Groll gegen ihn gefaßt — und die Wahrheit — er hat schon lange etwas gegen ihn. Wie, wenn Thöni doch nicht der rechte Schwiegersohn wäre? Es ist ihm furchtbar zu Mute. Er hat mit der Verlobung das Dorf schlagen wollen, nun ist ihm, er habe sich selber und Binia geschlagen. Das arme Kind — der liebe, lose Vogel — ob ihm nun die Wiederkehr Josi Blatters nicht das Herz bricht. Und in heißen Stößen spürt der Presi, wie er Binia liebt, die arme Maus, die sich mit Thöni vergessen hat. — Er möchte sie schlagen vor Wut, er möchte vor ihr niederknieen: „Bini, meine einzige, sage es deinem alten Vater, was er gesehen hat, sei nicht wahr." Aber er kann das Kind nicht rufen. Vor eigener Scham. Sein Herz klagt ihn schreiend an: „Ich habe sie mißhandelt. Und der Mensch ist wie ein Pferd. Das edelste Tier wird, wenn es genug Schläge bekommen hat, störrisch und stürzt sich in den Abgrund."

So ist Binia gestürzt, sein herrliches Kind — sein ist die Schuld — er darf ihr nicht mehr in die Augen sehen.

„Möge dich Gott schlagen," hat er einmal gesagt — und Gott hat sie geschlagen.

Es iſt ſchrecklich. — Eine Umkehr giebt es nicht mehr, nur Eile vor dem Rebellen. Am Sonntag muß der Pfarrer die Ehe Thönis und Binias verkündigen. Ein Glück iſt in dieſem grenzenloſen Elend: Binia weiß jetzt, daß das Spiel mit Joſi Blatter aus iſt — das iſt vorbei!

Es iſt ein furchtbar bleiches Lächeln der Genugthuung, daß um die Lippen des Preſi ſpielt.

Joſi Blatter bringt er nicht aus dem Kopf. Er iſt in Ehren und mit guten Zeugniſſen aus der weiten Welt zurückgekehrt. — — Ja, er iſt halt Fränzis Sohn, das iſt ſeine geheimnisvolle Kraft.

Der Preſi keucht und ſchwitzt. Da pocht es, Frau Creſenz bringt ihm einen Brief, den der Viehhüter Bonzi abgegeben hat. Er trägt die knorrige Schrift des Garden.

Der Preſi ahnt nichts Gutes, erſt als Frau Creſenz gegangen iſt, öffnet er das Schreiben.

„Preſi!“ ſchreibt der Garde, „ich laufe Euch nicht nach, aber wenn Ihr zu mir kommen wolltet, ſo hätte ich Ernſtes mit Euch zu reden. Ich habe die Beweiſe in den Händen, daß Thöni Grieg an Joſi Blatter einen gottloſen Brief geſchrieben, die Schrift gefälſcht und das Schreiben mit meinem Namen mißbräuchlich unterzeichnet hat. Ferner beſitze ich von der Poſt in Hoſpel die Beſcheinigung, daß zwei eingeſchriebene Briefe, darunter der des Gemeinderates an den Konſul in Kalkutta, im Poſtbuch nicht vermerkt und alſo nicht durch Hoſpel gegangen ſind. Thöni Grieg hat alſo dieſe und andere unterſchlagen. Ich hoffe, daß Ihr nicht Mitwiſſer des Verbrechens ſeid.“

Der Preſi lieſt den Brief nicht zu Ende — er neigt das blaſſe Haupt auf die Seite — ſeine Hände zucken

— er will aufſtehen — es geht nicht — mit vorgelegten Armen läßt er den Kopf fallen. — Aus der Bruſt des Gerichteten ſtöhnt es, wie wenn eine gewaltige Eiche ſich zum Falle rüſtet.

Der Sturz einer Eiche. Wer das Bild einmal geſehen hat, vergißt es nie! Es ſeufzen tief unter der Erde die Wurzelgrüfte, es bebt die Krone, die Vögel flattern ſchreiend heraus, die Käfer kriechen aus der Rinde und rennen davon, quiekend würgt es in den Stammfaſern, als ob ſich Jahrhunderte trennen, es iſt ein Kniſtern und Brechen, ein geheimnisvolles Raunen von Abſchiedsſtimmen — das Fallen einer Eiche iſt eine ganze Schlacht.

Eine würgende, ächzende Schlacht iſt in dieſer Stunde das Leben des Preſi.

Er zweifelt nicht. Er wütet nicht, aber ſein leiſes Zittern iſt ſchrecklicher als ein lauter Ausbruch der Wut.

Wenn die Eiche vor dem Falle erbebt, ſo ſagen die Holzleute: „Der Baum redet!“

Der Preſi redet.

Mit zuckenden Lippen murmelt er: „Nein, Garde. — Gott weiß es — ich bin unſchuldig — Bini — Vogel — meine Ehre und deine Ehre durch einen Schuft dahin.“

Sein Wort klingt wie eine ſanfte, feierliche Knabenſtimme. Die dünnen ſpärlichen Thränen des Alters rinnen über ſeine Wangen. Er merkt es erſt, wie ſie auf ſeine Hände fallen. Die Thränen beelenden ihn noch mehr. Sechsundzwanzig Jahre hat er nicht geweint. Er hat es beim Tode der Beth nicht gethan, ſondern das letzte Mal, als er Fränzi um ihre Hand bat.

„Fränzi. — Seppi Blatter,“ ſtöhnt er, „erbarmet euch meiner — ich gebe nach!“

„Ich gebe nach — ich will hinter ſich machen — zuerſt mit Bini. — — Ja, wenn es ginge! Aber ſie iſt aus Thönis Kammer gekommen!“

Und das Wort Thönis: „Wenn ich im Kot bin, ſeid Ihr auch drin,“ tönt in ſeinem Ohr wie die Poſaune des Gerichts.

Da murmelt er in ſeinen wilden Schmerzen: „Für den Rebellen thut ſie es ſchon noch,“ doch er hat es kaum geſagt, ſo rauft er ſich das Haar: „Nein — nein — das gilt nicht — das habe ich nicht gedacht.“ Er zuckt in der gräßlichen Furcht, daß dieſer eine ſchlechte Gedanke ſchon wieder ein neues Verhängnis zeitige, und die Stunde iſt da, von der der Garde geſprochen hat. „Auf den Knieen würdet Ihr zur Lieben Frau an der Brücke rutſchen, wenn Ihr Bini nur dem Joſi geben könntet und Ihr ſie friedlich wüßtet.“

Die Stunde iſt da — ſie iſt gekommen wie ein Dieb über Nacht.

O, wie der wilde Preſi zahm iſt und betet.

Ein ſchönes Alter. — Nein, kein ſchönes Alter. — Binias Augen reden: Vater, warum haſt du mich in die Hand eines Schuftes gezwungen und ich hätte glücklich ſein können mit Joſi Blatter, der ehrenvoll aus der Fremde heimgekommen iſt.

„Frieden. — Frieden! —“

Wieder ſinkt ſein Kopf. Er ſieht es nicht, wie Frau Creſenz angſtvoll kommt und geht. Er weiß nicht, wie viele Stunden er in brütender Vernichtung ſitzt, er hört es nicht, wie der wachſende Föhnſturm pfeift und an den Fenſtern rüttelt.

Sein Leib iſt lahm, ſeine Glieder ſind gebrochen,

endlich aber steht er schwankend auf, er nimmt Rock und Hut und steigt die Treppe hinab. „Wo ist Bini?“ fragt er Frau Crescenz. Er leidet furchtbare Angst um das Kind — es ist ihm, es schwebe in drohender Lebensgefahr — und doch, nein, er möchte sie nicht sehen — er schämt sich vor Binia und für sie.

„Sie hat so stark den Föhn im Kopf — sie hat nicht mehr stehen können — sie ist in ihre Kammer gegangen,“ jammert Frau Crescenz. „Um tausend Gotteswillen redet jetzt nicht mit ihr.“

„Föhn im Kopf,“ grollt der Presi dumpf — „ich gehe jetzt zum Garden — und ich hoffe, daß mir Thöni nicht begegnet — sonst muß er sterben.“

Das letzte sagt der Presi so fest, wie es ein Richter sagen würde.

Frau Crescenz schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: „Was giebt es auch, Präsident, was giebt es?“

Da schleudert er ihr den Brief des Garden vor die Füße und geht.

Allein in der Dämmerung geht er nicht gleich zum Garden, er schwankt, ohne zu wissen, was er thut, hinüber zum Neubau, steht eine Weile davor, schüttelt den Kopf und wendet sich wieder zum Gehen.

Da hört er plötzlich ein gräßliches Lachen. Kaplan Johannes mit dem Bettelsack steht neben ihm. „Herr Presi, merkt Ihr es nicht, es kommt ein Wetter. Geht doch lieber zum Glottermüller, dort zahlt einer Wein, so viel man will, und erzählt den Leuten lustige und traurige Geschichten aus dem Bären von St. Peter.“

„Du räudiger Pfaff!“ schreit der Presi, er stürzt sich auf den Kaplan und mißhandelt ihn. Unter heulen-

den Flüchen flüchtet der Letzköpfige, er droht: „Ich will doch einmal mit Eurer Tochter tanzen!“

Das andere versteht der Presi nicht.

„Zu allem Elend den Hohn. Aber warum sollte man mich nicht auslachen, mich, den alten Thor, der sein Kind in die Arme eines Verbrechers gezwungen hat. Und der Schuft hockt noch in St. Peter? Eine Axt will ich nehmen und ihn erschlagen.“

Er schwankt nun aber doch zum Garben, zu dem schwer beleidigten ehemaligen Freund. Bitter wie noch kein Gang in seinem Leben wird ihm der Besuch. „Garbe,“ keucht er, „verzeiht mir, und Josi Blatter lasse ich danken, daß er nicht klagt.“

Mehr würgt er nicht hervor, der Garbe will ihm die Beweise vorlegen, aber ein Blick, und der Presi nimmt plötzlich den Hut und stürmt fort.

Beim Garben hat er das Glück gesehen, das innige Familienglück um Vroni, in seinem Haus aber wütet das Unglück.

Er stürmt durch die Nacht. Wer nicht ein Dörfler ist, fände jetzt den Weg nicht. Der Föhnsturm singt an den Felsen ringsum, er stöhnt, er jauchzt und die Wolken hangen so tief ins Thal, daß sie das Dorf fast erdrücken. Ferne Lawinen donnern, es regnet in starken einzelnen Tropfen. Jeder Regentropfen thut dem Presi im brennenden Gesichte wohl.

Zuletzt kommt er doch wieder heim; der wirre Mann ächzt: „Präsidentin, ich muß zu Bett — ich glaube, es ist meine letzte Nacht — ich habe mein Herz gewendet — aber ich weiß schon — es kommt noch mehr — es kommt noch mehr.“ Gräßliche Furcht rüttelt ihn.

Früh schon ist der Bären dunkel. Einige Stunden später steht im Wettersturm ein Mann vor dem unglücklichen Haus, und wie es elf Uhr schlägt, öffnet er die Thüre.

„Bist du es, Thöni?“ kreischt Frau Crescenz, die ihn trotz dem Sturme gehört hat, angstvoll. Keine Antwort. Da rennt sie halb angekleidet die Treppe hinunter, Thöni kommt aber schon wieder aus der Postablage und eilt ins Freie.

„Thöni, was thust du?“ schreit sie angstvoll.

„Lebt wohl, Tante, Frau Präsident,“ ruft er. „Nach der Postkasse fragt nicht — ich gehe nach Amerika — und der Revolver ist für Verfolger geladen.“

„Er geht den rechten Weg,“ knirscht der machtlose Presi, der sich ans Fenster geschleppt hat.

Eine Nacht ist eingefallen, wie man sie im Bergland selten erlebt.

Der Föhn fährt in Stößen von den Gipfeln, heiß im einen Augenblick, im nächsten bis ins Mark erkältend. Die Wolken jagen sich, stieben schwarz und schwer über die Hausdächer dahin, die Blitze erleuchten das Thal taghell, die schäumenden Wasser der Glotter erglänzen. Dann ist wieder pechschwarze Nacht. Jetzt spielen die Feuerflammen um die Krone, der Firn funkelt und leuchtet. Unaufhörlich knattert der Schnee- und Eisbruch im Gebirg, an den Bergwänden verfängt sich der schmetternde Donner, rollt und grollt, das Krachen der frischen Schläge wird verstärkt durch den Wiederhall der vorangehenden und rings im Gebirg sind die Runsen los. Die Berge wanken, es ist, als ob, was tausend Jahre fest und starr gewesen ist, plötzlich lebendig würde und wandern müsse. Es ist ein Bild wie Weltuntergang!

Die Wetterglocken von St. Peter wimmern durch den Aufruhr der Elemente.

In allen Häusern brennt Licht, um den Tisch sammeln sich bleiche Gesichter, in den Händen der Beter beben die Kruzifixe, und selbst die Gottlosen falten die Hände und seufzen: „Herr! — Herr!“ —

„Es ist eine Totennacht,“ flüstern die Aelpler. In dieser Nacht steht nach uralter Sage ein geheimnisvolles, im Bergland begrabenes Kriegsvolk auf und zieht zur Heimat. Da darf niemand ins Freie blicken, denn wer die Reiter sieht, wird vor Schrecken siech:

Es donnern die reitenden Boten:
„Gebt Raum für das irrende Heer,
Es fahren, die Goten, die toten,
Vom Bergland ans heilige Meer.“

Frau Hulder auf leuchtendem Schimmel
Sprengt jauchzend den Reitern voran,
Sie ziehn auf der Erde, am Himmel;
Sie kämpfen und brechen sich Bahn.

Von reisigen Vätern und Söhnen,
Wallt klirrend der Heerzug durchs Thal, —
Die Trommeln, die Hörner erdröhnen —
Sie reiten in brennender Qual.

Schaut — allen die fahren und fliegen,
Strömt aus den Wunden das Blut,
Die weinenden Mütter, sie wiegen
Im Arm die erschlagene Brut.

So reiten und ziehen die Goten,
Der schallende Hornruf ergellt:
„Hu-hoi, hu-hoi! Wir Toten
Sind Herren der lachenden Welt.“

In dieser Nacht schwitzt der Presi Blut: „Es kommt noch mehr — es kommt noch mehr!“

Ja, Herr Preſi, es kommt noch mehr.

In dieſer Nacht ſtehen im Teufelsgarten eng aneinander geſchmiegt zwei Liebende. Und zärtlich ſpricht der junge Mann: „Bini, weil ich dich rein erfinde wie einen Tautropfen, will ich das große Gelübde meiner Jugend halten.“

„Joſi“ — es tönt wie ein kleiner Schrei, „Joſi, mein Held!“ Sie umarmen ſich, ſie küſſen ſich, ſie flüſtern es einander ſelig zu, daß es kein Leben mehr giebt als eines im anderen.

In dieſer Nacht flieht ein Mann, den das ſchlechte Gewiſſen jagt, thalaus.

Wie er am Teufelsgarten vorbeirennen will, zuckt eine Blitzſchlange durch die Glotterſchlucht und erleuchtet ſie taghell. Er ſieht das engverſchlungene Paar. Aus dem Revolver blitzen die Schüſſe, die Kugeln ziſchen. Die Schlucht wird dunkel, am Glottergrat kracht es und ein gewaltiger Donner erſtickt die Stimmen eines Kampfes, der im Teufelsgarten wütet, und übertönt den Sturz eines Mannes, der in der Glotterſchlucht verſinkt.

Im erſten Morgengrauen geht das Liebespaar blaß und eng aneinander geſchmiegt den Stutz empor und der Mann flüſtert dem bebenden Mädchen zu: „Arme Bini — das habe ich nicht gewollt — ſo elend müſſen wir ſein — nun mag uns Gott helfen.“

Wie er es ſagt, ſchießt johlend Kaplan Johannes am Wegrand auf.

„Hoho! — Rebell und Hexe,“ lacht er drohend, „ich komme auch an eure Hochzeit.“

Und während des Männerkampfes im Teufelsgarten iſt die Wildleutlawine gegangen.

XVII.

Die Wildleutlawine iſt gegangen! — Man hat es in dem Aufruhr der Elemente zu St. Peter kaum bemerkt, aber der Morgen bringt die erſchreckende Kunde. — Und heute iſt Waſſertröſtung — Losgemeinde! Ein Mann muß auf Leben und Sterben an die Weißen Bretter ſteigen und geheimnisvoll waltet das Los.

Der Sturm der Nacht hat ſich geſänftigt, der Himmel hat ſich gereinigt, mit unſchuldigem Kinderlächeln ſchaut er auf die Welt, und der Föhn, der gewaltige Geſelle, ſchmeichelt um die ergrünenden Berghalden wie ein verliebter Burſch, der von ſeinem Mädchen Blumen bettelt.

Die goldenen Primelſterne leuchten auf den Matten, die Enzianen öffnen die blauen Augen.

Die von St. Peter achten es nicht, die Sorge hält ihre Augen. Der Tag entwickelt die alten Bilder! Aus der Runde reiten die Bauern auf ihren Maultieren zur Kirche, ſie tragen die dunkle Tracht und die Frauen und Töchter drehen im Reiten den Roſenkranz. Finſter feierliche Ruhe waltet, tiefer als je an einer Waſſertröſtung. Da und dort grollt es flüſternd: „Schon nach elf Jahren. Merkt Ihr es!“ Und die dumpfe Antwort lautet: „Ahorn!“ Durch die ganze Gemeinde ſchleicht das Wort: „In

zwölf Wochen spätestens sollen Bären und Krone brennen."

Wie einsam steht der Bären, das schöne alte Wirtshaus! An die Stangen vor ihm bindet kein Bauer sein Maultier an. Frau Crescenz tritt ein paarmal angstvoll unter die Thüre, aber die Ziehenden reiten grußlos vorbei und stellen die Tiere vor die Häuser der Verwandten oder vor die Glottermühle.

Verfemt ist der Bären! Nein! Wie die Glocken zu läuten anheben, schreitet wie ehemals der Gemeinderat in würdigem Zug die Freitreppe hernieder, voran der Weibel mit der silbernen Lösurne, dann der Presi und der Garde, der den Federnhut, das Schwert und die Binde trägt.

Die Männer sind von der Wichtigkeit ihres Amtes ganz durchdrungen. Der kurze Garde ist frisch, aus dem grauen Bart schauen gesunde rote Wangen, die klugen und guten Augen unter den buschigen Brauen sind hell. Der Presi jedoch, der wohl um den Kopf größer ist, schaut abgezehrt aus, und die paar mächtigen Furchen im glatten Gesicht scheinen noch länger, noch tiefer geschnitten. Man würde glauben, er wäre von den beiden der ältere, wie er aber so mit den anderen geht, muß jeder, der ihn sieht, denken: „Er ist halt doch der Presi!"

Als letzte fast treten Josi und Eusebi, die sich von Broni verabschiedet haben, in die Kirche, jener ruhig, aber bleich. Die Neugier der Dörfler, die nach ihm sehen, ist ihm zuwider.

Mit einem seltsamen sorgenden Blick begleitet Broni den Bruder.

Er hat kein Wort von Beate Indergand erzählt,

blaß, müde und ſtumm iſt er im Lauf des Vormittags heimgekommen.

„Jetzt geht er am Ende noch als Freiwilliger an die Weißen Bretter," denkt Broni. „Kaum iſt ſo ein lieber Bruder da, hat man ſchon wieder ſeine Qual um ihn."

Der Weibel riegelt die Thüre vor den Weibern zu, die betend und jammernd im Kirchhof knieen. Mitten unter ihnen kniet totenfahl Binia.

Ein Zittern läuft durch ihren Körper, mit der ſchmalen Hand ſtützt ſie ſich auf die Erde des Kirchhofs — auf den Staub der Dahingegangenen.

— Sie zuckt. — Todesgedanken und ſie iſt noch ſo jung. Aber was iſt nicht im Teufelsgarten Entſetzliches geſchehen? — Und ſteht dort nicht lächelnd der gräßliche Kaplan?

In der Kirche hat ſich der Gemeinderat um den altertümlichen Altar geſtellt und der Preſi ſpricht das Heligen-Waſſer-Gebet. In den geſchnitzten Stühlen harren hundertundſiebzehn Bürger, den dunklen Filz vor dem Geſichte, und beten es mit. Nun ſinken die Hüte und wie aus Erz gegoſſen, ein feierliches Antlitz am anderen, ſtehen die Männer. Durch die gelben, roten, blauen und grünen Scherben, welche die Heiligenfiguren in den Fenſtern zuſammenſetzen, fallen die farbigen Bündel der Sonne in den goldburchſponnenen Raum und zeichnen dem einen ein gelbes, dem anderen ein rotes, blaues oder grünes Mal auf das Kleid, und von draußen rauſchen die brünſtigen Gebete der Frauen.

Nun redet der Preſi und jeder ſpürt es, ſo ſchön, ſo warm und eindringlich hat er noch nie geſprochen.

Jeder denkt: „Es ist ein Elend, daß man diesem Manne ein Leid anthun muß. Wie spricht er furchtlos in die Hundertundsiebzehn, unter denen kaum einer ist, der ihn nicht grimmig haßt. Wie wenn er es nicht wüßte, so frei steht er da. Und doch weiß er es, er hat gewiß eine Ahnung vom Ahornbund. Nur nachgeben kann er nicht. Darum muß man den Bären verderben.“

Jetzt verkündet er die alten Satzungen und fragt, ob sich niemand freiwillig meldet.

„So ein Knechtlein wäre oder sonst einer geringen Standes, der liebt ein Mädchen und der Vater will es nicht zugeben, so mag er sich melden, an die Weißen Bretter steigen für seine Liebe und der Gemeinderat wird ihm Freiwerber sein!“

Schweigen.

„So einer wäre, der hätte heimliche oder offenbare Schuld, will aber die heligen Wasser richten, mag er frei vortreten, und wenn er an die Weißen Bretter steigt, so soll ihm, was er vergangen hat, nicht mehr angesehen sein, als es unsere Altvordern dem Matthys Jul angesehen haben. Gar nicht. Der Gemeinderat mag dann vor Gericht den Brauch des Thales darlegen und im Namen der Gemeinde um seine Freiheit bitten.“

Schweigen! Der gräßliche Sturz Seppi Blatters lebt noch zu frisch in der Erinnerung aller. Hätten die Gemeinderäte aber vom Altar nach Josi Blatter geblickt, so hätten sie wohl gesehen, wie er den kalten Schweiß von der Stirne strich.

„So lasset uns denn losen,“ spricht der Presi. „Nach alter Sitte ist 77 die Loszahl. Will es jemand anders oder soll es gelten?“

Schweigen! Jeder der Männer hebt seinen Filz vor den Mund, das Summen des Vaterunsers füllt den Raum.

Der Presi hebt den Losbecher, spricht sein Gebet darüber, verschließt ihn mit dem silbernen Deckel, rüttelt ihn und wendet ihn dreimal feierlich. Das Gleiche thun der Garde und die folgenden Mitglieder des Gemeinderates, und der letzte, der es thut, stellt den Becher wieder auf den Altar.

Der Presi spricht mit lauter klarer Stimme: „In Gottes, in Jesu Christi, in der Jungfrau Maria, in St. Peters und aller Heiligen Namen — so wollen wir losen.“ Und er hebt den Deckel der Urne ab.

Da formt sich bankweise der Zug zum Altar. Mann hinter Mann schreiten sie feierlich heran, die von St. Peter, nur die Alten und Bresthaften bleiben zurück. Am Altar thut jeder einen Stoßseufzer, langt in die Urne, und von den Stufen hinunter bewegt sich der Zug zurück in die Stühle. Dort betet jeder wieder in seinen Hut und öffnet sein Los. Den letzten Gliedern der Gemeinde folgt der Gemeinderat, und das letzte Los nimmt der Presi selbst.

Langsam und feierlich vollendet sich die Zeremonie, kaum mit einem Laut verrät sich die grenzenlose Spannung, die über der Gemeinde liegt, denn es gilt als ein Zeichen der Schwäche, sich hastig oder neugierig zu zeigen, oder Freude zu äußern, wenn die schreckliche Zahl glücklich vorbeigegangen ist.

Doch leuchtet jetzt manches Auge mutiger.

„In Gottes, in Jesu Christi, in der heiligen Jungfrau Maria, in St. Peters und aller Heiligen Namen, der, den das Los getroffen hat, mag stehen bleiben.“

Alle anderen setzen sich, nur der junge Peter Thugi ragt einsam aus ihnen. Jede Farbe ist aus seinem Gesicht gewichen.

„Peter Thugi, habt Ihr das Los?“ fragt der Presi feierlich.

„Ja,“ sagt der junge Mann, es klingt wie ein Schluchzer. Seine junge Frau ist ihm kürzlich gestorben, er steht mit zwei Kindern und dem alten Großvater allein, ist aber sonst fast mit dem ganzen Dorf verwandt und nicht mittellos.

In einen seltsamen klagenden Laut löst sich das Erbarmen der Männer aus.

Ein feierlicher Augenblick.

Da schnellt Josi Blatter aus der Menge auf: „Presi und Gemeinderat, darf ich reden?“ fragt er bewegt.

„Sprecht, Blatter,“ sagt der Presi, indem er den jungen Mann neugierig, doch mit warmer Achtung mißt.

Josi errötet und verwirrt sich unter den vielen Blicken, die verwundert und mißtrauisch auf ihn gerichtet sind.

Will er an die Stelle Peter Thugis treten?

Er schluckt ein paarmal; unsicher zuerst, dann immer fester redet er:

„Herr Presi, ihr Gemeinderäte und Bürger von St. Peter! Obwohl ich nur ein schlichter Mann und erst vor wenigen Tagen aus der Fremde zurückgekehrt bin, wage ich es, zu euch zu sprechen. Meiner Lebtag hat es mich beelendet, wie mein Vater selig an den Weißen Brettern gefallen ist. Ich bin in der Fremde Felsensprenger gewesen, und wenn ihr es zugebt und mir die nötige Hilfe leistet, so will ich von jetzt an bis zum

Allerheiligentag für die heligen Waſſer eine Leitung durch die Felſen der Weißen Bretter führen, daß alle Kännel überflüſſig ſind, und die Blutfron von St. Peter löſen. Es iſt die Erfüllung eines Gelübdes für ein großes Glück, das ich erlebt habe, und ich thue es ohne Lohn."

Mächtige Bewegung. Man hört dumpfes Murren: „Was er ſagt, kann niemand thun!" und halblaute Rufe: „Prahler! — Großhans! — Gottesläſterer!" Der Preſi aber donnert: „Laßt ihn reden. — Joſi Blatter, Ihr habt das Wort."

„Es giebt jetzt ein weißes Pulver," fährt Joſi fort, „das iſt wohl hundertmal ſtärker an Gewalt als das ſchwarze und heißt Dynamit. Man ſprengt damit die Wege für die Eiſenbahnen durch die Berge, und wenn ihr euch draußen in der Welt erkundigen wollt, ſo werdet ihr erfahren, daß damit Werke errichtet worden ſind, gegen die ein Gang durch die Weißen Bretter nur ein Spiel iſt."

Der Bockjeälpler ruft: „Einen Tunnel habe ich auch ſchon geſehen." Andere Stimmen ſagen: „Hört — vielleicht hat der Plan doch Hände und Füße," wieder andere grollen: „Nichts Neues in St. Peter, wir haben am Alten genug." Dritte drängen: „Nur reden," und vierte mahnen drohend: „Nein, abhocken, Rebell."

So ſchwirren die Rufe.

Da mahnt der Garde: „Er hat das Wort vom Preſi!"

Der Bockjeälpler ruft: „Aber er kommt nicht durch die Wildleutfurren!"

Joſi Blatter fährt fort: „Durch die Wildleutfurren baue ich eine Mauer, ſetze den Kanal darauf, darüber ein ſtark ſteiles Dach aus den dickſten Balken, darüber ein

zweites wasserdichtes aus Steinplatten, die ich mit Zement, einem gelben Pulver, verbinde. Ich lehne das Dach dicht an die Felsen der Furren, die ich ein gutes Stück empor so verbauen will, daß die Lawine keinen Angriff findet, wenn sie kommt, und daß sie machtlos über die Steinplatten niederpoltern muß. Trägt man zu dem Werk ein wenig Sorge, so hält es tausend Jahre."

„Hm — es scheint, er versteht etwas!" — „Laßt euch nicht ein, das ist Aufruhr und Todsünde." — „Er ist noch der alte Rebell," verwirren sich die Stimmen.

Eine unbeschreibliche Erregung herrscht in der Kirche, das Klopfen der geängstigten Frauen, das durch die schwere Thüre dringt, vermehrt sie.

Josi kann vor dem Lärm um ihn nicht weiter reden, fast hoffnungslos sitzt er ab.

Da reckt sich der Presi machtvoll, mit funkelnden Augen und mit glührotem Kopf vor der Gemeinde auf. „Ihr Männer von St. Peter," spricht er mit zwingendem Klang der Stimme, „wir wollen das Angebot Josi Blatters nicht leicht nehmen. Er hat von den Ingenieuren der englischen Regierung in Indien gute Zeugnisse erhalten, er war der Kopf einer Abteilung von über hundert Mann. Und die Engländer sind ein tüchtiges Volk. Prüft also das großherzige Anerbieten, es handelt sich, wenn das Werk gerät, um eine wunderbare Wohlthat für uns, unsere Kinder und Kindeskinder. Weil aber die Angelegenheit so wichtig ist, so meine ich, die Gemeinde sollte eine Abordnung in die Stadt schicken und beim Regierungsrat fragen, was vom Plan Josi Blatters zu halten sei. Ohne ihn können wir nicht vorwärts gehen, er müßte auch zwischen uns und den äußeren Gemeinden

vermitteln, daß die heligen Waſſer einen Sommer lang ſtillſtehen dürfen. Wir wollen aber raſch handeln, damit wir in acht Tagen wieder Gemeinde halten und entſcheiden können, ob wir das Werk annehmen oder nicht. Ich weiß, daß ihr mir alle grollt, aber Gott im Himmel weiß es auch: Wenn ich ſchon nicht immer eure Anſichten teile, habe ich es doch immer gut mit St. Peter gemeint. Ich will das Amt, das ich zwanzig Jahr bekleide, vor euerm Groll in der Maigemeinde niederlegen. — Folgt nur jetzt noch einmal meinem Rat. Nehmt das Angebot Joſi Blatters ernſt, ich bitte euch herzlich darum."

Mit hinreißender Wärme, mit ſtrahlendem Auge, zuletzt mit einer Beſcheidenheit, die die Herzen bezwang, hat der Preſi geredet und alle verwirrt. Iſt das der hochmütige Mann, der dem Dorf den harten höhniſchen Beſcheid gegeben hat?

Sein Auge ſucht Joſi Blatter — ein kleines, unendlich ſchönes Lächeln geht um ſeinen Mund — ein Lächeln, bei dem Joſi iſt, es ſchmelze der Haß aller Jahre hinweg.

Er iſt wonnig beſtürzt über den Blick.

Nun aber hält der Glottermüller mit ſeiner hohen Weiberſtimme auch eine Rede: „Nur nichts Neues. Die Waſſerfron iſt St. Peter von Gott auferlegt, daß wir nicht übermütig werden in Bosheit. Joſi Blatter iſt ein Aufrührer und bleibt ein Aufrührer, und wie früher gegen das Dorf, wendet er ſich jetzt gegen Gott und ſeinen Himmel. Ich ſage: Nichts Neues! — Keine Abordnung!"

„Nichts Neues! — Keine Abordnung!" fielen einige ein, andere riefen: „Fort mit der Blutfron!"

Peter Thugi ſaß da wie ein Gerichteter, dem man das Leben zu ſchenken im Begriffe ſteht.

Mit Hilfe seiner großen Verwandtschaft beschloß die Gemeinde, die Abordnung an den Regierungsrat zu schicken, und bestellte sie aus dem Glottermüller, zwei weiteren Anhängern des Alten, dem Garden und dem Bockjeälpler, der halb an Josi Blatter glaubte. Den Presi aber überging die Gemeinde in der Wahl.

Bis die Abordnung über die Antwort der Regierung Bericht erstatte, solle Peter Thugi bei seinem Los behaftet sein.

Ein Krieg hätte das Dorf nicht mehr aufregen können als der erstaunliche Ausgang der Losgemeinde.

„Der Presi," höhnten einige grimmig, „hat uns mit seiner schlangengescheiten Zunge wieder einmal erwischt. Hütet euch."

„Daß Josi Blatter mit seinem Gelübde gerade auf die Zeit zurückgekehrt ist, wo die Wildleutlawine gegangen ist, bedeutet etwas — ein großes Glück oder ein noch größeres Unglück," meinten andere.

Nach der Losgemeinde hat Eusebi noch einen Gang zu machen. Broni wandelt mit Josi durch das ergrünende Feld und schaut den schweigsamen Bruder mit ihren blauen treuen Augen traurig, doch mit grenzenloser Bewunderung an.

„Josi," sagt sie, „du bist also der Mann, der uns geweissagt ist in den alten Heligen-Wasser-Sagen, die da melden: Es wird einer kommen, der stärker ist als Matthys Jul, und wird St. Peter von der Blutfron an den Weißen Brettern erlösen. Du bist also der Mann, Josi!"

„Ich hoffe es!" erwidert er mit einem bleichen Lächeln.

„O Josi," versetzt sie, „es ist schwer, dieses Mannes Schwester zu sein — — und in den alten Sagen steht auch, es müsse eine Jungfrau über dem Werke sterben."

Er zuckt heftig zusammen, er schlingt den Arm um die Hüfte Bronis. „Ich weiß nur, daß ich mein Gelübde erfüllen muß," sagt er ernst, „es ist für Binia, dafür, daß sie rein und treu geblieben ist. Und wenn es sein muß, sterben wir beide für das Werk, aber gewiß nicht eines allein."

Da sieht Broni das grüne Feld nicht mehr, durch das Peter Thugi, der vom Los Getroffene, mit seinen Kleinen kommt. Er spricht zu ihnen: „Seht, das ist der Mann, der euren Vater retten wird;" er wendet sich zu den Geschwistern: „O Josi — könnte ich es dir einmal danken, was du an diesen Kleinen thun willst."

„Siehst du, Broni," sagt Josi bewegt, „und ich kann nicht glauben, daß ein Segen zuletzt in einem Unglück endet. — Wenn es aber wäre — so thue ich doch, was ich muß."

XVIII.

Der Preſi ſitzt im Bären auf ſeinem Zimmer, aber es iſt nicht der Preſi, der das Zünglein der Wage wie ſchon oft in der Gemeindeverſammlung mit hinreißendem Wort geſchwenkt hat, er iſt ein alter gebrochener Mann. „Seppi Blatter — Fränzi,“ ſtöhnt er, „ſeid ihr jetzt mit mir zufrieden? — Ob das Herz entzwei kracht, ich habe mich gewendet — ich habe für euern Joſi geredet — ich will noch mehr thun, ich will ihm zu ſeinem Werk helfen — ich will Frieden — Frieden — mit euch und eurem Sohne Joſi — den ich geſchlagen habe — den ich achte und liebe.“

Seit er den jungen Mann geſehen hat, wie er ſich in Beſcheidenheit erhob, wie er mutig und mutiger redete, faßt er es nicht mehr, wie er Joſi Blatter jemals hat gram ſein können. Sein Plan iſt groß. Wie er iſt noch keiner im Bergland aufgeſtanden. Joſi und Binia! Wenn's ſein könnte — aber — — er brütet wieder.

Da ſchwankt Binia zu ihm herein, blaß, müd und auf den ſchmalen Wänglein doch einen Schimmer des Glücks.

O, ſie iſt rührend ſchön, die blaſſe Binia.

Sie nimmt die Hand des Vaters in ihre Händchen;

„Vater, ich danke dir, daß du für Josi eingestanden bist.“ Ein schmerzliches Lächeln geht über ihr bleiches Antlitz.

„Du liebst ihn noch, Vogel, Herzensvogel — gelt, ich kann für dich — und für Josi Blatter viel thun.“ Sein Haupt zittert, sie sinkt vor ihm nieder — er streichelt ihren Scheitel: „Kind — ich möchte Frieden machen. — Bini — ich möchte noch einmal glücklich sein — und wenn es nur ein Jährchen wäre. — Bini, ich wollte, deine Mutter lebte noch. Beth, mein guter Engel. — Ich wäre mit ihr nicht so weit gekommen und das Hintersichkrebsen wäre nicht so schwer. — Josi Blatter ist ein Mann wie ein Held — ich will für ihn kämpfen. Wenn mich die von St. Peter schon nicht in die Abordnung gewählt haben, so gehe ich doch für ihn in die Stadt, und ob das Dorf mich haßt, so bin ich vor der Regierung noch der Presi von St. Peter. — Soll ich gehen, Kind?“

„Ja, Vater, ja.“

Herzzerbrechend weint die knieende Binia.

„Bini — Gemslein,“ hebt der Presi wieder an, „ich kann deine blassen Wangen nicht mehr sehen — sie töten mich — Bini, bekomme rote Wänglein — laß die Geschichte von Thöni nur erst still werden — dann nimm in Gottes Namen Josi — ich habe ihn lieb — und lache wieder einmal mit deinem glücklichen Kinderlachen.“

Binia zuckt und windet sich in Qualen des Glücks — und des Elends. Wahnsinnig küßt sie die Hände des Vaters und dann schaut sie ihn an so rührend, so hoffnungslos. Und ihr Stimmchen bebt wundersam: „Vater, es ist zum Kinderlachen zu spät!“

Da wird er in gräßlicher Angst plötzlich wieder der alte, böse Presi. Er zischt sie an: „Zu spät — Bini,

du haſt wohl können ſo eine Komödie machen, bis du dich zu Thöni gefunden haſt. Du biſt ja doch zu weit mit ihm gekommen."

„Nein —. Vater — nein!" Es tönt wie ein zerſprungenes Glöcklein.

„Warum biſt du denn ſo blaß — ſo hinfällig? — Ich habe es ja ſelber geſehen, wie du aus ſeiner Kammer gekommen biſt."

Binia wimmert nur, etwas Schweres ſchließt ihr den Mund. — Sie ſchwankt empor, ſie tappt davon wie eine Trunkene.

Sie iſt in ihrer Kammer, ſie kniet an ihrem Bett: „Mutter — Mutter — es iſt entſetzlich — das glaubt der Vater — ich hätte mich mit Thöni vergangen! — Und ich darf ihm die Wahrheit nicht ſagen, warum ich mein Kinderlachen verloren habe. Er würde daran ſterben."

Und ſie wimmert, wie der Engel wimmerte, den man aus dem Himmel ſtieß.

„Mutter — Mutter — wie ſind wir unglücklich. — Aber gelt, Mutter, liebe Mutter, Joſis Werk kann uns erlöſen — er, der ſo viele erlöſt, kann auch uns befreien. Ich bin an allem ſchuld. — Und den gräßlichen Vorwurf des Vaters muß ich tragen — Mutter — um des Vaters ſelber willen — hilf mir ſchweigen."

Was Binia noch ſonſt ſagt, iſt ſtammelndes Gebet.

Der Preſi aber iſt noch nicht zu Ende mit ſeinem Zorn, die furchtbare Angſt um Binia erzeugt ſeine Wut immer neu. Er rennt hinunter zu Frau Creſenz, er donnert ſie an: „Was ſagt Ihr eigentlich zu der Geſchichte von den Briefen — was ſagt Ihr zu dem elenden

Geſichtchen meiner Bini? — Wohl, wohl, Ihr habt mir mit Eurem Neffen einen ſaubern Schuft ins Haus gebracht. — He, Frau Creſenz — geſtupft und getrieben habt Ihr Tag und Nacht an mir, daß ich Bini dem Thöni gebe — und er hat mich getrieben, daß ich den verfluchten Neubau angefangen habe."

Frau Creſenz, die kühle und geduldige Frau, wiſcht ſich, wie er nicht aufhört zu wüten, mit der Schürze die Thränen ab: „Präſident," ſagt ſie entrüſtet, „ungerecht bleibt Ihr, bis Ihr ſterbt! Ich habe auf Thöni, den Speivogel, gar nicht viel gehalten. Denkt aber an den Wintertag, an dem Ihr mit Thöni, aus Freude darüber, daß Blatter tot ſei, wie toll getrunken und die Gläſer miteinander ins Leere geſtoßen habt: ‚Zum Wohl, Seppi Blatter, zum Wohl, Joſi Blatter, du Laushund.' Habt Ihr da nicht geahnt, daß es ein Unglück giebt."

„Schweigt!" ſchreit der Preſi entſetzt, ihm iſt, als zünde ihm jemand mit einer Fackel ins Geſicht; er iſt ſeiner Zunge nicht mächtig, er würde ſonſt Frau Creſenz nicht ſo lange haben reden laſſen.

„Als die Todesnachricht falſch war," fährt ſie fort, „und Blatter wieder ſchrieb, da hat der Thor, der euch alles von den Augen abſah, gemeint, es ſei euch ein Gefallen, wenn Blatter tot bliebe. Er hat den erſten Brief unterſchlagen, dann hat er nicht mehr rückwärts können, hat falſch geſchrieben und es iſt gekommen, wie's gekommen iſt. Daß er ein Schelm und fremd geworden iſt, daran ſeid Ihr ſchuld."

Plötzlich verſteht der Preſi die Handlungsweiſe Thönis.

Er taumelt fort, er holt im Untergaden einen mächtigen Karſt, rennt damit in der beginnenden Däm-

merung durch das Dorf, und erschrocken sehen es die von St. Peter.

„Was hat der Presi?“ fragen sie, „was will er mit seiner Hacke?“

Er eilt zum Neubau, der bis zum ersten Stockwerk gediehen ist. Mit wuchtigem Arm schlägt er die Zinken in Mauer und Balken, er reißt vom Werk, um dessen willen er das Dorf bis ins Mark beleidigt hat, so viel ein, als seiner Wut nachgiebt, er lebt in der wilden Gier, alles zu vernichten, was ihn an den unseligen Thöni mahnt. Aus scheuer Entfernung sehen ihm die maßlos erstaunten Dörfler zu. „Er ist letzköpfig geworden!“ meinen die einen, die anderen: „Nein, seht, er hat doch ein Herz für uns.“ Wie er sich beobachtet spürt, stutzt er, dann ruft er den Nähertretenden zu: „Nehmt von dem verfluchten Holz, so viel ihr wollt, verbrennt es. Sagt es den armen Leuten, daß sie's holen mögen. Bringt eure Aexte und Kärste, helft mir!“

Der Garde kommt und streckt dem Presi die Hand hin: „Presi, etwas Besseres habt Ihr in Euerm Leben nie gethan!“

„Gewendet habe ich mich, Garde,“ sagt er und die Dörfler staunen.

„Der Presi hat sich gewendet.“ — Wenige lächeln, es ist kein Spott oder Hohn im Dorf, offen oder heimlich ist ihm jedes Herz dankbar. Wie er den Karst auf den Schultern mit dem Garden durch die Frühlingsnacht heimwärts schreitet, lüften die Dörfler, die unter den Thüren stehen, achtungsvoll die Hüte vor ihrem Presi.

„Man kann vielleicht den entsetzlichen Ahornbund

abſchütteln," flüſtern ſie einander zu, „und für St. Peter kommt wieder eine beſſere Zeit."

Und die Frühlingsſterne, die zu ſchimmern beginnen, ſehen den zertrümmerten Bau, der nie ein Haus geworden iſt.

Seltſam! — Seit langen Jahren geht durch die Bruſt des Preſi ein Hauch des Friedens — er wütet nicht mehr, nur eine heiße Wehmut um Binia ſchleicht noch durch ſein Herz.

„Wie — wenn Joſi Blatter ſie ſo ſtark liebte, daß er ſie trotz allem, was vorgefallen iſt, doch zu Ehren annähme!" — Um Binias willen muß er Joſi Blatter den Weg zu ſeinem Werke leicht machen und den noch zögernden Garden überredet er mit dem Feuer eines Jünglings von der Ausführbarkeit des Befreiungswerkes, das Joſi plant.

Ohne daß er es weiß, hat er dafür ſchon das Beſte gethan.

Die Dörfler ſagen: „Wenn das Wunder möglich iſt, daß der Neubau des Preſi durch ſeine Hand zergeht, ſo iſt auch das andere möglich, daß Joſi Blatters Plan gut iſt."

Das ſchwer erſchütterte Vertrauen in die Zukunft erwacht wieder in dem geängſtigten Dorf.

Es ſind ſo wunderliche Zeitläufte in St. Peter, daß man ſich aus dem Verſchwinden Thöni Griegs nicht viel macht. Vor ein paar Jahren hat er ſchon geſagt, er gehe nach Amerika, geſtern hat er es beim Glottermüller mit dem Zuſatz wiederholt, es ſei in der Umgebung des Preſi nicht mehr auszuhalten. Jetzt iſt er halt gegangen, und Binia wird froh ſein.

Einige Tage ſpäter durchfliegt eine neue Kunde das

Dorf und nimmt alle Teilnahme so gefangen, daß die von St. Peter vor Spannung nicht mehr arbeiten mögen.

Die Regierung ist mächtig für den Plan Josi Blatters eingenommen, der ihn selbst den Herren dargelegt hat.

Vor etwa vierzig Jahren ist einmal ein Regierungsrat nach St. Peter gekommen und hat der Einweihung einer Kirchenfahne beigewohnt. Seither hat man in der Stadt das stille St. Peter vergessen. Nun erlebt es das Dorf, daß zur zweiten Wassertröstung zwei Regierungsräte auf einmal kommen. Die liebenswürdigen, gescheiten Herren verstehen besser zu reden als der glatzhäuptige Glottermüller, der quiekende Unglücksrabe.

„Josi Blatter, der großherzige Mann," sagen sie, „soll sein Gelübde lösen, die Leitung nach den neuen technischen Grundsätzen bauen und treulich sollen ihm Staat und Gemeinde helfen. Der Staat liefert ihm die Spreng- und Baumittel, die Gemeinde mag sich zu den Hilfstagewerken verpflichten, die nötig sind."

„Ja, wenn die Regierung dafür einsteht," meinen die von St. Peter, „so ist der Plan gewiß gut," und freudig zeichnen die Bauern ihre Tagewerke.

Umsonst ruft der letzköpfige Kaplan sein „Wehe — wehe — wehe!" durchs Dorf, ihm antwortet der jubelnde Ruf: „Ab mit der Blutfron — ab — ab! — es lebe Josi Blatter, der Felsensprenger! Das Werk ist für uns, unsere Kinder und Kindeskinder."

Eine gute That! — Sie ist selbst heiliges Wasser, das befruchtet. Die Unglückstafeln an den Weißen Brettern werden verrosten, die Losgemeinde wird eine Sage sein, frei giebt man die heligen Wasser in der Kinder, in der Enkel Hand.

Und der „Ahornbund“ liegt am Boden

Josi hat die Herren aus der Stadt in den Bären begleiten müssen, aber jetzt sind sie fort.

Zum erstenmal, seit sie vom Teufelsgarten kamen, sehen sich die Liebenden wieder. Es ist ein schweres Wiedersehen!

Aber nun steht Binia doch so selig, so demütig in Josis Arm — und er küßt ihren Scheitel: „Bineli — mein Bineli.“ Und „Josi“ antwortet sie.

Sie vergessen einen Herzschlag lang eine blutende Wunde — sie sind am Ziel. Ihre stille Verlobung von Santa Maria del Lago gilt wieder und er geht jetzt an das Werk seiner Dankbarkeit, auf dem ihre heißen Segenswünsche ruhen.

Aber dann freilich ist noch eine That nötig, die fast schwerer als die Befreiung St. Peters von der Blutfron ist, die Selbsterlösung aus einem Schein der Schuld, den ein übermächtiges Verhängnis auf sie geladen hat.

Nur wie ein ferner Stern, der blinkt, steht jenseits der großen Dinge vor ihnen das Glück.

Einen Herzschlag lang atmen sie auf, sie hoffen und ihre Augen glänzen ineinander.

Da kommt der Presi, sieht es — sieht es — er lächelt ihnen glücklich und mit seinem herzinnigsten Lachen zu, er meint ein Wunder zu erleben — er schwankt, ob er noch an das glauben will, was er doch mit eigenen Augen gesehen hat, daß Binia aus der Kammer Thönis trat.

Einen Blick hat sie Josi gegeben so voll Wärme, voll Treue, voll Reinheit und Unschuld, wie ihn nur das Mädchen findet, das sich in seiner Liebe treu, rein und unschuldig weiß.

Dieſe Entdeckung blitzt wie Sonne ins Vaterherz.

Joſi iſt an ſein Werk gegangen, dem er nun bis zur Vollendung mehr gehört als der Welt.

Da nimmt der Preſi die Hand ſeines Kindes: „Bini — Vogel — Gemslein,“ bringt er in ſie, „jetzt darfſt du's deinem Vater ſchon ſagen: Haſt du Thöni wirklich nie gern gehabt?“

„Du thuſt mir furchtbar weh, Vater!“ antwortet ſie ſchamvoll, „glaubſt du, ich dürfte einem ſo herrlichen Mann wie meinem Joſi in die Augen ſehen, wenn ich mich nicht treu wüßte, meinem Joſi, der nur aus Dankbarkeit gegen den Himmel an die Weißen Bretter geht, weil er mich trotz allem Gegenſchein treu erfunden hat.“ Und im Sturm der Wallung kann ſie nicht mehr ſchweigen. „Als du mich aus Thönis Kammer kommen ſahſt, habe ich nur die Schlüſſel geholt, um mich der Briefe zu bemächtigen, die er unterſchlagen hat, — da ſind ſie.“

Sie reißt die Notſchreie Joſis aus dem Mieder, legt ſie vor den Vater und will ſich flüchten. Er aber zieht ſie an ſeine Bruſt: „Vogel — Herzensvogel — und das haſt du nicht gewagt, mir zu ſagen, und haſt mich in der verzehrenden Angſt gelaſſen — du Grauſame. — Aber jetzt rote Wänglein, Kind!“

Binia iſt, das Herz zerſpringe ihr, ſie müſſe dem Vater mehr und alles verraten, ſie müſſe ihm jetzt auch ſagen: „Vater, uns iſt ein Unglück geſchehen, hilf uns in entſetzlicher Not,“ aber das unendliche Glück, das in ſeinen Augen ſtrahlt, ſchließt ihr den Mund.

„O Bini — Bini,“ lacht und jubelt der Preſi. „Aus Beelendung über dich bin ich ſo rückwärts gekrebſt — gezittert und gebetet habe ich, daß Joſi ſich doch deiner

erbarmen möge. — Und nun iſt das Wunder geſchehen, daß das Kind beſſer iſt, als der Vater erhoffte. Jetzt will ich auf ein ſchönes, ruhiges Alter mit dir und Joſi denken. — Ich mag die Unruhe nicht mehr — ich gebe das Fremdenweſen auf!"

Der Preſi ſpricht es in einem Taumel des Glücks. Aber Binia weint bitterlich — ſie ſchluchzt vor Leid: „O Vater, ſobald Joſi ſein Werk vollendet hat, ſo wollen wir mit ihm von St. Peter fort in ein fernes Land ziehen, und dort will ich dein graues Haupt hüten und pflegen."

Leidenſchaftlich ſtößt ſie es hervor.

„Ein ſonderbarer Gedanke, Kind. Hat ihn dir Joſi eingegeben?" fragt er ernſt und erſtaunt.

„Nein, Vater, ich mir ſelbſt!" bebt ihr Mund.

„Was denkſt du," ſpricht er nach einigem Beſinnen, „ich kann nicht fort von St. Peter. Wer ſo lange in St. Peter gelebt hat wie ich, muß in St. Peter ſterben." —

Da ſchaut ſie ihn in unendlicher Hilfloſigkeit an und geht.

„Sie iſt ein merkwürdiges Kind, jetzt wie früher," denkt der Preſi, aber er iſt ſelig über das Bekenntnis, das ſie ihm abgelegt hat. Er baut Pläne des Glücks für Binia, für Joſi, für ſich. Er iſt beinahe wieder der alte Feuerkopf.

Und er ſchüttelt den Kopf: „Wie ich ſo lange habe ein Narr ſein und Joſi widerſtehen können!"

„Präſident," meint Frau Creſenz, „wir ſollten doch langſam auf unſere Vorbereitungen für den Sommer denken, wenn Ihr die Krone aufgegeben habt, ſo werden wir um ſo mehr zum Bären ſehen müſſen."

Er lacht sie nur seltsam an und sagt: „Ja, Präsidentin, ich gehe morgen nach Hospel hinaus zu Malermeister Serbiger. Er muß mir eine große Tafel malen, auf der steht: ‚Pension und Hotel zum Bären in St. Peter sind geschlossen‘, und die Tafel lasse ich auf zwei hohe Pfähle am Eingang des Glotterwegs aufstellen. Auch schicke ich einen gedruckten Brief an alle früheren Gäste, daß ich das Fremdenwesen aus Altersrücksichten aufgegeben habe.“

Sprachlos schlägt Frau Crescenz die Hände über dem Kopf zusammen, dann aber jammert sie: „Wenn Ihr das thut, so gehe ich aus dem Haus — ich bin es nicht anders gewöhnt, als daß ich im Sommer eine Pension leite — und bedenkt doch, Präsident, wie man Euch, wenn Ihr jetzt dem Dorf so stark nachgebt, auslachen wird.“

„Gott's Donner, Präsidentin,“ zürnt er, „ob ein paar Kälber lachen oder nicht, darauf kommt es mir nicht an, aber Euer Neffe, Herr Thöni, hat mir das Sommerleben verleidet — ich will jetzt ein wenig glücklich sein.“ — —

Frau Crescenz aber ist unglücklich — eines Tages erscheint der Kreuzwirt von Hospel im Bären, die Männer rechnen im Frieden die Reingewinne aus den Büchern des Gasthofes während der zehn letzten Jahre aus, ein Drittel der Summe zahlt der Presi Frau Crescenz in Banknoten vor und legt aus eigenen Stücken noch tausend Franken darauf: „Da, Präsidentin, ist Euer Anteil.“

Die Großmut in Dingen des Geldes gefällt dem Kreuzwirt. „Schwager,“ sagt er, „es thut mir leid, daß es so ungeschickt hat gehen müssen. Wäre ich bei den Hospelern gewesen, die den Zigarren rauchenden Thöni

hoch auf der Poſt über den Paß haben fahren ſehen, hätte ich ihn heruntergelangt und ihm eine Tracht Ohrfeigen mit nach Amerika gegeben, dem Lausbuben, der ſeinen nächſten Verwandten nicht einmal ein Lebewohl und ‚Es iſt mir leid‘ geſagt hat.“

Binia, die den Rechnenden eben noch eine Erfriſchung bringt, muß ſich an der Stuhllehne des Vaters halten.

„Thöni über den Paß gefahren!“ ſtaunt ſie. Ja, iſt denn das ſchreckliche Erlebnis im Teufelsgarten, das ihr Tag und Nacht mit fürchterlicher Deutlichkeit vor den Sinnen ſteht, nur ein böſer Traum?

Herzlich dankt ſie der Stiefmutter, die nie hart gegen ſie geweſen iſt, und der Kreuzwirt und Frau Creſenz reiten gerade ſo vom Bären, wie ſie vor elf Jahren zugeritten ſind.

Eine ziemlich friedliche Ehe, die auf ein gemeinſames blühendes Geſchäft aufgebaut worden iſt, hat ein friedliches Ende gefunden.

Der Preſi iſt wieder da angekommen, wo er vor elf Jahren ſtand, der Bären iſt wieder ein Dorfwirtshaus — mit Binia und einer Magd hauſt er allein.

Aber er iſt es zufrieden, er ſpürt nichts von Heimweh nach dem lebhaften Treiben der früheren Sommer, nach dem kühlen Lächeln der Frau Creſenz, er lebt ganz in Binia, dem wiedergefundenen Kinde.

Und der Bären iſt nicht öde. Aus der weiten Umgegend kommen Leute, die von dem Wunderwerk gehört haben, das an den Weißen Brettern im Glotterthal ausgeführt wird. Sie reden bei ihrem Schoppen Kluges und Thörichtes darüber. Thun ſie das letztere, dann zuckt es um die Brauen des Preſi: „Ta-ta-ta, wenn jemand

von einer Sache nichts versteht, so soll er nicht darüber sprechen, letzte Woche sind die Ingenieure der Regierung dagewesen, sie sagen, das Werk sei vortrefflich."

Auch die Dörfler kommen wieder in den Bären, wie eine ferne drückende Sage liegt der „Ahorn" hinter ihnen; sie begegnen dem Presi mit jener Hochachtung, die das beschämte Unrecht für den Gegner hat, der edel nachgiebt, sie freuen sich über den Sommer, der wie einst in friedlichen Prächten ins Thal zieht.

Der Garde und der Presi, die wieder versöhnten Freunde, sprechen mit wahrer Erhebung von Josis Werk.

In der größeren Wildleutfurre ist die Mauer schon erstellt, die Leitung darauf gelegt, das Schutzdach aus Holz und Stein gebaut, die Furre selbst hochhin ausgeebnet und in der kleineren Wildleutfurre geht die Arbeit auch bald zu Ende. An einem Kranseil, das vom Glotterweg bis in die entlegene Höhe der heligen Wasser reicht, steigen Hilfsarbeiter, schweben die Hölzer, die Deckplatten, die Zementsäcke zu Josi, dem Befreier, empor.

Dynamitfuhre um Dynamitfuhre kommt und Josi baut jetzt den Wasserweg durch die Weißen Bretter selbst. Er ist von der Sonne braun gesengt, er ist abgezehrt von der Arbeit, aber er liebt die Mühe und die große beständige Lebensgefahr, die sein Werk mit sich bringt. Wer um Sonnenaufgang von St. Peter nach Hospel geht, hört sein Hämmern in der fernen Höhe, wer gegen Sonnenuntergang von dort zurückkehrt, hört es noch. Wenn das Ave-Maria-Glöcklein von St. Peter verklungen ist, wenn das letzte Sonnenrot an den Firnen zergeht, dann hallen seine Sprengschüsse durch das Thal. Im Wiederhall ertönen die Bergwände; heraus, herein durch

das Gebirge rollt das Echo, und wenn man es ſchon lange geſtorben glaubt, erwacht es noch einmal grollend in einem fernen Schlund des Gebirges.

„Zum Wohl, Garde, trinken wir eins auf Joſi!“ lacht der Bärenwirt.

„Preſi, jetzt werdet Ihr wohl keine böſen Träume mehr haben,“ erwidert der Garde froh.

„Nein, ich faſſe es nicht mehr, wie ich mich einmal über ein dummes Träumchen habe ängſtigen können,“ ſagt der Preſi, um den eine ganz neue Welt geſponnen iſt. „Ich zähle im Kalender die Tage bis zu Allerheiligen, bis im Bären Hochzeitsleben jauchzt.“

Ein hoffnungsvolles Lächeln geht über das Geſicht des Preſi. Wie der Garde aber nach Hauſe ſtoffelt, ſeufzt er und iſt nachdenklich. Auch er zählt die Tage bis Allerheiligen, aber aus einem anderen Grund.

Mehr denn zehn Jahre hat der Preſi gewütet in Gewaltſamkeit und Ungerechtigkeit wie ein Uebermenſch. Eines Tages nun fällt ihm ein, glücklich zu ſein. Aber ſteht die Vergangenheit nicht drohend hinter dieſem Glück? Und um den Liebesbund Joſis und Binias ſchwebt auch etwas ſo Uebermenſchliches, um dieſe rührende Hingabe, um dieſe hohe Treue von langen Jahren her. Kommen wohl Joſi und Binia, das herrliche Paar, wie noch keines im Bergland gewachſen iſt, ein Held der That und eine Heldin der Treue, zum Ziel?

So fragt ſich der Garde ſorgenvoll und traut dem Dorffrieden nicht.

Joſis Werk iſt zu ſchwer, zu wuchtig für das kleine St. Peter. Wohl hat es, als die Regierung ſeinen Plan gutgeheißen hat, Joſi zugejauchzt, und wenn einzelne

Gegner wie der Glottermüller übrig blieben, so schwiegen sie. Aber seit dem Tag, da die von der Regierung gesandte Dynamitfuhre kam, regte sich im Volk wieder abergläubische Furcht. Alle, selbst die Frauen, eilten damals hinaus in den Teufelsgarten, um den Pulverwagen zu sehen. Das von vier Gendarmen bewachte Fuhrwerk, das eine schwarze Fahne mit der Aufschrift „Dynamit" trug, erschreckte sie aber. Es sei ein mächtiger Sarg gewesen, jammerten sie, umsonst erklärten die militärpflichtigen Männer, es sei ein Militärcaisson, die Vorstellung des Sarges ist geblieben. Und ein Sarg bedeutet Unglück.

Die Weiber wollten nicht mehr zugeben, daß die Männer, Brüder und Söhne die zugesagten Arbeiten leisten, einzelne Bürger zahlen die versprochenen Tagewerke in Geld, andere bleiben einfach aus, die Hilfe, die Josi braucht, fehlt.

Er stand mit seinem so glücklich begonnenen Werk allein und in der großen Verlegenheit erbat sich der Gemeinderat Ersatz von der Regierung. Unter der Führung eines Aufsehers kam wirklich eine Schar Hilfsarbeiter ins Thal und richtete sich im Schmelzwerk wohnlich ein, aber die Kolonne, die hell und dunkel gestreifte Kleider trug und in der es verwegene, rohe Gesichter genug gab, gefiel denen von St. Peter nicht.

Das Wort „Zuchthaussträflinge" flog durch das Dorf, es erzeugte einen Sturm der Furcht und Erbitterung, denn Sitte war es bis jetzt gewesen, daß an den heligen Wassern nur rühren durfte, wer in bürgerlichen Rechten und Ehren stand, und selbst der bedächtige und nüchterne Garde wurde zornig über den Schimpf, den die Regie-

rung den heligen Waſſern durch die Entſendung der Sträflingskolonne angethan. Der Gemeinderat erſuchte die Herren um die Zurückziehung der Mannſchaft. Die Sträflinge verließen das Glotterthal, dafür berichtete die Regierung zurück, die von St. Peter mögen nun ſelber zuſchauen, wie ſie mit dem Werk an den Weißen Brettern fertig würden.

Als der Beſcheid im Dorf bekannt wurde, war man gewaltig empört: „Das ſind die Herren, die ſo ſchön haben reden können — jetzt wollen ſie nichts mehr wiſſen von dem Verbrechen, das an den Weißen Brettern begangen wird.“

Ueber das Dynamit, das Joſi bei ſeinen Sprengungen brauchte, kamen immer entſetzlichere Gerüchte in Umlauf.

Eine Spur „Teufelsſalz“, ſo groß wie eine Priſe, ſei ſo ſtark, daß man damit einen ganzen Berg in den Himmel ſprengen könne, die Königs- und Fürſtenmörder brauchen es, aber bevor es einer anwenden könne, müſſe er ſchon einen Menſchen umgebracht haben, ſonſt würde ihm das Salz die Hände durchfreſſen. Joſi Blatter jedoch — das haben einige zuverläſſige Männer geſehen — iſt ſo gefeit, daß er die Patronen in den Säcken und Taſchen ſeines Kleides herumträgt, ohne daß ihm das mindeſte geſchieht.

Alſo muß auch er jemand getötet haben.

Das Gewand voll Teufelsſalz, ſo ſagen die Dörfler, ſteigt er am Sonntag von den heligen Waſſern hernieder nach St. Peter — und bis auf wenige haben ſie alle ein Grauen vor dem gelaſſenen Mann, der ſich um ſie nicht kümmert.

Sein erſtes iſt ein „guter Tag“ in dem Bären,

dann geht er, den Bräuchen des Thales treu, zur Kirche, nach dem Gottesdienst zum Garben und Broni und bleibt bei ihnen in den Nachmittag hinein. Allein eine Hoffnung Bronis geht nicht in Erfüllung. Sie hat gemeint, er würde ihr nun viele merkwürdige Dinge aus dem Wunderland Indien erzählen, aber es ist, als wäre das Schweigen der Einsamkeit, in der er die Woche lang arbeitet, auf ihn übergegangen, nur sein Blick ist warm, sein trockenes Lächeln herzinnig wie immer, und gegenüber allen Sorgen des Garben um das Werk bewahrt er eine stille, freudige Zuversicht. „Auch ohne Hilfsarbeiter," versichert er, „werde ich es auf Allerheiligen vollenden." Am liebsten spielt und scherzt er mit Joseli, man sieht es, das Büblein ist ihm lieb, und wenn Broni den beiden zuschaut, dann erkennt sie in Josi, dem unheimlich starken Mann, den tröstlichen Knaben wieder, mit dem sie und Binia die Jugend durchlacht und durchspielt haben.

Am Nachmittag geht Josi in den Bären zu Binia.

Bebendes Glück! — Ohne diese Stunden müßte Binia sterben wie ein Vogel ohne Sonne und Luft. O, wie ist der Vater lieb zu Josi, wie verstehen sich die beiden Männer gut, der alte Feuerkopf und der junge ruhige Mann.

Der Presi ist noch viel stärker für Josi als je für Thöni unglückseligen Angedenkens eingenommen. Die beste Flasche aus dem Keller und der beste Bissen aus der Küche des Bären wandern mit Bonzi, dem Viehhüter, der Bronis ländliches Essen auf die Arbeitsstätte Josis schafft, zu den heligen Wassern empor. Und bei jeder Sendung des Vaters liegt ein Wort von Binia!

„Herzlieber Josi! — Es hat manchmal Zeiten gegeben, wo ich mir den Kopf zerbrach, wozu denn die ungestüme, thörichte Bini auf der Welt sei? — Jetzt aber weiß ich es. Um den herrlichsten Mann im Bergland ein wenig glücklich zu machen. Wenn es kein Mensch weiß, so zerspringt mein Herz doch schier vor Stolz, daß du wegen der tollen, unnützen Bini die Blutfron von St. Peter nimmst. Wenn ich schon gestorben bin, so denk' ich es doch noch: Josi hat es für mich gethan. Und ich weiß es, du bist stark, so stark, daß du auch uns erlösest. Lieber Josi, du thust nichts, wobei nicht mein Herz und meine Seele wären!"

Von ihm kam zwar kein Brief zurück, aber wenn es dunkel geworden war, sah man in einem der Felsenfenster, die Josi von seinem Tunnel her gegen das Thal geöffnet hatte, ein Licht.

Das bedeutet: „Gute Nacht, liebe Bini!" Und wenn das Licht schon lang verschwunden ist, so steht sie noch am Fenster, staunt in die Stille und denkt mit gefalteten Händen an Josi.

Was im Teufelsgarten geschehen ist, kommt ihr nicht mehr so gräßlich vor, daß sie deswegen nicht ein wenig lächeln dürfte, wenn sie an Josi denkt. Es ist kein Verbrechen, es ist nicht einmal eine That des Zorns, es ist nur ein Unglück geschehen. Welche Mäßigung hat Josi in dem entsetzlichen Kampf bewiesen, wie übermenschlich ruhig ist er darin geblieben. Sie hat sich vor ihm gerechtfertigt, sie steht selig in seinem Arm. Da zuckt ein langer Blitz auf und ab, in überirdischem Licht erglänzen die Firnen des Glottergrats und vor ihnen steht Thöni. Die Kugeln seines Revolvers zischen um ihre

Köpfe. Sie schreit. Im gleichen Augenblick aber hat Josi auch schon die Waffe aus Thönis Hand auf den Weg geschlagen. Dann liegt Dunkelheit in der Schlucht. Wie aber wieder eine Blitzrute durch das Thal fährt, ist Thöni in der Macht Josis, der ihm die Arme eisern umklammert hält. „Grieg," ruft er, „sei vernünftig und laß uns in Ruhe, du weißt, daß ich ältere Rechte auf Binia habe als du. Ich klage wegen der Briefe nicht gegen dich, aber gieb Frieden." Und sie kniet vor dem gefesselten Burschen, sie fleht: „Thöni, um Gottes willen, mache dich und uns nicht unglücklich!" Er faucht eine Weile unter Josis überlegener Kraft, dann stöhnt er: „Laßt los, laßt los, Blatter, — ich gebe nach!" Da giebt ihn Josi frei, der Unglückliche rafft im Fliehen seinen Revolver auf, er eilt über die Brücke, aber wie sie noch stehen, kehrt er mit der frischgeladenen Waffe zurück und schießt wahnsinnig in die Finsternis. Ein Blitz — Dunkelheit. Josi eilt auf Thöni los, der will fliehen, wieder ein Blitz, da rennt der Flüchtling quer über die Straße und der Irrende versinkt vor ihren Augen in die Glotterschlucht. Aus unglücklichstem Herzen schreit Josi: „Grieg, kann ich Euch helfen, wo seid Ihr?" Keine Antwort — die Wildleutlaue geht — sie erleben einen langen, langen Augenblick, wo sie meinen, das Weltende sei da. Und wie sie ihrer Sinne wieder mächtig sind, suchen sie voll Verzweiflung Thöni — können aber keine Spur mehr von ihm entdecken. Ein Unglück ist geschehen, aber kein Verbrechen! — Es ist an Josi nichts Ungerechtes — es war nur so gräßlich zu sehen, wie Thöni versank.

Josi war in jenem grauenden Morgen ganz untröstlich. Er wollte den Fall anzeigen, dann besann er sich

wieder. „Zuerſt kommt das Gelübde — dann das Recht der Menſchen.“

So iſt's gegangen. Warum ſollten ſie nicht doch noch glücklich werden können — ihre Gewiſſen ſind rein. Aber fort — fort von St. Peter. Hier kommen ſie vor dem Schrecken jener Nacht doch nie mehr zur Ruhe. In der Fremde aber iſt es ſchon möglich, daß ſie ihr Kinderlachen wiederfindet.

Mit vorſichtigem Wort tippt ſie Tag um Tag am Vater, daß er den Bären verkaufe, daß er mit ihr und Joſi in die Ferne ziehe: „Alles hier mahnt mich an Thöni,“ redet ſie ihm mit flehenden Augen zu, „aber ich verſpreche es dir, Vater, draußen will ich wieder lachen wie ein Kind und glücklich — o ſo glücklich ſein!“

Und ſeltſam! — Die Furcht vor Thöni wirkt anſteckend auf den Preſi, ihm iſt, er müſſe dem Geflohenen noch ein Opfer bringen, er beginnt ſich den Verkauf des Bären zu überlegen, und während der Bann der ſchrecklichen Nacht langſam von Binia weicht, ſchleicht es ſich langſam, aber mit aller Macht ins Bewußtſein des Preſi, daß er mit Thöni noch nicht fertig iſt.

Manchmal iſt es Binia, ſie müſſe den Vater über das ſchreckliche Ereignis der Wetternacht ins Vertrauen ziehen, aber dann hat ſie wieder das ſonderbare Gefühl, ſie würde ihm die letzte Ruhe rauben, er weiß es ja nicht, daß ſie, getrieben von der Uebergewalt einer grenzenloſen Liebe, die ſelbſt die Toten nicht fürchtet, draußen im Teufelsgarten geweſen iſt.

Einmal, als Joſi wiederkam, brachte er die überraſchende Kunde mit, daß ſein Werk zu mehr als zwei Dritteln vollendet ſei und man jetzt auf der näheren

Seite ohne Gefahr in den Felſengang eintreten und durch die Felſen der erſten zwei Bretter und über die Wildleutfurren wandeln könne.

Da gab ihm Bini einen glühenden Kuß: und ihr kleiner Schrei: „Joſi, mein Held!“ verriet ihre Freude über die Meldung.

Sie und der Vater beſchloſſen, Joſi am anderen Tag an den Weißen Brettern einen Beſuch zu machen.

Da klangen die Kirchenglocken.

Als ſie aber mit geſenktem Köpfchen, das Betbuch, das weiße Tüchlein und den Rosmarinzweig in den Händen, ſittſam die Kirchhoftreppe emporſchritt, wichen links und rechts die Frauen zurück: „Das Teufelsmädchen — das dem Rebellen den Daumen hält!“

Der überraſchten Binia entglitt das Betbuch und es fiel zu Boden.

„Seht ihr es, daß ſie eine Teufelin iſt, ſie kann das Betbuch nicht mehr halten,“ riefen die Weiber.

Broni hob der Erſchrockenen das ſilberbeſchlagene Büchlein auf: „Binia, ich bleibe bei dir!“

Weiter ging Binia den Dornenweg, doch jetzt erhobenen Hauptes, mit glühenden Wangen, blitzenden Augen. „Broni,“ ſagte ſie, „gehe von mir, es könnte auch dir ſchaden.“

Sie tritt in die Kirche, ſie will ſich in die kleine Bank ſetzen, wo das Wappen der ſeligen Mutter, ein Steinbock, gemalt iſt. Da tritt die Glottermüllerin, das häßliche, ſcheinheilige Weib, vor ſie, ſpeit mit zahnloſem Mund vor ihr aus, weiſt mit dem Zeigefinger auf den naſſen Fleck am Boden und ſagt: „Das bannt — darüber hinaus kommſt du nicht, Hexe!“

Und richtig, Binia weicht zurück.

„He, seht," schreit die Glottermüllerin, „sie ist eine Teufelin — ja, sie hält dem Rebellen an den Weißen Brettern wirklich und wahrhaftig den Hexendaumen."

Da ist Josi plötzlich an Binias Seite. Ihm ist es nicht besser ergangen. Die Männer haben die Fäuste gegen ihn geballt. Nun reicht er ihr vor der ganzen Gemeinde die Hand: „Komm, Binia, wir gehen wieder," und den Kopf zurückwerfend, sagt er: „Schämt euch, ihr Unvernünftigen von St. Peter!"

Damit wendet sich das Paar.

Am Altar steht aber schon, das weiße Heilandskreuz auf der dunklen Soutane, der greise Pfarrer. Er erhebt das kleine Handkruzifix, tritt schwankend vor und spricht mit der gebrechlichen, meckernden Stimme und dem wackelnden Kopfe des hohen Alters:

„Josi Blatter und Binia Waldisch, im Namen Gottes und aller Heiligen, bleibet! Ich schütze euch mit dem heiligen Kreuz. Ihr aber von St. Peter, hütet euch. In euern Hütten und Häusern geht ein alter heidnischer Teufelsglaube um, der nach Opfern schreit, ihr seid eine unchristliche räubige Rotte geworden und gehorcht dem Baalspfaffen Johannes mehr als der heiligen Kirche. Ich, euer rechtmäßiger Pfarrer, sage euch: Wenn ihr, ihr Tollen von St. Peter, nicht aufhört mit eurer Bosheit, so lege ich die Siegel der Kirche an dieses Gotteshaus, an eure Glocken, ich verweigere euch die Sakramente und ein christliches Grab, leben und sterben sollt ihr wie das wilde Getier. Wer von euch am Aberglauben hängen bleiben will, verlasse jetzt gleich das Gotteshaus."

In seinen Stuhl zurückgesunken erwartete der alte

Prieſter, ſeine Gebete murmelnd, die Wirkung ſeiner Worte, doch auf der Seite der Männer ſah er nichts als finſteren Trotz, auf der Seite der Frauen herrſchte das Heulen der Furcht. Erſt nach einer Weile begann er, noch zitternd vor Erregung, den Gottesdienſt.

Als der Preſi hörte, was für einen Schimpf man ſeinen Kindern zugefügt hatte, wütete und tobte er gegen das Dorf wie in alter Zeit: „Keiner außer dem Garden bekommt im Bären mehr einen Trunk, von heute an iſt er kein Wirtshaus mehr!“ Dem Pfarrer aber, ſeinem ehemaligen Feind, ging er mannlich danken.

Am anderen Tag ſtieg er, den grünen Aſerſack[1]) an der knorrigen Hand, mit Binia hinauf durch die Alpen, wo das Vieh zum Abzug rüſtete. Es war ein ſonniger und klarer Tag, Binia hatte wieder rote Wänglein, ihr glückliches Kinderlachen erwachte für einen Augenblick wieder und läutete über die Enzianen dahin und im Arm trug ſie die Bergaſtern, um das Werk Joſis zu ſchmücken.

Der Preſi baute Luftſchlöſſer. Ja, den Bären will er verkaufen auf die Zeit, wo Joſi ſein Gelübde gelöſt hat, ſeine Kapitalien flüſſig machen und dann dem Zug des Glückes und der Liebe folgen. „Joſi,“ ſagt er zu Binia, „wird in der weiten Welt ſchon ein ſchönes Plätzchen für uns wiſſen. Unter dem thörichten Volk von St. Peter iſt es mir verleidet.“

Sie erreichten die Höhe der heligen Waſſer, ſie ſtanden am Eingang der Weißen Bretter, wo die trübe Flut, die aus dem Hintergrund des Thales kam, durch einen

---

[1]) Aſerſack, ſchweizerdeutſch, Sack für den Mundvorrat.

Kännel abgelenkt in eine Runse floß und in luſtigen Bächlein in die blauen Tiefen des Glotterthals niederſchäumte.

Mit heiligem Schauer betrat Binia den Felſengang Joſis, der ſich mannshoch wölbte, und der Preſi betrachtete das Werk in Bewunderung. Anderthalb Fuß breit und einen Fuß tief zog ſich am Grund des Stollens der neue Wäſſerwaſſergraben dahin, neben ihm ein genügend breiter erhöhter Felſenweg für den Garden, die Wände waren mit Hammer und Meißel ausgeglichen und die Riſſe des Geſteins mit Zement ausgegoſſen. Da und dort fiel durch ein Felſenfenſter ein Bündel Tageslicht in das ſtille, halbdunkle Geſtein. Nun ſchritten ſie unter dem Balkendach der Wildleutfurre, weiter durch das mittlere Weiße Brett, wieder über die Wildleutfurre — da ſieh — da horch — im Dunkel vor ihnen glüht ein roter Lichtfunke und tönt Hammerſchlag. An das Geſtein hingeknäuelt arbeitet Joſi im Schein der Grubenlampe.

Ein kleiner Ruf Binias — er läßt das Werkzeug fallen: „Bini — meine Bini — Vater gottwillkommen!“

Die ſchöne, feine Bini hat Joſi zu Ehren ihr beſtes Kleid angezogen, ſie ſteht, in den Händen den Strohhut, um den ſie zum Schutz ein weißes Tüchlein geſchlagen hat, demütig erglühend vor dem beſtaubten Felſenſprenger, der im ſchlechteſten Gewand bei der Arbeit iſt.

„Da errichteſt du wirklich ein Werk der Wohlfahrt für die Ewigkeit, Joſi,“ grüßt der Preſi im Vaterſtolz.

Ein paar Stunden weilt der freundliche Beſuch in der ſonnigen Höhe. Am Eingang des Felſenkanals ſitzen die Liebenden mit dem Preſi, der ſein Reiſeſäcklein auspackt, und die Gläſer der dreie klingen auf glückliche Vollendung des Werkes zuſammen.

Ueber das Glotterthal sind die blauen Schleier des Nachmittags hingegossen, die Bergwelt mit ihren Firnen steht weit im Kreise still und feierlich in Verklärung da, Haupt an Haupt, Firn an Firn, am erhabensten die Krone.

„Josi," flüstert Binia und ihr weiches dunkles Haar streift ihn, „heute ist es schön wie zu Santa Maria del Lago — es ist so schön, daß man vor Glück sterben könnte."

Da rollt es von der Krone dumpf — ein seltsames Zeichen im Herbst, wo sonst die Gletscher friedlich sind. Aber man lebt eben in einem Jahr, wo die Natur ausgleicht, was der vorausgegangene schlechte Sommer zu viel an Schnee auf das Gebirge gehäuft hat. Darum schaffen und donnern die Gletscher bis spät ins Jahr hinein.

Glückselig steigen Vater und Tochter von der Leitung, von dem Werk, wie es sonst keines im Berglande giebt, durch den Abendnebelflor des Herbstes zu Thal und hören noch den jauchzenden Nachruf Josis. Den anderen Tag ist der Presi draußen in Hospel und unterhandelt mit dem Kreuzwirt, der bei der Ausrechnung mit Frau Crescenz ein gieriges Auge auf den Bären geworfen hat und im eigenen Vorteil den Fremdenverkehr im Glotterthal aufrecht erhalten will, am dritten geht er in die Stadt und tritt mit starken Einschlägen alle Kapitalbriefe gegen Bargeld an die Bank ab.

Inzwischen erlebt aber Binia etwas, was der Mutigen beinahe die letzte Hoffnung raubt.

Die Magd kommt weinend gelaufen, sie macht das Kreuz vor ihr und sagt: „Ihr seid eine Hexe und haltet es mit dem Teufel — ich gehe jetzt gleich aus dem Haus."

„Aber Cleophi, seid nicht närrisch!“ Und Binia lächelt ihr gütig zu.

„Wohl, wohl, Ihr seid eine Teufelin — der Kaplan und selbst die alte Susi in Tremis sagten es und Kinder haben ja im Teufelsgarten den Ring Eures ehemaligen Verlobten gefunden, den Ring, mit dem Ihr Euch in der Totennacht dem Satan angelobt habt. Kaplan Johannes geht mit ihm durchs Dorf, alles weiß es: Es scheint nur, daß Euer Liebster das Werk an den Weißen Brettern selber baue, er schafft aber nicht, er thut nur so am Tag, und in der Nacht baut es der Teufel. Dafür müßt Ihr mit dem Satan siebenmal um das Bockje reiten.“

„Geht, Cleophi, geht — da ist Euer Lohn.“

Totenblaß steht Binia. Sie hat bei dem Kampf im Teufelsgarten Thöni den Ring vor die Füße geworfen. Jetzt ist er in den Händen des gräßlichen Kaplans, und nun ist er ein neues Mittel für den Verrückten, gegen sie zu hetzen. Und wird man nicht, wie man den Ring gefunden hat, Thöni finden?

Sie beißt hilflos in die Fingerknöchel: „Warum hat uns denn der Himmel vor den Kugeln Thönis bewahrt, wenn Josi und ich an einem Schein von Schuld und am Aberglauben des Dorfes sterben sollen?“

Der Garde, der mit Peter Thugi das Wasserrad, das in die Leitung eingeschaltet werden soll, auf den Berg schaffte, hat Josi das Versprechen abgenommen, daß er die paar Wochen, die noch zur Vollendung nötig sind, an den Weißen Brettern bleibe. Er kommt nicht mehr zu Thal. Auch der Garde ist im tiefsten Herzen überzeugt, daß Josis Werk gut ist, aber er kennt die

furchtbare Empörung im Dorf. Wo er zum Guten redet, begegnet er höhnischem, kaltem Lächeln und drohendem Schweigen, die Gemeinde horcht nur noch auf den bösen verrückten Kaplan Johannes.

Eine Weile hat ihr allerdings die wohlgemeinte Warnung und Drohung des Pfarrers Zügel angelegt, aber jetzt knurren die Dörfler: „Der Alte wagt es nicht, uns die Kirche zu verschließen, wir wollen ihn schon meistern," und die Weiber hangen an Kaplan Johannes. „Er hat ein besseres Herz für uns als der Pfarrer, der nichts von unseren alten heiligen Sagen wissen will." Und wenn ein Halbvernünftiger noch den Einwurf erhebt, man wolle doch nicht so stark zu einem Verrückten halten, sonst komme man gewiß an ein böses Ziel, antworten die anderen: „Kaplan Johannes ist schon närrisch, aber gerade denen, die Gott etwas geschlagen hat, giebt er dafür besondere Weisheiten. Der Kaplan Johannes sieht und weiß mehr als sieben Pfarrer."

Er hat gute Zeiten, sein Bettelsack ist immer voll, wo er geht, rufen die Weiber: „Kommt doch ein wenig zu uns herein, Johannes!" Klagt ein Bauer: „Meine Kühe fressen nicht mehr und geben keine Milch," so antwortet Johannes: „Merkt Ihr es, merkt Ihr es! Das kommt vom Teufelssalz. Das ganze Thal riecht nach Schwefel." Nun spüren auch die Dörfler den Geruch. In irgend einem Haus ist eine schwere Geburt. „Seht Ihr," flüstern es die Frauen einander zu, „die Kinder können nicht mehr zur Welt kommen. Das rührt vom Sprengen her!"

Die von St. Peter spüren es kaum, wie der Kaplan ein Netz des Aberglaubens um sie zieht.

Und plötzlich geht die feste Sage unter denen von St. Peter, es sei eine weiße arme Seele durch das Dorf gewandelt und habe dreimal gerufen:

„O weh, o weh — am Teufelssalz
Stirbt dieser Tage Jung's und Alt's!"

So in drei Nächten!

Und warum rollen die Gletscher im Herbst, wo sie doch sonst schweigen? Das bedeutet: „Am letzten Weinmonat geht St. Peter mit Menschen und Vieh unter. In dem Augenblick, wo der Wasserhammer der neuen Leitung einsetzt, verlassen die erzürnten armen Seelen die Krone, die Firnen fallen mit so schrecklichem Donner auf das Dorf, daß das bloße Hören schon tötet!"

Drei Männer nur noch, der Presi, der Garde und der Pfarrer, und einige stille, wie Eusebi und Peter Thugi, glauben an Josis Werk.

Die Regierung hat sich übrigens auch nicht ganz von dem Werk zurückgezogen, wie sie drohte, sie meldet, sie hoffe, die Leute von St. Peter haben sich, da das Werk einen so erfreulichen Fortgang nehme, wegen des Dynamites beruhigt, und lade den Gemeinderat ein, auf den Tag der Vollendung, den letzten Weinmonat, ein hübsches Gemeindefestchen zu Ehren Josi Blatters zu veranstalten. Sie wolle sich dabei vertreten lassen und ersuche Josi Blatter, daß er die letzten rettenden Schüsse auf diesen Tag verspare, an dem man, während im Thal die Glocken läuten, in feierlicher Prozession an die Weißen Bretter ziehen wolle.

Dazu schütteln der Garde und der Presi wehmütig und ungläubig die greisen Häupter, aber es ist gut, wenn auf diesen Tag jemand von der Regierung kommt —

vielleicht ist dann ein Mann der Staatsgewalt am nötigsten — es wird der Tag sein, wo in St. Peter der Aufruhr losbricht, denn so sind die Leute des Thales — sie warten in der Voraussetzung, daß doch irgend noch ein Ereignis geschehen und ihre That überflüssig machen könnte, den letzten Augenblick zum Handeln ab.

Aber dann — —

In diesen Tagen der äußersten Spannung, die durch die Stille des Dorfes noch unheimlicher wurde, sagte der Presi einmal zu Binia: „Der Garde hat mich gefragt, wie denn dein Ring, der jetzt denen im Dorf so viel zu reden giebt, in den Teufelsgarten gekommen sei. Ich habe geantwortet, du habest ihn Thöni zurückgegeben und er habe ihn wohl auf der Flucht fortgeworfen. Ist es so?"

Ahnungslos fragt der Presi, Binia aber schwankt vor Entsetzen. Sie wagt es nicht mehr, dem Vater das gräßliche Geheimnis länger vorzuenthalten. Jeder der schönen Herbsttage, die kommen und gehen, vermehrt die Gefahr, daß Thönis Leiche gefunden werde, denn die Wasser der Glotter fließen immer spärlicher und immer klarer, und der arme Vater darf doch nicht ungerüstet von der Entdeckung der Leiche überrascht werden.

Zögernd legte sie, die Hände gefaltet, die Augen auf den Boden geheftet, mit leiser und feiner Stimme die furchtbare Beichte ab. Als sie erzählt, wie sie Josi in den Teufelsgarten bestellt habe und dann heimlich durch die Wetternacht dort hinausgegangen sei, da lodern die Augen des Presi noch einmal in alter Zornglut auf und mit böser Stimme sagt er: „Gott's Donner! Du giebst es mir recht zu schmecken, daß du immer ein Trotzkopf

gegen deinen Vater gewesen bist. Da kommt ja eine hölliſche Geſchichte aus.“

Binia nimmt ſeine Hand, ſie beichtet mit dem Mut der Verzweiflung. Plötzlich wird der rote Kopf des Preſi blaß. Weil ſie vor ihm in die Kniee ſinkt und ſchreit:

„So iſt's gegangen! verzeihe mir, Vater — verzeihe mir!“ da zieht er ſie mit zitternden Armen empor und preßt die leichte, ſchöne Geſtalt ſeines Kindes ſtürmiſch an ſeine breite Bruſt.

„Bini — arme Bini,“ ſtöhnt er, „da iſt nichts zu verzeihen — du biſt den Weg gegangen, den du haſt gehen müſſen, und es iſt geſchehen, was hat geſchehen müſſen. — Es iſt Schickſal — —“

Seine Stimme bricht ſchluchzend ab und plötzlich fühlt Binia, wie zwei warme Thränen über die Wangen des Mannes rollen, den ſie nie zuvor hat weinen geſehen. In mächtiger Bewegung halten ſich Vater und Kind umſchlungen, eine Stille waltete in dem Gemach, als ginge ein Engel auf leiſen Sohlen an den zweien vorbei.

So halten ſie ſich in Glück und Elend lange, lange.

Das Leben des Preſi hat durch die Beichte Binias einen Stoß erhalten wie noch nie.

Er findet den Mut nicht, in der gräßlichen Angelegenheit irgend etwas zu thun. Er klammert ſich an die Hoffnung, Thönis Leiche würde ſchon deswegen nicht gefunden, weil ſie niemand ſuche. Ein halbes Jahr iſt jetzt vorüber, ſeit die That geſchehen iſt, und niemand kümmert ſich um Thöni mehr. Iſt es nicht bei Unglücksfällen ſchon häufig genug vorgekommen, daß man mit dem größten Eifer die Leichen ſolcher, die in die Glotter geſtürzt ſind, nicht mehr hat finden können? Entweder

lagen sie in den Schlünden der Schlucht verborgen oder der mächtige Wasserschwall des Sommers hatte sie weiter geschwemmt und in den Strom hinausgeführt. So mochte es auch mit der Leiche Thönis gegangen sein.

Viel mehr als die Angst vor einer Entdeckung quälen den Presi die Erinnerungen an Thöni, das Bewußtsein, daß er die Verantwortung für das unglückliche Leben trägt.

„Thöni, der mir alles von den Augen absah, hat gemeint, es sei mir ein Gefallen, wenn Josi tot bliebe. Er hat den ersten Brief unterschlagen, dann hat er nicht mehr rückwärts gehen können, hat falsch geschrieben, und es ist gekommen, wie's hat kommen müssen. Daß er ein Schelm und fremd geworden ist, daran bin ich schuld."

Das tönt ihm unaufhörlich durch die Sinne.

Das Schrecklichste aber! Er glaubt nicht daran, daß Thöni selber in die Glotter gelaufen sei. Es klingt so unglaubwürdig. Sein Kind redet es sich nur so ein, um nicht in dem Gedanken, sie liebe einen Totschläger, umzukommen — — aber der Presi wagt es nicht, sie noch einmal darüber zu fragen — nein — nein — er zittert nur davor, eines Tages könnte in Josi doch die Selbstanklage erwachen, wie sie in seiner Brust erwacht ist, und es würde die zwei, die nicht ohne einander leben können, trennen.

Ein Fluch des Unglücks ginge dann von ihm und seinen Gewaltthaten noch in das folgende Geschlecht hinein.

Das sinnt der Presi in entsetzlicher Furcht. Er glaubt nicht mehr an ein schönes Alter, aber wenn er die dunklen Augen Binias traurig auf sich gerichtet sieht,

ſo lächelt er ſie mit ſeinem wärmſten Lächeln an, hebt den gebeugten Rücken und meint vor ihr verbergen zu können, wie raſch er zuſammenfällt und aus den Kleidern ſchwindet.

O, es iſt rührend, wie ſich der alte Mann zu verſtellen ſucht, daß Binia nicht ſehe, wie er hoffnungslos leidet.

Hoffnungslos! — Nein, wenn er ſein herrliches Kind ſich anſchaut, wie es mutig und geduldig ſeine Leiden trägt, wie es auf Joſi wie auf einen Felſen baut, glaubt und harrt, dann iſt auch ihm, der Held der heligen Waſſer ſei ſo ſtark, daß er ſelbſt das Ereignis in der Glotterſchlucht beſiege.

Um den Vater müht ſich Binia treu und hingebungsvoll, ſie ſinnt Tag und Nacht nur darüber, wie ſie den Gram von ſeiner Stirne ſcheuche.

„Kind — Herzensvogel," ſagt er, „wie biſt du mit deinem Vater lieb."

Seine Auswanderungspläne hat er aufgegeben — in St. Peter hat er gelebt, in St. Peter will er ſterben — ſteigt Joſi von ſeinem Werk herunter, ſo wird er ihm ſagen: „Nimm meine Binia — ſchenke ihr Glück, viel Glück — zieht fort — mein Segen begleitet euch — ich aber erwarte mein letztes Stündlein in St. Peter."

In drei Tagen wird Joſi kommen, aber niemand wagt auch nur das beſcheidenſte Feſtchen vorzubereiten. Der Handel um den Bären ſtockt. Aus Scheu vor Frau Creſenz, aus der Furcht vor dem eigenen Gewiſſen, aus Sorge, es könnte in ſeiner Abweſenheit Binia ein Leid geſchehen, wagt es der Preſi nicht mehr, nach Hoſpel hinauszugehen. Die ganze blinde Wut des Volksaber-

glaubens hat sich auf das arme Kind geworfen, sie erfährt Beleidigungen, wo sie geht und wo sie steht, und die Dörfler schlagen das Kreuz und speien vor ihr.

Der Verkauf des Bären würde die Aufregung im Dorf noch steigern.

Er hat einen furchtbaren Groll auf die von St. Peter, aber ändern kann er an der entsetzlichen Lage nichts, er vertraut nur auf die heilige Scheu, die denn doch jeder im Dorfe hat, ein Leben anzutasten. Nein, das thun sie nicht, obwohl sie entsetzlich sind in ihrem drohenden Schweigen.

Was geschehen mag, er wird noch einmal als Presi auf seinem Posten stehen — und so stark sein, daß er sie bändigt. — —

Ja, Presi, Ihr werdet Euch schon noch einmal auf den Posten stellen müssen — in St. Peter stehen die Dinge bös.

XIX.

Ein neuer Ahornbund iſt entſtanden, furchtbarer als der erſte, ſo furchtbar, daß ihn niemand auszuführen wagt und jeder zittert vor dem Los, das ihn treffen könnte.

Ehe der Hammer an den Weißen Brettern ſchlägt, muß zur Rettung St. Peters ein Mord begangen ſein. Joſi Blatter, der ſich gegen den Himmel gewendet hat, muß fallen, die armen Seelen auf der Krone müſſen verſöhnt werden.

In der Nacht halten die Männer ſeitab vom Dorf unter Wetterlärchen ihre ernſten Beratungen. Leichten Herzens thun ſie den Schritt nicht, jeder iſt ganz durchdrungen von dem Gedanken, was für eine ſchreckliche That ein Mord iſt. Seit Matthys Jul, der fern im Dämmerſchein der Sage ſteht, hat im Glotterthale kein Mann einen anderen getötet. Es iſt aber doch beſſer, es falle nur einer, nur Joſi Blatter, der Rebell, als daß das ganze Dorf untergehe.

Nicht Joſi Blatter iſt der Retter von St. Peter, ſondern der iſt es, der ihn erſchlägt.

Man kann ihn aber nicht erſchlagen, er iſt droben in den Felſen, er ſteht in einem ſchmalen Gang, in dem nur ein Mann auf einmal gehen kann, und er iſt Herr

des Teufelssalzes, er ist mit dem Satan im Bund, und wenn Hunderte gegen ihn streiten, so überwältigt er sie mit einer einzigen Patrone, die er nach dem nächsten Stein schleudert.

Die Männer stehen ratlos. Nur noch zwei Tage, dann wird der Hammer von den Weißen Brettern schlagen.

Seit man Binias Ring gefunden hat, ist Kaplan Johannes dem Schicksal Thönis auf der Spur. Warum sind Josi Blatter und Binia Waldisch in der Wetternacht über den Stutz heraufgekommen, in der Nacht, wo Thöni Grieg geflohen ist? Warum haben seine Verwandten in Hospel nie die geringste Nachricht von ihm bekommen? Er klettert Tag um Tag an den Felsenufern der Glotter und späht in die Wasser.

Heute hat Johannes in einem Felsenschlund beim Bildhaus an der Grenze von Tremis, in dem das Wasser quirlt und brodelt, etwas auftauchen sehen, was ein Bein und ein Schuh sein könnte — nein, was ein Bein und ein Schuh ist.

Wie die Männer von ihren heimlichen Beratungen heimkommen, herrscht unter den Weibern schon Wehklagen: es stehe einer außerhalb der Brücke in der Glotter, er strecke den Arm gegen die Weißen Bretter und stöhne immer nur: „Der dort oben — der dort oben" — und hinterher seufzte er: „Und Binia Waldisch!"

Abergläubisches Entsetzen füllt das Dorf. Es ist kein Schlaf in St. Peter — nur Beten und Gejammer: „Warum haben wir den Bau an den Weißen Brettern zugegeben, warum haben wir uns durch den Presi verführen lassen?" Und dazu die dumpfe Antwort: „Auf ihn und sein Kind mag es kommen."

In der Nacht ſinkt ein dichter kalter Nebel ins Thal, ehe der Tag dämmert, klopft der Mesner ſchreckensbleich an die Thüren: „Ich kann nicht zur Frühmeſſe läuten, es ſteht einer in weißem Gewand an der Kirchenthüre!“

Mit ihren Laternen gehen die Dörfler in feſtgeſchloſſener Schar zum Gotteshaus.

Es ſteht keiner an der Kirchenthüre, aber ein großer Zettel klebt daran, ſie leſen ihn mit Entſetzen und die Frauen fahren kreiſchend zurück.

„Gerechte Bürger von St. Peter!“ heißt es auf dem Blatt. „Ich, Thöni Grieg, klage es euch. Aus den Waſſern der Glotter ſchreie ich ſeit dem Fridolinstag um ein ehrliches Begräbnis in geweihter Erde, während mein Blut ſündig an den Weißen Brettern vermauert wird. Ihr kennt meine Mörder. Begrabt mich und ſchafft Gerechtigkeit. Die armen Seelen wiſſen, was ich leide, und ziehen aus.“

Das Dorf iſt ratlos, das Grauen liegt allen in den Gliedern, einer raunt es dem anderen zu: „Wenn die Toten zu ſchreiben anfangen, dann iſt es Zeit, daß wir handeln.“

Da ſchlarpt Kaplan Johannes mit lobernden Augen heran. „Seht ihr, die Toten reden! Was wollt ihr mehr? Ich will euch etwas ſagen, aber die Zunge ſoll dem verdorren, der Satan ſoll dem ins Blut fahren, der mich verrät. Bevor ihr den Mord am Rebellen ſühnen könnt, müßt ihr Binia Waldiſch, die Teufelin, ſchlagen; erſt wenn ſie im Blute liegt, iſt er ſchwach und leicht zu bewältigen. Wozu der Schrecken, wozu das Erbarmen? Leſt, wie ſie Thöni getötet und ſein Blut nach der Stadt gebracht haben, damit man das Teufels-

ſalz hat bereiten können. Die erſte Schuldige iſt Binia Waldiſch, die Tochter des Preſi; ſie müßt ihr ſchlagen, ſonſt geht St. Peter unter."

Die Männer ſchaudern: „Das thun wir, ſo wahr uns Gott helfe, nicht. Mann gegen Mann, ſo iſt's in den alten Zeiten gehalten worden, aber eine Jungfrau tötet, ſelbſt wenn ſie eine Teufelin wäre, keiner. Eher mag St. Peter untergehen."

Da rollt der Gletſcher.

„Hört ihr's — St. Peter geht unter!" wehklagen die Frauen, und der Kaplan lächelt: „Ihr könnt die Hexe mit weltlichen Waffen nicht umbringen, die heiligen Grabkreuze müßt ihr aus der Erde reißen und ſie damit ſchlagen."

„Johannes," grollen die Männer und ballen gegen ihn die Fäuſte, „ſeid Ihr der Satan, der uns ins Unglück bringen will? Eine Jungfrau mit Grabkreuzen erſchlagen! Das iſt unerhört im Bergland. Thäten wir das unſeren heiligen Toten zu leid, daß wir ihre ſtillen Gräber ſchänden, ſo geſchähe es uns gerecht, wenn unſer alter Pfarrer uns das Gotteshaus verſchlöſſe und die Glocken bannte. Dann müßten wir ja auch zu Grunde gehen, es giebt ja genug Meldungen im Gebirge, wie Dörfer vergangen ſind, denen die Kirche den Segen entzogen hat. Die Weiber ſind unfruchtbar geworden, der Sohn hat das Beil gegen den Vater erhoben, wie die Wölfe haben ſich die Bewohner zerriſſen und die letzten ſich in Verzweiflung über die Felſen geſtürzt. Kaplan — Ihr wollt uns zu Grunde richten — ſeht Euch vor, wenn Ihr uns ſchlecht ratet, ſo ſeid Ihr der erſte, den wir erſchlagen."

Da hat der Kaplan einen Anfall der Fallsucht, wie er ihn selbst hervorrufen kann. Er stürzt, er zuckt, er schäumt, er schreit.

„Er ist seiner selbst nicht mehr mächtig, jetzt redet Gott aus ihm," mahnt der Glottermüller und streckt die gefalteten Hände zum Himmel. Was aber Johannes spricht, ist entsetzlich: „Thöni Grieg — du mußt aufstehen, sie müssen einen Toten zeugen hören, daß St. Peter untergeht."

Ja, wenn ein Toter aufersteht, wenn Thöni Grieg in der Glotter liegt, so wollen sie dem Kaplan glauben und das Entsetzliche thun, Binia Waldisch, die Mörderin, erschlagen.

Während aber die Dörfler auf dem Kirchhof noch beraten, ertönt der Ruf: „Der Pfarrer kommt — der Pfarrer!"

Da springt der Kaplan auf: „Er will euch überreden. — Eilt an die Glotter und seht. — Vor dem Bildhaus zu Tremis schwimmt Thöni Grieg in der Schlucht."

Halb in Groll, halb in Furcht und Scham flieht die Gemeinde vor ihrem Pfarrer. Er liest den Anschlag an der Kirchenthüre, sein weißes Haupt zittert, er stammelt: „Jetzt muß ich Wort halten!" Weinend schleicht der alte trostlose Mann ins Pfarrhaus zurück. „Sie haben sich dem Baalspfaffen ergeben, sie haben sich von der heiligen Kirche gewandt, wohlan, so muß ich mein Wort halten."

XX.

Mann, Weib und Kind sind durch die Nebel des kalten Herbstmorgens, der schon an den Winter mahnt, über den Stutz hinab thalaus geeilt, aber Kaplan Johannes ist nicht mehr bei ihnen.

Sie mögen Thöni Grieg selbst suchen, das Entsetzen wird um so größer sein, wenn sie ihn finden.

Der Garde weilt beim Presi: „Binia retten, was auch geschehen sei, auf eine blutige That darf keine blutige That folgen. Und die Gier des Verrückten trachtet nach dem Kind. Gebt sie in meine Obhut — Presi — ich bürge für sie. — Aber rasch — rasch —"

Der Presi spürt die bittere Not der Stunde: „Wohin wollt Ihr mit ihr, Garde?"

„Ich geleite sie auf den Berg, daß sie zu Josi gehe. Dort ist sie sicher; wenn er will, kommt keine Maus in seinen Gang, und bis am Morgen ist auch schon Mannschaft zum Schutz beider an den Weißen Brettern. — Presi, telegraphiert in die äußeren Gemeinden um Hilfe."

Der Presi will es thun — er kommt kreideweiß aus der Postablage zurück — der Draht ist abgeschnitten.

„Dann holt Eusebi die Mannschaften — ein paar Stunden später sind sie doch da — nur ein Verbrechen

darf nicht geſchehen — eher mögen unſere Häuſer zerſtört werden."

In dem ſonſt ſo ſchwerfälligen Garden lebt und bebt alles, die klugen und guten Augen unter den buſchigen Brauen ſprühen Feuer, er iſt wieder jung.

„Ja, zu Joſi!" klingt das Stimmchen der erſchrockenen Binia fein und traumhaft und ihre Finger ſpielen, ohne daß ſie es weiß, mit dem Tautropfen, den ſie aus der Kapſel des Halskettchens geholt hat. „Komm mit mir, Vater, es iſt mir ſo angſt um dich, wir wollen uns nicht trennen."

Sie kniet vor ihm, er aber antwortet faſt ſtreng: „Heute gehört der Preſi in die Gemeinde, das weißt du, Kind!" Dann in überſtrömendem Gefühl: „Geh, Binia! — Auf Wiederſehen, Herzensvogel — grüße mir Joſi." Er reißt ſie an ſeine Bruſt: „Liebe Bini — ſollte es anders kommen — ſollte ich morgen nicht mehr leben — doch wenn nur du lebſt — ich habe einmal einen ſonderbaren Traum gehabt — aber ich glaube nicht mehr daran — geh zu Joſi — geh in Gottes Namen."

Mit ſanfter Gewalt löſt der Garde die ſchluchzende Binia aus den Armen des Vaters: „Ich will dich führen, Binia! — Komm — komm."

Vater und Kind nehmen Abſchied wie für die Ewigkeit.

Der Garde führt Binia im kalten, dichten Nebel durchs öde Dorf gegen die Alpen empor. Er redet herzlich zu der Schwankenden, die doch tapfer geblieben iſt: „Und nun, Binia," fragt er, „was für eine Bewandtnis hat es mit der furchtbaren Anklage, die gegen dich und Joſi erhoben wird —"

Da beichtet ſie dem alten Freund, wie ſie dem Vater gebeichtet hat.

„Binia!“ ſagt der Garde ſtillſtehend und faßt ihre beiden Hände: „Jemand anders als du könnte es mir nicht vorgeben, daß der betrunkene Thöni ſelber in die Glotter gelaufen iſt — aber wenn es einen Menſchen giebt, dem ich glaube, ſo biſt du es, denn du haſt, wo andere geſtrauchelt wären, immer den Mut der Wahrheit beſeſſen.“

Sie ſehen ſich in die Augen, der Garde und Binia. O, ſie hat es wohl gefühlt, daß der Vater ihrer Erzählung nicht ganz vertraute, und nun iſt ſie endlich glücklich, daß wenigſtens der Garde ſie in ihrem tiefen Elend verſteht.

Noch zuckt ein Strahl der Hoffnung, daß alles gut kommen werde, durch ihre Bruſt, da aber taucht Kaplan Johannes geſpenſtiſch aus dem Nebel auf und lacht ſein gräßlichſtes Lachen: „Wir tanzen doch, Jungfrau — wir tanzen an den Weißen Brettern!“

Irrſinnige Gier lodert in ſeinen Blicken.

Ehe der Garde ſich auf ihn ſtürzen kann, verſchwindet er ſo raſch, wie er aufgetaucht iſt, im Nebel.

Binia zittert und der Garde muß ſie wohl oder übel noch ein gutes Stück begleiten.

Da dringt das helle Tageslicht durch das Grau — es liegt unter ihnen — eine blaſſe Sonne ſcheint durch weiße Wolken — über das Gebirge ziehen dunklere Streifen und Bänke her — es rüſtet zum Schneien — aber in der Felſenhöhe winkt der ſichere Hort.

„Fürchte dich nicht, Binia,“ mahnt der Garde, „gewiß geht eher St. Peter unter, als daß deinem Haupt ein Leid geſchieht.“

Hoch oben trennen sie sich. — Binia geht langsam, Schritt für Schritt, sie steigt in die falbe, schweigende Einöde — sie ist auf der Flucht — ihre Lippen zittern: „Zu Josi!“

Einen Augenblick noch sah ihr der Garde nach, dann wendete er sich in Selbstvorwürfen: „Der Mensch meint, er mache ein Ding gut, und er macht es böse. — Es wäre in diesem Augenblick viel wert, wenn das Dörf wüßte, was für ein Verbrechen Thöni Grieg an Josi begangen hat.“ — —

Eusebi ist auf dem Weg nach Hilfe und der Garde eilt zu den Dörflern hinaus, die die Leiche in der Glotter suchen. Vielleicht bringt er sie im letzten Augenblick zur Vernunft.

Im Bären aber kämpft ein alter, einsamer Mann, er kämpft wie der angeschossene Adler, der jäher als je zuvor gegen den Himmel steigt. Er kämpft wie die Forelle an der Angel, die auf den Grund des Wassers schießt und sich in Schlamm und Kies verbohrt. Aber der Adler fällt rauschend in die Hochgebirgstannen, die Forelle verliert die Kraft und muß aufwärts steigen.

Der Presi weiß es: er ist der Adler — er ist die Forelle — seine Stunde ist da.

Er sitzt und betet — er blickt über sein Leben — er sieht alle seine Missethaten gegen Fränzi und Seppi Blatter — gegen die selige Beth — gegen Josi — gegen Binia — und er hat Thöni auf dem Gewissen. Eine furchtbare Angst um Binia überfällt ihn. Sie ist wohl sicher in Josis Felsenwerk — aber er hätte sie nicht gehen lassen sollen — in seiner grenzenlosen Verlassenheit gewinnt der alte Traum Macht über ihn — und er weiß

jetzt, wer der dritte ist, der am Haupt seines Kindes rühren wird — es ist der schreckliche Kaplan, der den Haß gegen ihn und eine verbrecherische Leidenschaft für das Kind in einer Blutthat ertränken möchte.

Er sollte jetzt der Presi sein — er sollte handeln — sollte reden — aber die Kraft versagt. — Das Dorf ist totenstill — er weiß nicht, was draußen an der Glotter geschieht — wie Binia ihr Ziel erreicht. — Die Furcht lähmt ihn und kein Mensch kümmert sich um ihn.

Doch, die bebende Broni steckt den Kopf herein und harrt den langen Tag als Samariterin bei ihm aus.

Sie kommen so furchtbar lange nicht, die den toten Thöni bringen. Mittag. — Abend. — Da naht endlich der traurige Zug, in dessen Mitte die Leiche auf einer Bahre liegt.

Die Männer des Gebirges haben die Hüte gezogen, finster und gemessen schreiten sie und reden nichts.

Noch einmal ist ihr furchtbarer Entschluß, den sie nur im höchsten Taumel des Schreckens faßten, erschüttert worden.

Denn der Garde hat geredet, er hat allen, die sehen wollten, den falschen, entsetzlichen Brief Thönis gezeigt, und das Mitleid mit dem, der in der Glotter lag, ist dahin. — Hätte ihn Josi erschlagen, man könnte nichts dawider haben.

Nein, sie können Binia nichts thun — selbst das entstellte Gesicht Thönis, den man unter unendlichen Mühen aus den Tiefen der Glotter geholt hat, giebt ihnen den Mut nicht mehr.

Da ziehen die Sprengschüsse Josis lang hinhallend durch das Gebirge und die Donnerschläge von den Weißen

Brettern jagen die Furcht neu in die vom Totenfund erregten Herzen, die wie unter dem Bann einer höheren Fügung stehen. Morgen schlägt der Hammer — morgen fallen die Lawinen von der Krone — morgen geht St. Peter unter.

Die Fäuste ballen sich, die Blicke steigen drohend gegen die Felsen empor. „Der braucht wohl noch zu sprengen," knirschen die Männer, „in dieser Nacht muß doch noch das Gericht ergehen."

Wohin mit der Leiche? — Auf den Kirchhof. Die Bahre steht. Um sie knieen im sinkenden Abend die Dörfler.

Von der Freitreppe des Bären schreitet im Sonntagsstaat würdig und feierlich der Presi, der den schrecklichen Anfall vom Morgen überwunden hat. Zitternd, doch hochaufgerichtet steigt er langsam zum Kirchhof empor und scheu geben die Dörfler Raum.

Er zieht den Hut, tritt an die Bahre und nimmt die schneeweiße Hand des Ertrunkenen. Ruhig spricht er, so daß es alle hören können: „Thöni Grieg, du weißt es, daß ich dich erschlagen habe, daß Josi und Binia unschuldig sind. — Garde und Gemeinde, ich ergebe mich euch als der Mörder Thöni Griegs!"

So spricht der Presi!

Was er erwartet, erfüllt sich aber nicht. Das Volk stürzt sich nicht auf ihn, sondern stutzt in Verwirrung und Hohngelächter erschallt ringsum. Die Rede des Garden und des Presi widersprechen sich. — Der Garde schluchzt laut auf: „O Presi, was habt Ihr gesagt!" Er fällt seinem Freund an die Brust.

Ein unbeschreiblicher Aufruhr entsteht. Die Dörfler

ſchreien: „Sie ſpielen Komödie — der Garde draußen, der Preſi hier — ſie lügen — Joſi Blatter und Binia Waldiſch ſind die Mörder. — Die Führer der Gemeinde ſind auch des Teufels und mit ihnen gegen uns verſchworen.“

Zu dieſem Aufruhr kommt von der Kirchenthüre herüber ein zweiter — ein entſetzliches Geſchrei: „Wehe St. Peter — wehe — wehe — wir ſind exkommuniziert.“

Ein Blitz, der in den Kirchhof gefahren wäre, hätte die Verwirrung nicht vermehren können.

Wo am Morgen die Schrift des Kaplans hing, klebt eine andere. Der Pfarerr ſchreibt:

„An die räudige heidniſche Rotte von St. Peter. Im Namen der heiligen Kirche ſind die Siegel an dieſes Gotteshaus gelegt. Wer ſie bricht, der ſei einem Selbſtmörder gleich geachtet, wer am Strang der Glocke zieht, den ſoll die Religion nicht losſprechen in ſeinem Sterben, und wer in der heiligen Erde wühlt, ſoll ſelbſt kein geweihtes Grab finden. Das ſoll ſo lang gelten, als ihr nicht mit dem rechtmäßigen Pfarrer Frieden macht und von dem Baalspfaffen Johannes und ſeinem Teufelsglauben laßt!“

Darunter ſteht das Pfarramtsſiegel. — Die Leiche Thöni Griegs iſt über dem Schrecken, den die neue Botſchaft erregt, vergeſſen. Man ſucht den Pfarrer, man findet ihn nicht, in aller Heimlichkeit hat der alte gekränkte Mann das Thal verlaſſen, einige, die an der Glotter ſtanden, haben ihn ſogar geſehen.

Da liegt ein Toter, der begraben ſein ſollte, und übermorgen iſt Allerheiligen — dann Allerſeelen! Kirche und Kirchhof aber ſind geſperrt.

Nun rüttelt und ſchüttelt das Entſetzen ein ganzes Dorf.

„Die Regierung hat uns ins Elend geführt, unſere alten Vorſteher lügen uns an, die Kirche giebt uns auf — und alles kommt vom Rebellen und der Hexe — den Mördern. — Gut, wenn man will, daß wir wilde Tiere werden, ſo wollen wir wilde Tiere ſein und uns unſeres Lebens wehren — der Rebell und die Hexe müſſen ſterben.“

So raſen die von St. Peter.

Der Preſi ſchwankt, wie er ſieht, daß ſeine Selbſtaufopferung nichts hilft, davon — die Dörfler beachten es im Aufruhr kaum — der Garde will reden — aber ihm antwortet der hundertſtimmige Ruf kreiſchender Weiber und tobender Männer: „Wir wollen nichts mehr von euch — ihr ſeid alle Verräter.“

Die neblige Herbſtnacht iſt hereingeſunken — das Grauen wächſt.

Da ſchwingt ſich Kaplan Johannes mit einer qualmenden Kienfackel auf die Bahre und beleuchtet das zerwaſchene Geſicht des Toten; der Ruf läuft durch die dunklen Gruppen: „Wir haben niemand mehr, der ſich unſer erbarmt, als Johannes — Kaplan, führt uns — ſagt uns, was ſollen wir thun?“

Der Schwarze lächelt hölliſch: „Erſchlagt die Teufelin und den Rebellen — ſie iſt bei ihm an den Weißen Brettern, ich öffne euch den Weg.“

Da ruft der alte greiſe Peter Thugi: „Ergebt euch nicht in die Gewalt des Schwarzen — ihr werdet es bereuen.“

Im gleichen Augenblick aber ertönt ein ſeltſames

klirrendes Geräusch durch den Kirchhof. Alle erschaudern. Wahnsinnige Weiber haben die ersten Kreuze ausgerissen. Die Männer knirschen dumpf: „Jetzt können wir nicht mehr zurück — vorwärts also — wir müssen Totschläger sein!“

Das vom Entsetzen gerüttelte Dorf rüstet sich zum schrecklichen Auszug an die Weißen Bretter, die Grabkreuze klirren durch die Nacht. Hinter Kaplan Johannes, der das Kreuz Seppi Blatters an sich gerissen hat und den Weg mit seiner Kienfackel beleuchtet, zieht die heulende, betende Schar, die sich der Hölle ergeben hat. Sie hat aber das Dorf kaum verlassen, da röten sich die nächtlichen Nebel und schon rennen die Ausziehenden schreiend zurück: „Es brennt in St. Peter. — Feurio! — Feurio!“

Die unbestimmt in die Nebel flutende, wogende, wachsende Glut reißt alle ins Dorf zurück. — „Vielleicht ist es unser Haus — vielleicht ist es unser Vieh, das verbrennt,“ jammern sie; es scheint durch die schwelenden Nebel, als stehe das ganze Dorf in Flammen.

Fluchend sieht es der Kaplan, wie seine Herde die Kreuze von sich wirft und zu ihren Häusern rennt.

Wie die Erschrockenen aber zurückkommen, brennt der Bären, steigen die Lohen schon prasselnd durch das Dach in die Nebel empor. Der Bären, das alte schöne Haus, der Stolz von St. Peter, das Wahrzeichen des Dorfes, brennt. Sie stehen erschüttert davor — und ihre erste Eingebung ist: retten — helfen, — das Gewissen für die bürgerliche Pflicht erwacht.

Wie aber einige zur Kirche hinauf eilen und die Sturmglocken ziehen wollen, prallen sie wieder an die

Siegel des Pfarrers. Es brennt und man darf nicht läuten.

Die Verzweiflung packt das Dorf. — Die Leiche Thöni Griegs, die noch auf dem Kirchhof steht, steigert das Entsetzen. Das Brandlicht fliegt über sie und giebt den Zügen einen Schein des Lebens. — —

„Wer hat den Bären angezündet?" — „Ein Voreiliger vom Ahorn!" So redet ihnen das schlechte Gewissen ein. „Wo ist der Presi? Wenn er im Haus verbrennte?" — Einige Beherzte steigen in den Bau, er ist nicht darin.

Da predigt von der Kirchhofmauer herunter der schwarze Kaplan, der schrecklich im Schein der Flammen steht, mit seiner hohlen Grabesstimme: „Meine fromme Gemeinde. Dich rufen heiligere Pflichten — wir müssen Teufelstöter sein — folgt ihr mir, so wird zu Allerheiligen ein erlösendes Wunder für alle geschehen, die mit mir sind — folgt ihr mir nicht, so seid ihr um Mitternacht schon in der Gewalt des Feindes — der Presi ist auf dem besten Tier nach Hofpel geritten und bietet die äußeren Dörfer gegen uns auf. Er hat das Haus angezündet, um uns aufzuhalten."

Das erste glauben die Dörfler, das letzte nicht, denn zu sehr hat der Presi sein schönes Heim geliebt.

Das Entsetzen steigt. — Mord und Feuersbrunst in der Gemeinde — und morgen militärische Besetzung oder Untergang. — Dazu den Zorn und die Strafen der Kirche.

Der Brand, dem man nicht wehrt, wirft seine rauschenden Funkengarben auf das Dorf, Frauen und Kinder flehen die Männer auf den Knieen an, daß sie das Dorf

retten, der Garde mahnt mit Thränen in den Augen zur Vernunft.

Endlich, endlich arbeitet die Feuerspritze, er kommandiert, Wasserstrahlen fliegen auf die Kirche und die nächsten Häuser. Die Nacht ist windstill, die riesige Lohe des Bären verfließt wie eine feurige Wolke im Nebel, die gewaltigen Mauern halten stand, aber aus den berstenden Fenstern zischen die Flammen und zerstören die alten Jagdtrophäen am Dachgebälk und prasselnd fällt das graue Bärenhaupt auf die Straße und zersplittert.

Aus dem Erdgeschoß ist einiges gerettet worden und nun schreit Bälzi: „Der Wein! der Wein! Laßt uns doch den Wein holen!"

Er dringt mit einigen Burschen in den Keller, sie wälzen die Fässer auf die Straße, und da man sich wegen der steigenden Hitze zurückziehen muß, zum Kirchhof hinauf.

Die Flaschen, Krüge, Becher und Gläser kreisen.

„Wenn doch St. Peter untergehen muß," gröhlen die Männer, „so wollen wir noch trinken. Zum Wohl — zum Wohl!"

Ein gräßliches Bild! Der Brand nimmt schon ab, die Gefahr für das Dorf ist vorbei, der Bären ist ein riesiger glühender Ofen, auf dem Kirchhof aber beraten die Trunkenen zwischen betenden Frauen und schreienden Kindern, was sie jetzt anfangen wollen.

Einen Augenblick ist es, als siege die Vernunft, der Garde und noch einige haben sich auf den Kaplan geworfen, haben ihn gefesselt und wollten den Tobenden abführen.

Da fliegt eine Nachricht herbei, die den letzten Funken der Besinnung löscht: „Wir sind verraten. — Die wehr-

fähige Mannschaft der vorderen Dörfer ist im Anzug — sie sind schon an der Brücke — sie helfen dem Rebellen — sie sind gegen die von St. Peter."

Die Bestürzten bitten, drohen, sie kämpfen, sie machen den gebundenen Kaplan Johannes mit Gewalt frei: „Er allein kann uns jetzt helfen!" rufen sie. Er aber schreit, das Grabkreuz Seppi Blatters wieder ergreifend: „Vertraut mir, ihr Frommen. — Zu Allerheiligen erlöse ich euch alle — denn ich bin nicht Kaplan Johannes, wie ihr meint — sondern ich bin St. Peter, euer Schutzpatron, ich richte unter euch meine Kirche ein — und wer in den Himmel kommen will, folgt mir!"

Der helle Wahnsinn steht in den Augen des Schrecklichen, der sein Grabkreuz schwingt — die Hälfte der Dörfler weicht über die Gotteslästerung entsetzt von ihm zurück: „Wir haben uns einem Narren ergeben!" stammeln sie.

Zwanzig, dreißig Frauen aber, die noch in Furcht und Entsetzen an ihn glauben, scharen sich um ihn, eine Zahl Männer ahmen das Beispiel nach, doch viele unter ihnen verhalten sich schweigsam und drohend: „Wir gehen mit," knurren sie finster, „denn nach allem, was sich ereignet hat, können wir nicht mehr zurück, aber wenn er uns ins Unglück führt, ist er der erste, der fallen muß." — —

Siegesgewiß lächelt der wahnsinnige Kaplan: „Kommt, kommt, ihr Getreuen — an den Weißen Brettern wird sich das Glück der Gemeinde erfüllen."

„Auch Ihr, Peter Thugi?" — Der Garde, der den Mut verloren hat, sagt es traurig und vorwurfsvoll. —

„Garde," erwidert der junge Mann, „wenn Josi

oder Binia ein Härchen gekrümmt wird, so kehre ich nicht zurück zu meinen Kleinen — mich schämt das Leben an, wenn er untergehen soll, der mich gerettet hat!"

Der Zug der Verzweiflung zieht, während es leise zu schneien beginnt, in die Nacht.

Umsonst hat der Garde noch einmal geredet — jetzt sitzt er still in seiner Wohnung und weint über seine verirrte Gemeinde.

Broni steht tröstend bei ihm, aber ihr ist todesangst um Binia. Die alte Sage!

Eusebi kommt so lange mit der Hilfe nicht.

Da horch! Gleichmäßige, taktfeste Schritte von Männern schallen von der Straße, die sich mit dem Flaum des fallenden Schnees bedeckt. In guter Ordnung rückt die waffenfähige Mannschaft der äußeren Dörfer in St. Peter ein, die Befehle tönen ruhig durch die Nacht, im Haus des Garden atmet man auf aus grimmiger Not.

„Wo ist mein Mann, Eusebi Zuensteinen?" fragt Broni die Ankommenden.

„Mit dem ersten Zug der Unsrigen ist er vor dem Dorf an die Weißen Bretter empor geschwenkt. — Josi Blatter darf nichts geschehen," antworten die Männer.

Draußen im Lande weiß man es: Das Werk Josi Blatters ist gut. Mit denen von St. Peter aber, die man schon lange als harte, abergläubische Köpfe kennt, muß man scharf rechnen, sie haben mit dem, was heute geschehen ist, die Ehre des ganzen Berglandes beleidigt.

Daß Josi Blatter, der Held der heligen Wasser, ein Mörder sei, will niemand glauben; daß die von St. Peter sich unter die Anführung des verrückten Kaplans stellten, den man als einen gemeingefährlichen Vagabunden

kennt, daß ſie nach dem Leben eines durch ſeine Rechtſchaffenheit und Schönheit bekannten Mädchens trachten, erfüllt die Mannſchaft mit ſolcher Wut, daß die Führer Mühe haben, ſie von unüberlegten Thaten gegen die Dörfler zurückzuhalten.

Morgen wird aber ja ſchon die gerichtliche Unterſuchung walten, bis in die Stadt iſt man durch Euſebi und den Pfarrer über den Plan derer von St. Peter unterrichtet und empört.

Wenn den zwei Liebenden ein Leid geſchähe, wehe dann dem Dorf.

Nun aber ſind die Männer enttäuſcht — in St. Peter brennen nur wenige Lichter — wo ſie eintreten, treffen ſie nur betende Frauen — aber keinen Mann, der Auskunft über die Ereigniſſe des Tages gäbe.

Endlich greifen ſie einen auf — den betrunkenen Bälzi, der in ſeinem Rauſch den ſchrecklichen Ahornbund verrät. Sie ſperren den Gefeſſelten in die Gemeindeſcheune.

Da bringen einige von jenen, die mit Euſebi an die Weißen Bretter emporgeſtiegen ſind, auf einer Notbahre von Tannenreiſern einen Mann. Die erſte falſche Nachricht ſagt, es ſei Joſi Blatter, der erſchlagen worden ſei, aber es iſt der Preſi, der machtlos röchelt.

„Wohin mit ihm?“ fragen die Träger. — „In mein Haus,“ erwidert der erſchütterte Garde, und wie er in das Geſicht ſeines Freundes blickt, da weiß er, daß er einen vor ſich hat, der nicht mehr lange leben wird.

Auf dem Weg zu ſeinen Kindern iſt der Preſi hilflos zuſammengeſunken.

Da liegt er nun in der Kammer des Garden, aber

er kann nicht sterben: „Mein Traum," stöhnt er, „mein entsetzlicher Traum — dazu die alte Sage, daß eine Jungfrau bluten muß, ehe St. Peter von der Wasserfron erlöst ist. Garde, seht Ihr nicht — meine arme Bini blutet."

In schrecklichen Gesichtern lebt der Sterbende.

„Ich kann nicht selig werden, es sei denn, ich wisse meine Bini mit Josi glücklich und daß er unschuldig ist. Nur kein Fluch von mir in ein folgendes Geschlecht. — Seppi Blatter — Fränzi — macht es mir nicht zu streng."

Der Garde hält die Hand des Bebenden, selbst ein unglücklicher Mann, fühlt er verzehrendes Mitleid mit ihm und tröstet: O Presi — es leben allerdings mächtige Wahrheiten in den alten Sagen, in Träumen wohnt tiefer Sinn, aber glaubt, eine Vatertreue, wie die Eure, vermag die verhängten Schicksale zu brechen. Es wird Euch vor Gott groß angesehen sein, daß Ihr Euer Kind in dem Augenblick, wo Ihr seiner bedurftet, dahin ziehen ließet, wo seine Sicherheit und sein Glück liegen, — daß Ihr die Folgen einer unglücklichen Stunde vor dem erregten Volk selber tragen wolltet, — daß Ihr Eure letzte Kraft dahin wandtet, wo Ihr glaubtet, Eure Kinder hätten Eures Schutzes nötig. Presi, gebt die Hoffnung nicht auf."

So tröstet der treue Freund feierlich und unabläßig und zitternd horcht der Presi.

Der Garde, der es spürt, wie das Leben seines Freundes schwinden will, sagt: „Ihr habt mehr gethan — um sie zu retten, habt Ihr das Haus, das Euch lieb war wie Euer Leben, in Brand gesteckt. Bekennt es nur!"

Aber der Sterbende verzerrt sein Gesicht und knirscht.

Mit tiefem Kummer sieht es der Garde: Sein Freund ist noch der alte Presi. Er würde, wenn er seine Kinder nicht mehr sähe, mit einem schrecklichen Geheimnis ins Grab steigen und auf St. Peter den Verdacht der Brandstiftung ruhen lassen.

„Bekennt Ihr," fragt der Garde, „wenn Josi und Binia unversehrt durch diese Thüre treten?"

Da schluchzt der Presi, aber er schweigt.

„Josi und Binia sind unschuldig — es kann ihnen nichts geschehen — jetzt nicht und vor Gericht nicht — ich werde mit ihnen kämpfen — sie müssen glücklich werden, die so viel gelitten haben!"

So mahnt und tröstet der Garde, und aus seiner vollen Brust strömt der Glaube in die Brust des Presi über, ergebungs- und hoffnungsvoll erwartet er, während seine Pulse schon schwächer und schwächer gehen, die Botschaft von den Weißen Brettern.

Ehe er weiß, wie es sich an den heligen Wassern entschieden hat, kann er nicht sterben.

XXI.

„Zu Josi!“ Durch die letzten Bergastern, durch die öden herbstfalben Weiden schwankt Binia langsam empor — empor — sie folgt, ohne daß sie es weiß, dem Weg, den sie mit dem Vater gegangen ist. Oft steht sie still, dann greift ihr Fuß, indem sie flüstert: „Zu Josi!“ wieder mechanisch aus. Dann blickt sie wieder zurück in die Nebel: „Vater — Vater!“ Die Kindesliebe zieht sie zurück. Doch sie geht wieder vorwärts. Alle ihre Regungen sind aber fast nur Traum und die Stimmen sonniger Vergangenheit reden lauter in ihr als die Gegenwart.

Zu viel hat sie gelitten und leidet sie noch. Da erreicht sie die Stelle, wo die heligen Wasser vom Geröll auf die Weißen Bretter übergehen. Ein seltsamer Gedanke kommt ihr: In ihrem Schutz kann mir und Josi nichts geschehen! — Aber die alte Sage — sie bebt. Wird sie für Josis Werk sterben müssen?

Sie wandelt durch den Felsengang, da glänzt tief im Hintergrund ein Licht.

„Josi!“ Er meißelt am Boden hingekniet und sieht sie nicht. „Josi!“ schreit sie.

Er fährt auf und läßt den Hammer fallen. „Bini!“

Er umarmt sie. Im flackernden Grubenlicht sieht er nicht, wie bleich sie ist.

„Bini — dich hat in dieser Stunde Gott zu mir geführt. Engel — du kommst, um mein Werk zu segnen — die Leitung vollendet sich. — Schau! — Durch dieses Bohrloch blitzt von drüben schon der Tag."

In seinem abgezehrten Gesicht sieht sie eine fast überirdische Freude, sie schluchzt: „Josi, der Kaplan Johannes hat in der Glotter Thöni Grieg gefunden — mein Leben ist im Dorf verwirkt — meine letzte Zuflucht bist du."

Sie legt ihre kleinen Hände in seine großen arbeitsharten und neigt ihr Köpfchen auf seine Schulter und weint bitterlich.

Da küßt er sie auf den Scheitel: „Sei ruhig, liebes Bineli — du weißt es, ich habe Thöni Grieg nicht zu fürchten — mit uns ist die Wahrheit — sei nicht so traurig; wie du einst zu mir, so sage ich heute zu dir: Glaube, vertraue — das Glück wird doch noch wahr."

Er steht vor ihr im Vollgefühl des vollendeten Werkes. Und nun ertönt ihr kleiner Schrei: „Josi, mein Held!"

Binia geht es wundersam — Bei Josi, dem starken Manne, der ihr milde zulächelt, sinkt alles Schwere, was sie erlebt hat, wie ein wüster schwerer Traum von ihr. Ihr ist, an seiner Seite könnte sie einem ganzen Schwarm von Feinden entgegengehen, und selbst wenn alle so gräßlich wie Kaplan Johannes wären, würde ihr kein Leid geschehen.

Mit glänzenden Augen schaut sie Josi an.

„Hast du Mut, Bini?" lächelt er. „Zeige es mir. — Ich wäre glücklich, wenn du mit deiner lieben Hand die letzten Schüsse entzünden wolltest. Das wäre mir ein

größeres Fest, als wenn morgen die Regierung nach St. Peter käme und mich unter Glockengeläute vom Berg holte. — Wozu das? — Für dich ist's ja gebaut und gethan! — Weihe es, Binia!" — —

Sein ermunternder Blick ruht auf ihr. Er schiebt die Patronen in die Löcher und setzt die Zünder auf. „Hier und hier — hier und hier — da und da."

Demütig und mutig nimmt sie die Lunte und legt sie an die Zünder, die leise zu summen beginnen.

„Zurück, so weit ich dich führe, und sei stark, Bini."

Josi zählt. — „Jetzt." — Es kracht. — Ein Donnerwetter geht durch die Felsen, als ob das ganze Gebirge stürzen müsse — jauchzend reicht Josi Binia die Hand: „Gott segne den neuen Lauf der heligen Wasser — die Blutfron ist gelöst!"

Ueber das Nebelmeer unter ihnen rollt der Hall und rollt zurück. — Der Rauch zieht an ihnen vorbei und durch das Thor herein, das sich geöffnet hat, glänzt ein Schein des Abendrotes, das über Tremis steht.

Mit wuchtigen Hieben glättet Josi die Stelle. Doch nach einiger Zeit sagt er zu dem Mädchen, das am Rand des Wassergrabens kauert und ihm bewundernd zuschaut: „Für heute Feierabend — Bini — dir zu Ehren."

Da wird sie wieder etwas ängstlich: „O, Josi! — wir sollten fliehen. — Wir sind selbst hier oben nicht sicher — es ist mir, es geschehe Schreckliches in St. Peter!"

Sie drängt sich schmeichelnd und Schutz suchend an den strahlenden Mann.

„Fliehen! — Ich fürchte mich nicht vor denen von St. Peter. Und den Vater verlassen wir nicht, Bini."

„O mein Vater, — mein armer Vater! — Nein —

gelt, lieber Josi, wir verlassen ihn nicht! — Wir wollen wieder zu ihm niedersteigen," fleht sie.

„Sieh, Bini," antwortet er tröstlich, „wir haben einen geraden Weg, den müssen wir gehen: Bevor die Wasser laufen, scheiden wir nicht von den Weißen Brettern — bevor wir wissen, ob der Vater nicht doch mit uns kommen will, gehen wir nicht von St. Peter — und bevor ich mich nicht vor dem Gericht von jedem Verdacht wegen Thöni Grieg gereinigt habe, wirst du nicht mein Weib — dann aber Glück zu, mein herzlieber, reiner Tautropfen."

Weich und demütig erwidert sie: „Dein Weg ist mein Weg, Josi!"

In weltferner Einsamkeit hoch über den Menschen halten sie Feierabend. Ueber dem grauen Nebel der Tiefe, der wie ein See in die Berge gegossen liegt, geht der Tag zur Rüste, sie sehen nicht und hören nicht, wie unter ihnen in St. Peter der Aufruhr braust, sie sehen auch die Sterne nicht, denn Schneewolken ziehen schwerer und schwerer über das Gebirg — zwischen lauter Wolken sind sie mit ihrer Liebe allein.

Josi hat von lange her eine Felsennische heimelig eingerichtet, da flackert jetzt ein Feuer, die Milch, die der pflichttreue Bonzi wie sonst heraufgeschafft hat, siedet im Topf; auf einem Teppich, der über eine Felsenbank gelegt ist, sitzt das Paar Wange an Wange und in der stillen Felsenheimlichkeit vergißt es die armseligen Menschen, die sich in den Qualen des Aberglaubens winden, und nichts bleibt ihnen bewußt als ihre starke Liebe. Alle Stürme sind zur Stille gekommen, die Seelen der Gehetzten ruhen in seligem Traum.

„Josi," erbebt die Stimme Binias fein und weich, „eine alte Sage geht, daß über der Befreiung St. Peters aus der Blutfron eine Jungfrau sterben muß — sie hat mir meinen Gang zu dir schwer gemacht — aber jetzt ist mir, es wäre mir leicht, das Leben für dich und dein Werk hinzugeben!"

Und in unendlicher Treue hangen ihre Augen an ihm.

„Rede nicht so —, Bini," erwidert er sanft, „nein, wir wandern ins Leben — du und ich — und wir wollen unserer Liebe im Frieden froh werden und schaffen, bis es Abend ist!"

„Ins Leben!" wiederholt sie traumhaft.

Er streichelt ihr dunkles Haar, müde läßt sie das Köpfchen an seine Brust sinken, lange Leiden fordern Auslösung, und sorglich bettet er die in einen bleiernen Schlaf Versunkene in die Felsenecke. — Das Feuerchen flackert und beleuchtet zwei Friedliche. —

Etwas Sonderbares weckt Josi aus seinem halben Schlummer. Ihm fehlt in der Morgenfrühe das leise Klingen der Glocke von St. Peter, und plötzlich erinnert er sich, daß er es auch am Abend nicht gehört hat. Nun wird er doch unruhig. Ist in St. Peter so Schlimmes geschehen, daß der alte Pfarrer seine Drohung wahr gemacht hat?

Besorgt zündet er in das Gesicht der schlafenden Binia. Sie lächelt innig im Traum und von ihren Lippen zittern die Worte: „Die Vögel, sie fliegen über Land und Meer."

„Schlafe, armes Kind, das so viel erduldet hat, schlafe — das Rauschen der Wasser, das Schlagen des Hammers mag dich wecken." Er geht leise davon, er

schreitet sein Werk ab, im Schein der Lampe legt er da und dort noch Hand an, er setzt am äußeren Ende der Leitung das kleine zierliche Wasserrad ein, das den Merkhammer treiben soll.

Es schneit ruhig und feierlich, die Flocken fallen leis und weich ins Morgengrauen und tiefe Stille waltet ringsum. Da ist ihm doch, er höre Stimmen aus der Tiefe und klirrende Töne — aber so unbestimmt, daß er nicht klug daraus wird, was er hört.

Er wandert rasch, die ruhig schlafende Binia im Vorbeigehen betrachtend, das ganze Werk zurück — er lenkt den Auslaufkännel am Eingang der Felsen vom Abgrund zurück und hinein in die neue Leitung.

Eilig strömen die Wasser.

Da horch! — Stimmen schwellen im Schneegestöber — eine Schar Gestalten, die — sonderbar genug — Grabkreuze tragen — Männer und Weiber tauchen gespenstisch in den Flocken auf — er erkennt den schwarzen Kaplan — er hört die hohe Stimme des Glottermüllers: „Wir müssen sie totschlagen, ehe das Rad geht — vorwärts!“

Josi stellt sich ruhig einige Schritte vor dem Eingang seines Werkes auf, aber seine Hand langt in die Tasche und seine Augen funkeln.

Die Schar steht vor ihm.

„Halt — oder ich sprenge euch alle samt und sonders in die Luft.“ Hochaufgerichtet, eine Dynamitpatrone in der erhobenen Hand, donnert er es ihnen entgegen. — Die Männer stutzen, aber Kaplan Johannes ruft: „Die heiligen Kreuze sind stärker als das teuflische Salz!“ — Und er will mit dem erhobenen schweren Grabkreuz in wahnsinniger Wut auf Josi los.

Da geſchieht etwas Entſetzliches.

Aus dem Felſengang ſtürzt Binia — ſie ſtürmt an Joſi vorbei — ſie läuft unter das erhobene Kreuz des Kaplans — ſie ſchreit flehentlich: „Schlagt mich, Kaplan — aber tötet meinen Joſi nicht.“

Schon ſauſt das Kreuz gegen das junge ſchöne Haupt hernieder und „Joſi!“ ſchreit Binia in Todesnot.

Da ſinkt der Kaplan ſelbſt.

Er ſtöhnt unter den Fäuſten Peter Thugis, der ihn im letzten Augenblick niedergeriſſen hat.

Einige der verdutzten Männer machen Miene, dem Schwarzen zu helfen, aber jetzt iſt Joſi neben der in die Kniee geſunkenen blaſſen Binia, er hält in finſterer Entſchloſſenheit die Patrone hoch und ſein funkelnder Blick hat den Stein ſchon erſpäht, an den er ſie ſchleudern könnte.

„Die Waffen weg, oder ihr fliegt!“ ſchreit er.

Ein furchtbarer Augenblick, ein Mann gegen einen Schwarm — einzelne der Geſtalten tauchen, wie Geſpenſter verſchwinden, in das Schneegeſtöber zurück. — Die ſchwarzen Kreuze und Scheiter fallen in den weißen, reinen Schnee.

Nur der Glottermüller mit einem kleinen Häuflein ſteht noch, aber ſie wagen keine That.

Da horch — der Hammer ſchlägt — er ſchlägt raſch und raſcher, laut und lauter — und rings im Gebirgskreis bleibt es ſtill — die Lawinen fallen nicht — es ſchneit nur leiſe und feierlich. — Die letzten Kreuze ſinken — aus der Tiefe tönt der Ruf: „Joſi, wir kommen — Joſi, halte aus — die Hilfe iſt da!“ — Es iſt Euſebi, der ruft. — Und durch den Schnee blitzen ſchon Waffen und Wehr.

Wie Peter Thugi die erlösenden Zurufe hört, läßt seine Faust etwas von dem sich windenden Kaplan. Der kann entfliehen und springt in gewaltigen Sätzen bergwärts. Hinter ihm die letzten Kreuzträger.

Um Josi, der die halb ohnmächtige Binia im Arm hält, und Peter Thugi, den Freund, steht die Entsatzmannschaft, und Eusebi Zuensteinen vergießt die hellen Thränen der Freude, daß sein Schwager gerettet ist.

Josi dankt Peter auf den Knieen für die rettende That.

„Wer sollte es besser wissen, Josi," erwidert Thugi, „was du für St. Peter gethan hast, als ich."

Andächtig horchen die hundert Männer dem Schlagen des Hammers und schütteln Josi und Binia die Hand.

Ein sonderbarer Zug bewegt sich in dem fallenden Schnee thalwärts. — In der Mitte geht Josi, nicht wie ein Held, sondern wie ein Geschlagener — er weiß es, er muß mit Binia an ein Sterbebett treten. Und Binia schluchzt herzzerbrechend. Aber daß sie noch gehen kann, ist ein Wunder.

Wer ist der größere, Josi, der die Blutfron von St. Peter genommen hat, oder der Presi, der Vater, der bis in den Tod für sein Kind gekämpft hat?

Ja, ja, arme Bini, ruhige Jahre werden dir nun wohl thun, denn zuletzt verliert auch der Stahl seine Biegsamkeit und bricht.

Sie sehen den verwüsteten Bären; Josi ist bereit, noch heute den Gerichtsbeamten, die schon eingerückt sind, Rede und Antwort zu stehen.

Das Paar tritt in die Wohnung des Garden — es sinkt an das Bett des Presi.

Man hat ihm die Fenster öffnen müssen, damit er

das Schlagen des neuen Hammers an den Weißen Brettern hört. Seitdem ist er ruhig und nun richtet er sich auf vom Lager. Er schluchzt — die dünnen Thränen fließen über seine abgehärmten Wangen. — „Seppi Blatter — Fränzi — ihr habt mir's nicht zu streng gemacht. — — Und Josi, wenn du wegen Thöni Grieg etwas auf dem Gewissen hast, — so nehme ich es dir ab."

Da antwortet Josi: „Nein, Vater, ich bin frei von Schuld. Thöni Grieg ist zehn Schritt vor mir gestürzt."

„Garde, ich habe den Bären angezündet," spricht der Presi laut, dann murmelt er: „Und St. Peter habe ich lieb gehabt. — Seid glücklich — Josi — Bini." Einen Blick unsäglicher Liebe noch wendet er auf das Paar — er sinkt zurück und der Todesengel schwebt durch das Haus.

XXII.

Ein Trauerſpiel im Bergland. Was die von St. Peter gethan haben, erſcheint dem Bergvolke ſelbſt, erſcheint der Welt unbegreiflich. Das Dorf wollte den ſchlagen, der ihm die größte Wohlthat erwieſen hat, den es mit Ehren wie ſeinen Erlöſer feiern ſollte. Unbegreiflich? — Als ob der Wechſelruf „Hoſianna!“ und „Kreuziget ihn!“ nicht die Jahrhunderte herab durch die Blätter der Geſchichte jauchzte und klagte. Als ob es nicht bis in die blühende Gegenwart hinein der Beiſpiele genug gäbe, wo nicht nur ein kleines, weltfernes Dorf, ſondern große mächtige, gebildete Völker ſich unter dem Druck eines Zwangsgedankens verwirren und eine Weile den Weg der Vernunft nicht finden können. Als ob die Geſtalt des böſen Narren, des Kaplans Johannes, der hetzend die dunklen Regungen der Volksſeele mißbraucht, nicht überall auf der Lauer ſtehe, um ſeinen Bettelſack aus der allgemeinen Verirrung zu füllen und ſeine nächtliche Seele in den Bildern des Schreckens ſchwelgen zu laſſen. — —

In bebender Zerknirſchung liegt St. Peter.

Jahrhunderte hat ſein Völklein unter dem Donner der Lawinen friedlich und ſtill gelebt, Geſchlecht um Geſchlecht hat mannlich getragen, was eine übermächtige Natur an Gefahren und blutenden Opfern über ſein Da-

fein verhängte. Im Schoß des ſtillen Lebens blühten innige Sitten und Bräuche, die Wunderblume der Sage hielt ihre Kelche offen und atmete ihre Düfte aus. Da führte ein Feuerkopf die Unruhe, die Haſt einer neuen Zeit in die Enge des Thales, in die Schmalheit der Volksanſchauungen. Die Dörfler ſahen, was Eltern und Altvordern groß und heilig gegolten, von einem Schwarm leichter Menſchen, der kein Verſtändnis für ihr eigenartiges Fühlen beſaß, mißachtet, in den Stimmen der Lawinen hörten die Geängſtigten den Zorn des Himmels reden. Und ſiehe da — die Wunderblume der Sage vergiftete ihren Duft. In Fleiſch und Knochen ſchlich ſich, von einem geheimnisvollen Narren vertragen, das Fieber des Aberglaubens.

Die Stimmung iſt vorbereitet. — Da geſchieht das Unfaßbare, daß einer vom Dorf das Verhängnis löſen will, das wie Gottes Züchtigung darüber ſchwebt — da ereignet ſich das Schreckliche, daß ein verborgener Mord, ſo glaubt das Völklein, ans Tageslicht kommt — eine tragiſche Folge der Umſtände ſchaltet alle Hemmungen der Vernunft aus.

So hat das Entſetzliche geſchehen können! — —

Zwei Abgeſandte der Regierung ſind da; der Hammer an der rettenden Leitung ſchlägt, von einem Feſt zur Einweihung des Werkes ſpricht niemand.

Eine unheimliche Stille brütet über St. Peter. Mächtiger als die ernſten Patrouillen, die das Dorf auf und ab ſchreiten, ſpricht es in die Gewiſſen, daß das ſchöne alte Haus zum Bären in ſchwarzen Ruinen aus der weißen feierlichen Schneelandſchaft ragt. St. Peter iſt ohne den Bären nicht mehr St. Peter.

Wer hat die Flamme hineingeworfen? — In der Gemeindescheune halten die herbeigeeilten Gerichtsbehörden an einem Tisch die Verhöre, zu denen ihnen der Verrat Bälzis die Unterlagen bietet. Mit finsteren, trotzigen Mienen kommt Bauer um Bauer und antwortet auf die Fragen. Daß er Kreuze aus dem Kirchhof ausgerissen hat, giebt jeder zu. Den Ahornbund aber verrät keiner. Und keiner nennt den Brandstifter, die Untersuchungsbeamten aber bestehen darauf, daß es irgend einer vom Bunde sei, und halten den Verdacht auf den Presi für eine Ausflucht. Sie fassen einen heißen Groll gegen das verstockte Dorf und drohen mit langen Einquartierungen auf Kosten der Gemeinde.

Da tritt erschüttert der Garde herein: „Ich kann euch die Untersuchung erleichtern. Keiner von denen, die ihr verhört habt, hat den Bären angezündet. Das hat ein Vater für sein Kind gethan. Ich sage es euch im Auftrage des Presi Peter Waldisch, der soeben gestorben ist."

O, die da sitzen und die Not eines Dorfes schreiben, sie haben den Presi schon gekannt, den gewaltthätigen Mann, der, die anderen alle um Haupteslänge überragend, nie klein gewesen in seinem Zorn, aber auch so groß in seiner Liebe, daß ihm die That wohl zuzutrauen ist.

Sie sprechen bewegt: „Immer war er der Presi — sich selbst getreu bis in den Tod — in der Enge der Berge, wo der gewaltige Mann überall anstieß, hat er werden müssen, wie er war — in der Welt aber wäre er nach Kopf und Herz ein Großer geworden — denn Kernholz, aus dem das Volk seine starken Führer schnitzt, war an ihm von der Sohle bis zum Scheitel."

Während sie noch flüsternd dem toten Presi ihr Kränzlein winden, tritt Josi Blatter an den Tisch und wünscht wegen Thöni Grieg verhört zu werden. Ruhig und fest erzählt er den Hergang im Teufelsgarten, ruhig und fest antwortet er auf die Kreuz- und Querfragen, die Gesichter der Untersuchenden, die zuerst wohlwollend auf den Helden der heligen Wasser blickten, werden ernst. Die Darstellung klingt unglaubwürdig.

„Ihr besteht darauf, daß es nicht Totschlag in Notwehr war?"

„Ich bestehe darauf."

„Ihr habt das Werk an den Weißen Brettern nicht zur Sühne gebaut?"

„Nein, meiner Braut Binia Waldisch zu Ehren."

„Ihr verzichtet auf die altgebräuchliche Rechtswohlthat, die seit Matthys Jul denen zugebilligt wird, die für die heligen Wasser an die Weißen Bretter steigen?"

„Ich verzichte!"

Josi steht — es geht nicht anders — unter der Anklage, in Notwehr Thöni Grieg erschlagen zu haben — aber wenigstens so hart sind die Männer des Gerichtes nicht, daß sie ihm eine Haft auferlegen. Sein Ehrenwort, sich der Untersuchung immer zur Verfügung zu halten, genügt.

Kaplan Johannes ist nicht zurückgekehrt. Von seinen eigenen Anhängern zuletzt in die Enge getrieben, hat er sich auf die Felsen geflüchtet, die vom Neuschnee schlüpfrig waren, er ist gestürzt und erst im Frühjahr hat man seinen zerschmetterten Leichnam in einem Abgrund gefunden.

Während der Untersuchung über die Vorfälle in St. Peter, die mehrere Tage in Anspruch nimmt, ist der alte Pfarrer zurückgekommen und hat seine Siegel von

der Kirche genommen. St. Peter kann seine Toten begraben, heute in aller Stille Thöni Grieg, morgen in herzlicher Trauer den Presi, der den Dörflern nie bewunderungswürdiger schien als in seinem Tod. Man hat die Kreuze und Scheiter des Kirchhofs gesammelt und wieder in die Gräber gesteckt. Der Pfarrer hat sie neu geweiht, und wie nun die Glocken zum Begräbnis des Presi wieder erklingen, da geht ein aufschluchzendes Weinen der Zerknirschung, doch auch neue Lebenshoffnung durch das Dorf.

Am Schluß der Grabpredigt sagt der alte Pfarrer: „Ich weiß, daß auch ich schuldig bin und euch nicht hätte verlassen sollen, und vor den Behörden der Kirche will ich für euch um ein gnädiges Urteil bitten. Ich lasse euch als Vermächtnis meiner Amtsthätigkeit, die ich niederlege, die Schlüssel zum Gotteshaus und den Glocken zurück. Hoffentlich für ewig. — Eine junge starke Kraft möge euch besser führen, als es mir altem kraftlosen Manne gelungen ist!“ — —

Langsam schreitet der Prozeß, es ist, als könne sich das arme Dorf nicht mehr erheben aus seiner Schande, als müsse es daran zu Grunde gehen.

Wie aber vor dem Volk des Berglandes die Gestalten Josi Blatters und Thöni Griegs durch die Untersuchung in immer schärferen Umrissen erscheinen, wie der gefälschte Brief Thönis bekannt wird, wie man den Leidensgang und die hohe Treue der Liebenden erfährt, da fliegen ihnen alle Herzen zu, der gerechte Sinn des Volkes erwacht. „Selbst wenn er eine That des Zornes begangen hätte,“ spricht das Volk, „müßte er freigesprochen werden, sie wäre Gottes Gericht über den Schuft.“

Es ist aber keine That des Zornes geschehen. — Und für Josi und Binia spricht mit glühendem Feuer der Garde, der Ehrenmann des Dorfes, der in aller Verwirrung wie ein Fels des Rechtes dagestanden ist.

Tausend Umstände zeugen für das Paar.

Im Winter noch steigt Josi ein paarmal zu seinem Werk empor, prüft es, vollendet noch da und dort etwas — sobald er aber das gerichtliche Verfahren hinter sich hat, will er mit Binia über das Meer ziehen und in einem fernen Erdenwinkel Glück und Vergessen suchen.

Eines Tages aber erhält er den Besuch seines Freundes Felix Inderganb. Der spricht nicht mehr von Beate, dagegen redet er Josi herzlich zu: „Ziehe nicht fort, Josi! — Siehe, wer zwischen den Bergen geboren ist, findet nur zwischen den Bergen das volle Lebensglück. Wir beide haben es erfahren, wie öde und leer das Herz in der Fremde bleibt, das deckt alle Liebe nicht zu. Thue es deiner herrlichen Braut nicht an, das Bergkind würde in der Ferne rasch welken. Komm, wenn du doch nicht zu St. Peter bleiben magst, zu uns ins grüne Oberland, ich will ein Gütchen für dich erhandeln. Dort lebe in meiner Nähe und sei glücklich mit deinem Weib."

Josi geht die warme Rede seines Freundes zu Herzen — er willigt ein.

Endlich, wie schon die ersten Frühlingsblumen blühen, ist der Gerichtstag für ihn und die von St. Peter da, das Landvolk ist wie an einem Markttag auf der Fahrt in die Stadt.

Die Tribünen des Gerichtssaales sind gefüllt und zweimal entsteht eine mächtige Bewegung unter den Zuschauern.

Das erſte Mal, wie eine hoheitsvolle jugendliche Geſtalt in tiefer Trauer als Zeugin vor die Schranken tritt. Manchmal, wenn ihre Liebe zu Joſi vor der Menge zur Sprache kommt, erbebt ſie, Blutwelle um Blutwelle geht über das feine Geſicht und hilflos fragt ſie: „Ja, muß ich das auch ſagen?“ Auf manche harmloſe Fragen antwortet ſie in ſo heißer Scham, dann mit einem blitzenden Wahrheitsmut, daß die Schauer der Ergriffenheit durch den Zuſchauerraum gehen.

„Der Garde von St. Peter hat recht,“ flüſtert ſich die Menge zu, „Binia Waldiſch kann keine Unwahrheit ſagen!“

Und dann, wie ein eben eingetroffener Brief aus Indien zur Verleſung kommt:

„Joſi Blatter, über den Sie mich gerichtlich anfragen, hat ſich in fünf Jahren als ein Mann ohne das geringſte Falſch bewährt. Er iſt ſo feſt und treu wie Ihre Berge, und die wanken nicht. Sie würden eine Schmach auf Ihr Land laden, wenn Sie ihm nicht vollen Glauben ſchenken und einen Makel auf ihm ruhen ließen. George Lemmy, Oberingenieur der britiſchen Regierung in Indien.“

Ein Stündchen ſpäter iſt der volle Freiſpruch da.

Ein kleiner, ſchluchzender Schrei bebt durch den Saal: „Joſi, mein Held,“ und Hunderte ſchluchzen mit und ein Jubelruf pflanzt ſich fort durch die Straßen der Stadt.

„So geht ihr nun ins Oberland, ihr Vielgeprüften!“ ſagt der Garde, der mit Broni und Euſebi dem Paar die Hände reicht, „wenn zwei glücklich werden können auf dieſer wandelbaren Erde — ſo ſeid ihr es, ihr heißen Herzen von unwandelbarer Treue.“ —

Auch St. Peter hat keinen böſen Tag.

Die Richter wiſſen, daß es jetzt nicht gilt, das arme, verirrte, von einem Wahnſinnigen verführte Dorf, für das der alte ehrwürdige Garde mit Thränen in den Augen bittet, noch tiefer in Unglück und Schande zu drücken, ſondern zu beruhigen und zu verſöhnen, ſie legen leichte Strafen auf die Grabſchänder, und willig tragen die Dörfler das verhängte Maß. — —

Wie ein reinigendes Gewitter haben der „böſe Tag“ und ſeine Folgen auf die von St. Peter gewirkt. Ein Jahrhundert ruhiger Entwickelung hätte die Sinnesart des Völkleins nicht ſo geändert und geweckt wie der Sturm.

Und ſonderbar, wie ſich das Urteil über den toten Preſi gewendet hat. Seinen einſt ſo verhaßten Namen nennt man in St. Peter in glühender Ehrfurcht. Vor dem frommen Glauben der Bergleute hat nicht Peter Thugi, der jüngere, im letzten Augenblick den Schlag des Kaplans vom Haupt Binias gewandt. Nein, aus dem alten Fluch, daß eine Jungfrau über der Befreiung St. Peters von der Waſſerfron an den Weißen Brettern ſterben müſſe, hat ſie die Aufopferung des Preſi gerettet; indem er ſelber in den Tod ging, ſchützte er das Leben ſeines Kindes und bewahrte das Dorf vor noch entſetzlicherem Unglück.

Als ein Held erlöſender Vatertreue ſteht er im Gedächtnis des Berglandes.

Sogar ſein Werk, die Einführung des Fremdenverkehrs in das Thal, iſt nicht untergegangen. Ein Jahr ſtand der Bären als eine Ruine da. Dann kam denen von St. Peter die Ruine und die Ruhe der Sommer,

die man so geliebt hatte, wie eine Anklage vor. Die Gemeinde wünschte, daß das Haus von einem tüchtigen Wirt wieder aufgebaut würde. Die Fremden falterten darauf wie einst durch das Glotterthal und die Bevölkerung hat nichts wider sie einzuwenden.

Von den alten Sagen spricht niemand mehr gern, wie man die schönen einst geliebt hat, verabscheut man sie.

In einem Thal des Oberlandes aber lebt ein junges Ehepaar in halber Verborgenheit und tiefem Frieden.

Nach einigen Jahren indes findet doch ein kleiner Zug von Männern, an ihrer Spitze Hans Zuensteinen, der alte Garde, und der jüngere Thugi, der neue Garde, den Weg in den Winkel des Glücks.

Die Männer drehen vor Josi Blatter und seiner schönen jungen Frau verlegen die Hüte und der alte Garde spricht: „Josi Blatter, es ist vieles anders geworden in unserem Dorf, aber den rechten Frieden und die rechte Freudigkeit haben wir noch nicht. Es ist uns, St. Peter sei noch nicht ganz aufgerichtet, so lange du und Binia uns fehlen. Wir wissen, daß dein Werk gut ist, die Gemeinde will dich in Ehren halten und zum Zeichen haben dich gestern die hundertzwanzig Bürger von St. Peter einstimmig zu ihrem Presi gewählt. Denn ich bin alt und den Aemtern nicht mehr gewachsen. Wir brauchen einen starken, aufrechten Mann. Josi, versage uns die Freude und Ehre nicht!"

Die anderen bestätigen die warme Rede: „So ist es, wir bitten dich."

Josi will antworten, aber er kann nicht — er geht zur Thüre hinaus — in einer stillen Ecke schluchzt er: „Hört ihr es, Vater — Mutter — ich, euer verachteter

Bub, Preſi von St. Peter.“ — Wie er ſich aber gefaßt hat und den Männern ſein „Nein“ entgegenbringen will, da fällt ihm Binia um den Hals: „Joſi, ja, wir wollen nach St. Peter zurückkehren, deſſen Kinder wir ſind und wo die Gräber der Eltern liegen. Ich ſtelle mich zu den Männern.“

Mit einem Jawort ziehen ſie.

In St. Peter waltet Joſi Blatter ſeit vielen Jahren als Preſi in Stärke und Weisheit. Das Dorf hat ſich vollends aus ſeiner Schande erhoben, es blüht unter ſeiner Führung und unter dem Segen des guten Beiſpiels, das die feine Binia den Frauen von St. Peter giebt.

Die Blutfron an den Weißen Brettern, der Lostag, die Schreckensarbeit des Kännellegens tönt einem jungen Geſchlecht wie eine Sage ins Ohr und langſam verroſten in der Kapelle zur Lieben Frau die Unglückstafeln. Das Werk Joſis hat ſich bewährt. Die Wildleutlaue mag donnernd gehen, die heligen Waſſer fließen, ſie rauſchen und ſpenden Segen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Der König der Bernina.

Roman
aus dem schweizerischen Hochgebirge von

J. C. Heer.

9. Auflage.

Preis geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

... Nach all dem vorgebrachten wird es nicht notwendig sein, den „König der Bernina" unsern Lesern als die begehrenswerteste Unterhaltungslektüre noch besonders zu empfehlen. Und ebenso werden sie sich selbst sagen können, daß dieser Roman nicht nur Unterhaltungslektüre ist, sondern ein dichterisches Werk von herzerhebender Schönheit, ein gemütsveredelndes Buch, das auch um seiner fleckenlosen Reinheit willen als ein Familien- und Volksbuch angesehen zu werden verdient. Wie schön Heers „An heiligen Wassern" war, sein „König der Bernina" ist noch ein schöneres, noch vollendeteres Werk. Der Bund, Bern.

Der Roman, der wieder in der Schweiz, diesmal im Engadin spielt, ist vielleicht noch glänzender als der erste geschrieben und bereits haben angesehene Vertreter des Engadins dem Verfasser in einer ehrenvollen Spende den Dank des Landes für die ihm erwiesene Huldigung dargebracht. In der That bietet der Roman eine Schilderung von der Schönheit und Großheit dieses Alpenlandes, daß der Leser es immerfort mit der Seele suchen muß.
Schwäbischer Merkur, Stuttgart.

Heer versteht sich wie wenige auf die Kunst, die gesamte lebloseund belebte Natur seinen Zwecken mit dienstbar zu machen, in uns die Empfindung zu erzeugen, als könne es gar nicht anders sein, als müsse die überwältigende Schönheit und Großartigkeit des Landes auch auf den Charakter und die Sinnesart der Bewohner abfärben, auch sie steigern und hinausheben über die gemeine Werktäglichkeit des Menschentums und zu vornehmen Heldennaturen stempeln. Leipziger Zeitung.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

This book should be returned
the Library on or before the last
stamped below.

A fine of five cents a day is incu
by retaining it beyond the spec
time.

Please return promptly.

This book should be ret
the Library on or before the
stamped below.
A fine of five cents a day is
by retaining it beyond the
time.
Please return promptly.